

QUAECUMQUE SUNT VERA
1851



Ueberlieferungen

zur

Geschichte unserer Zeit.



Jahrgang 1820.

Juli-Heft.

Aarau
bei Heinrich Remigius Sauerländer.

Ueber Größe und Untergang des Freistaats Venedig.

(Nach Lesung von der Histoire de la republique de Venise par P. Daru. VI Tomes. 1819.)

1.

Ursprung Venedigs.

Einige kleine Gemeinden, aus Fischern und Schiffern gebildet, die ihre Hütten einst an der Küste des adriatischen Meeres auf Sandbänken und unwirthbaren Inseln, mitten in Sümpfen, aufschlugen, ahneten nicht, daß sie Gründer eines Staates wären, der nach einem Jahrtausend die Hälfte Norditaliens, ganz Dalmatien, Korfu und Cephalonien, mit den gegenübergelegenen italienischen Uferstädten, den Peloponnes, sammt den Trümmern Korinths und Athens, Kandien und Cypern, den griechischen Archipel, die europäischen und asiatischen Gestade des schwarzen Meeres und den Welthandel beherrschen würde. Und dieser Staat, der noch vor dreihundert Jahren den wider ihn verbündeten Mächten des römischen Kaisers und Papstes, Frankreichs und Spaniens und der osmanischen Pforte Spitze bot, ahnete nicht, daß er in unsern Tagen kraftlos, unbeklagt aus der Reihe selbstständiger Reiche — durch einen bloßen Federstrich verschwinden werde.

Die Nachwelt hat keine Ursache mehr, über eine solche Erscheinung zu erstaunen. Schon wir haben der Beispiele genug, wie Tugenden, aus der Liebe der Freiheit und des Ruhms entsprossen, Kleines mächtig machten, und wie altherrliche Reiche durch schlaffe Selbstsucht und Niederträchtigkeit ihrer Häupter und Bürger zu Grunde gingen. Unsere Nachkommen werden deren noch mehrere kennen. Verderbten Geschlechtern ertönt der Mund der Geschichte vergebens von ewigen Wahrheiten. Das Schicksal hat sie der Auflösung geweiht.

Wir sind Zeitgenossen und Augenzeugen vom Untergange des venedischen Freistaats. Viele haben die Geschichte desselben beschrieben; am vortrefflichsten unter den Neuern Daru. Uns aber sollen hier weniger die Begebenheiten, als die Ursachen von der Größe und dem Verfall der Republik beschäftigen.

Schutt und Sand, welchen von den verwitternden Alpen herab Schnee und Regengüsse durch die Flußbetten der Piave, des Musone, der Brenta und des Adigo in eine weite Bucht des adriatischen Meeres zusammenspülen, hat dort geräumige Sandbänke angehäuft, die nur durch seichte Gewässer oder Lagunen vom festen Lande und unter sich getrennt sind. Von diesen Inseln, bei sechszig an der Zahl, ist Rialto die erhöhtere, vermuthlich auch die älteste, in der Mitte aller übrigen gelegen. Ohne Zweifel war sie wohl längst schon von einzelnen Fischern bewohnt oder besucht, die sich, ihres Gewerbes willen, von dem nahen Gestade des römischen

Veneti ens dahin begaben. Wann und wie das benachbarte Küstenland unter Roms Herrschaft gekommen, weiß Niemand; wohl, wie es durch die wilden Einfälle der Westgothen im Anfange des fünften Jahrhunderts verloren ging. Denn damals retteten unglückliche Familien, aus Padua und der Gegend, ihr Leben durch Flucht auf die Lagunen-Eilande, wohin ihnen das Schwert der Eroberer nicht folgte. Viele, doch gewiß nur die Aermern, blieben auch nach hergestellter Ruhe dort, und der Paduanische Senat schickte ihnen jährlich, unter dem Namen der Konsuln, Statthalter, ihr kleines Gemeinwesen in gesetzlicher Ordnung zu verwalten. — Noch mehrmals in demselben Jahrhundert boten die armseligen Hütten der Lagunen den geängsteten Paduanern sichere Zufluchtstätten, als über die Trümmer der Stadt Aquileja Attila's Hunnen in Italien einbrachen, denen bald wieder die verheerenden Völkerschwärme der Heruler, so wie diesen die Ostgothen, diesen wieder die Longobarden folgten.

Der Name Veneti ens verlor sich. Er ward zuletzt nur noch von den Unglücklichen bewahrt, die sich auf den Inseln der Sümpfe angenistet hatten, und in ihrer Entlegenheit und Armuth allein vor der Habsucht und Grausamkeit der barbarischen Sieger geborgen lebten. Ihre Hütten ragten kaum, wie Nester der Seevögel, über der Oberfläche des Meeres hervor. Mit aufgeworfenen Dämmen schirmten sie sich gegen die Wellen. Fischfang genügte zur Nahrung. Ihre Aernten bestanden aus Meersalz, welches sie benachbarten Gegenden feilboten; und weil ohne Gebrauch des Bootes niemand von ihnen weder zur Küste, oder zu einer der kleinen Inseln gelangen konnte, mußte Jeder, ohne Unterschied des Geschlechts, Schiffer sein.

So entsprang Venedig. Der unwirthbare Boden des neuen Vaterlandes gab den Ansiedlern nichts, als einen Ruheplatz; nicht einmal Wasser, ihren Durst zu lösch n. Was sie mit dem Meersalz eintauschen oder mit ihren Schiffen durch Frachtfahren verdienen konnten, mußte ihnen die Lebensbedürfnisse gewinnen. Aber Einfachheit und Härte ihrer Lebensweise und täglicher Kampf mit Wind und Wellen erwarb ihnen bald den Ruhm der besten Seefahrer. In rastloser Gewerbigkeit wurden aus Miethschiffern Handelsleute. Als der große Gothenkönig Theodorich das benachbarte Ravenna zum Sitz des Reichs und zum Markt Italiens machte, ward damit der kaufmännische Spielraum der Lagunenbewohner erweitert. Man sah venedische Ruderschiffe an den äussersten Spitzen Italiens. Sie holten aus den Inseln des griechischen Archipels, aus den syrischen Häfen und vom schwarzen Meer, Tyrischen Purpur, Seidenstoffe, Federn und andere Erzeugnisse des Morgenlandes. Gothen, wie nachmals Longobarden und Franken, die nach einander Herren der großen Halbinsel wurden, alle ohne eigene Schifffahrt, schirmten und benutzten den Fleiß der kecken Seeleute.

Nicht ungestört aber konnten sie sich dem friedlichen Verkehr widmen. Denn an den Ostküsten des adriatischen Meeres hatten sich bald neue Barbaren, Sklavonier genannt, niedergelassen. Der Ozean setzte den kriegerischen Streifzügen dieser furchtbaren Schwärme keine Grenzen. Sie bauten Schiffe, überfielen und plünderten Küsten und machten durch Seeräuberei das ganze Binnenmeer unsicher. Hinter den befestigten Inseln Curzola und Lesina,

in dem Golf von Narenta, am dalmatischen Gestade, hatten sie ihre Hauptsitze. Die Venediger mußten von neuem um ihr Dasein streiten und ihr Gewerbe mit bewaffneten Fahrzeugen decken lernen. Noth machte sie aber stark, Glück kühn. Der Matrose ward zugleich Soldat. Doch länger als ein Jahrhundert rangen die Venetianer vergebens mit den slavonischen Freibeutern um die Oberherrschaft in diesen Gewässern. Ja, nicht selten mußten sie von ihnen die ruhige Fahrt der Frachtschiffe mit jährlicher Zinsbarkeit erkaufen.

2.

Einführung der herzoglichen Gewalt und Eroberung Dalmatiens.

Die Paduaner, welche vorzeiten das Volk in den Lagunen als ihre Pflanzung betrachtet hatten, waren in den Verwirrungen der Völkerzüge, in denen sie sich selbst häufig mit Vernichtung bedroht sahen, um Uebung und Recht gekommen, Statthalter dahin zu senden. Die Einwohnerschaft jeder der kleinen Inseln wählte sich selbst Richter über ihre Streithändel; die Gesammtheit der Richter oder Tribunen, wie sie auch genannt wurden, bildete dann eine Regierung über die Angelegenheiten Aller; in den wichtigsten Fällen entschied die zusammenberufene Gemeinde.

Diese Einrichtung genügte fast dreihundert Jahre lang, so lange die Geschäfte und Verhältnisse der Menschen einfach waren. Aber mit der Vermehrung des Volks und der wachsenden Ungleichheit des Vermögens vervielfachten sich allmälig die innern und äussern Beziehungen des kleinen Inselstaates. Die Aemter wurden bedeutender. Der Reichthum paarte sich mit dem Ehrgeiz, die Armuth mit dem Neid. Es entstanden Parteiungen und Stöße. Eine Obrigkeit, aus vielen Gliedern zusammengesetzt, mußte in ihren Berathungen oft zwieträchtig, in ihren Schritten schwerfällig werden. Besonders aber ward endlich durch den unaufhörlichen Kampf mit den Seeräubern das Bedürfniß einer kraftvollen und behenden Führung des Gemeinwesens von Jahr zu Jahr fühlbarer.

Darum billigte die Versammlung des Volks, als es eines Tages seinen Zustand berieth, die Vorschläge des Patriarchen von Grado, der das Amt des obersten Seelenhirten in den Lagunen führte: Einer müsse, wie bei andern Völkern und wie bei Kriegsheeren, Oberhaupt und Anführer Aller sein; die Gemeinde ihn auf Lebenszeit aus ihrer Mitte wählen; dem Volke aber solle, wie bisher, in großen Angelegenheiten die Entscheidung bleiben. Zum ersten Führer oder Duca über Alle ward Paulutio Anafesto (im J. 697) erwählt.

Dieser Herzog ernannte seine Räthe, auch die Tribunen der Inseln und die Hauptleute beim Heere. Er berief Volksversammlungen und ertheilte den von Geistlichkeit und Bürgerschaft gemeinsam erwählten Prälaten Investitur. Er war also Monarch im vollen Sinne des Worts. Dieser jähe Uebergang aus ursprünglicher Ungebundenheit zur Alleinherrschaft war bei einem halbrohen Völkchen sehr natürlich, welches, durch die Gewalt der Umstände nun aus dem

lockern und freien Zustande eines Familienbundes gedrängt, keine bessere Staatsform kannte, als die es vom Verhältniß des Flottenbefehlshabers zu den ihm untergeordneten Hauptleuten, Steuermännern und Matrosen zu entlehnen wußte.

Anafesto rechtfertigte die Erwartungen seiner Mitbürger von dem Bessern der neuen Ordnung. Er stillte Entzweiungen im Innern; stritt von Aussen glücklich gegen die Seeräuber; erwarb oder bewahrte durch Vertrag mit den Longobarden den Küstenstrich des festen Landes, welcher zunächst an die Lagunen stößt; schützte ihn durch Festungen, die er an den Mündungen der großen und kleinen Piave aufrichtete, und gewann auf diese Weise für Venedig festen Fuß auch auf festem Lande.

Nicht alle Nachfolger Anafesto's besaßen seine Mäßigung und sein Glück. Durch stürmische Wahlen, durch Verschwörungen reicher Geschlechter, oder durch Gewalt und Umtriebe auf den Fürstenstuhl erhoben, nahmen nicht immer die Würdigsten denselben ein. Bei der Sittenverwilderung des Jahrhunderts, da Muth die höchste Tugend, Schwelgerei der höchste Genuß zu sein schien, wurden ihrer viele, von allen Lastern des Zeitalters befleckt, Despoten. Nur starke Gemüther können ohne Gefahr das Bewußtsein unbeschränkter Gewalt ertragen; den übrigen wird es zum Rausch, in welchem sie schamlos Blößen offenbaren, die sie im Privatstande verdecken, und beim Rechte, über Andere zu herrschen, die Pflicht verhöhnen, sich selbst zu beherrschen. Auch fehlte es nicht an solchen, welche den Genuß der Hoheit in ihren Familien zu vererben bemüht waren, und sich zu dem Ende schon, während ihres Lebens, Söhne oder Brüder als Mitherrscher zugesellten.

Allein das Volk, alter Freiheit gewohnt, durch tägliche Abentheuer zu Land und Wasser verwegen, durch kaufmännisches Gewerbe verschmitzt, vereitelte alle Versuche zur Vererblichung der Herzogenwürde. Den stärksten Hort seiner Rechtsame fand es in der gegenseitigen Eifersucht der reichern Geschlechter, deren jedes Anhänger zählte. Vierhundert und fünfundsiebenzig Jahre lang schwankte der kleine Staat zwischen Gewaltherrschaft seiner Fürsten und gesetzlosen Bewegungen der aufrührerischen Menge. Von fünfzig Herzogen in derselben Zeit wurden fünf ermordet, eben so viele mit ausgestochenen Augen verbannt, neun andere entthront und verjagt, während fünf andere ihrer Würde freiwillig entsagten.

Diese Unruhen und Gährungen gefährdeten aber nicht im mindesten das Leben oder die Unabhängigkeit des kleinen Staates. Alle Erschütterungen wirkten nicht über die Lagunen hinaus. Ganz Italien war ungefähr in ähnlichem Zustande innerer Zerrüttungen, aus denen sich neue Gemeinwesen entwickelten. Jeder der einzelnen Staaten daselbst war entweder gegen die Ueberlegenheit der venedischen Seemacht für sich allein zu schwach, um die innern Verwirrungen des Lagunenstaats zu benutzen, oder war zu entfernt, wenn er stark genug dazu gewesen wäre. Die Macht der abendländischen Kaiser über Italien stand schon vielfach gebrochen; und Venedig, auf der Grenze ihres und des morgenländischen Reichs gelegen, bald zu diesem, bald zu jenem gezählt, wußte sich klug durch Dienste und Geschenke zwischen beiden emporzuhalten.

Es sandte alljährlich den Kaisern des Abendlandes, als Beweis der Unterthänigkeit, ein Pallium von Goldstoff gewirkt, bis Otto III auch diesen Tribut nachließ.

Im Innern aber reizten die bürgerlichen Händel nur die Lebensthätigkeit des Volks noch mehr und erhöhten den Sinn der Freiheit. Die reichen, nebenbuhlerischen Geschlechter der Stadt wetteiferten, zur Vergrößerung ihres Ansehens und Einflusses, in Vergrößerung ihrer Reichthümer durch ausgedehntere Handelsunternehmungen. Ueberall in den Städten Italiens, an den Küsten Kleinasiens und Aegyptens gründeten sie Faktoreien; die Könige des Morgen- und Abendlandes gestatteten ihnen herrliche Handelsfreiheiten. Aus den gesammelten Schätzen verschönerten sie Wohngebäude und Tempel in den Lagunen und verdoppelten sie die Zahl ihrer Schiffe.

Inzwischen hatten sich auf der Ostseite des adriatischen Meeres, längs den Gestaden von Istrien, Liburnien und Dalmatien, auch mehrere andere kleine Seestädte erhoben, welche unter den Verwirrungen und Schwächen des morgenländischen Reichs eine Art Unabhängigkeit annahmen. Den Venetianern nachahmend, versuchten auch sie ihr Glück im Handel. Allein bei ihrer Schwäche waren sie den Freveln der slavonischen Seeräuber mehr, als die Venetianer, ausgesetzt. Das bewog die Städte, bei den Lagunenbewohnern Bund oder Schutz zu suchen.

Der damalige Duca von Venedig, Pietro Urseolo, seines Namens der Dritte, ein geistvoller, unternehmender Mann, ergriff begierig die dargebotene Gelegenheit, seiner Stadt eine Herrschaft über die dortigen Küsten zu erwerben und Venedig von der Furcht zu befreien, in jener Reihe von Seestädten früher oder später Nebenbuhlerinnen im Handelsverkehr zu erblicken. Er segelte (im J. 997) mit der bewaffneten Flotte hinüber, und nahm die Huldigung der Städte ein, die sich freiwillig in Venedigs Schutz begaben; andere, die sich weigerten, zwang er; Nichts widerstand ihm lange, weil man einzeln zu schwach oder unvorbereitet war. Die venedischen Seeleute hatten in den anderthalbhundertjährigen Fehden mit den Seeräubern oder wenn sie den Nachbarn in Italien bewaffneten Beistand leisteten, oder den Kaisern des Orients zur Zähmung der Sarazenen Flotten liehen, kriegerische Gewandtheit erworben.

Siegreich längs den Ufern Dalmatiens hinrudernd, kam Urseolo auch zu den Inseln Lesina und Curzola, die vor dem Golf von Narenta liegen, zu der Seeräuber Heimath. Auf Curzola, hoch am Felsen, lag der Sklavonier Hauptfeste. Urseolo gebot Sturm. Noch zahlte Venedig alljährlich den Freibeutern Tribut. Hier ward er auf ewig abgethan; im schrecklichen Gemetzel die Burg erstiegen, erobert, alle Mannschaft niedergehauen; dann das Thal von Narenta mit Blut und Flammen erfüllt.

Venedig, nun ohne Furcht eines Mächtigern im adriatischen Meere, sah sich durch Eroberung der ganzen weitläufigen, von Capo d'Istria bis zu den Felsen Cattaro's gedehnten Küste und durch Vertilgung der lange schreckbar gewesenen Narenta, zur festen Macht erwachsen. Es konnte nun aus eigenen Besitzungen Mittel zur Befriedigung der ersten Nothwendigkeiten, Hanf und Holz, Oel, Getreide, Schlachtvieh u. s. w. beziehen. Es fand da nicht nur eine Reihe

sicherer Hafen und gute Matrosen für seine Flotten, sondern auch eine Bevölkerung, die dem venedischen Handel durch beständigen Waarenverbrauch ausschließlich zinsbar sein mußte. Denn daß irgend eine dieser unterworfenen Küstenstädte sich durch Handlung erheben dürfte, um Nebenbuhlerin der Hauptstadt zu werden, war leicht zu verhindern. Gleichviel, ob sie sich freiwillig in Venedigs Schutz begeben hatten oder bezwungen waren, alle wurden auf dieselbe Weise als Unterthanen behandelt. Der Duca wählte nach Willkühr aus den Geschlechtern der Lagunenstadt diejenigen Männer, welche als Beamte oder Podesta's die unterworfenen Ortschaften im Namen der Republik verwalten mußten.

Es fehlte zwar nicht an wiederholten Empörungsversuchungen der Dalmatier, das unerwartete und unverdiente Joch wieder abzuschütteln. Doch vereinzelt unterlagen sie immerdar der größern Gewalt der neuen Herren.

3.

Wie sich die Verfassung Venedigs ausbildet und zur Aristokratie entwickelt.

Noch war die Verfassung des Seestaates in ihrer Rohheit bisher geblieben, wie sie der Patriarch von Grado gegeben hatte. Die versammelte Bürgerschaft der Stadt nämlich übte in großen Angelegenheiten ihr Entscheidungsrecht und wählte nach dem Tode eines Oberhauptes den neuen Duca, der dann in Friedens- und Kriegsgeschäften unbeschränkter Gewaltiger war. Er hatte Niemandem Rechenschaft abzulegen und Keinen zu fürchten, als die öffentliche Meinung, oder die meuterische Eifersucht der reichen Geschlechter, welche ihr Gut und Ansehen zur Lenkung des unbeständigen Volks benutzten. Daher waren die Duca's, obgleich Monarchen, doch eben so oft in Gefahr, wegen ihrer Tugenden, als wegen ihrer Verbrechen, des Throns und Lebens beraubt oder ins Elend geschickt zu werden.

Der Kampf der venedischen Herzoge und der vornehmen Geschlechter unter einander bewahrte, auch in der Monarchie, die öffentliche Freiheit. Er mußte aber nothwendig zuletzt Verwandlungen der Verfassung herbeiführen; entweder, durch Siege der Duca's, erbliche Herrschaft derselben, oder, durch Siege der Gegner, Aristokratie. Seit fünftehalbhundert Jahren hatten schon mehrmals unternehmende Männer auf dem Throne versucht, wie schon gesagt worden ist, diesen auf immer in ihren Familien zu behalten, indem sie schon während ihres Lebens den Nachfolger wählten und bestätigen liessen. Doch nie geschah es mit dauerhaftem Glück. Der nebenbuhlerische Stolz der Vornehmen redete den Rechtsamen des Volks das Wort, weil er für seinen eigenen Vortheil handelte. Es gelang ihm endlich im Anfang des eilften Jahrhunderts, durch die Bürgerschaft das Grundgesetz heiligen zu lassen: bei Lebzeiten eines Duca dürfe kein Nachfolger desselben bezeichnet werden.

Langsam, aber sichern Schrittes, und wie die Macht der Umstände selbst den Weg vorzeichnete, gelangte man nach und nach sogar zu den Mitteln, sowohl die unbegrenzte Willkühr des Oberhauptes, als die wilden Unordnungen der Volksmenge bei öffentlichen Versammlungen zu

beschränken. Beides war vielmals der gemeinen Freiheit und Ruhe gefährlich gewesen. Das Bedürfniß der Ordnung und Sicherheit ward in demselben Maase den Bürgern der Hauptstadt fühlbarer, wie sie ihre Macht nach Aussen gewachsen und Reichthum und Bevölkerung inner den Lagunen gestiegen sahen. Daher beschlossen sie, an die Stelle stürmischer Volksversammlungen, die höchste Gewalt gesammter Bürgerschaft einem Ausschuß oder großen Rath von vierhundert und sechszig Männern zu übergeben, der im Namen Aller bei großen Geschäften entscheiden und nach dem Tode des Duca das neue Haupt wählen solle. Nicht unmittelbar sollte auch das Volk die Glieder des großen Raths, sondern jedes der sechs Stadtviertel jährlich nur zwei Wahlherren ernennen, welchen obliege, jene ohne Unterschied aus allen Bürgern zu erlesen, und, fänden sich unter denselben nicht der Würdigen genug, solche selbst aus Bürgern der unterthänigen Städte zu nehmen.

Von der andern Seite, um die Willkühr des Duca zu binden, ward gesetzlich: daß der große Rath alle Jahr sechs Männer aus seiner Mitte ernennen mußte, die dem Duca als tägliche Räthe beigeordnet sein und ohne deren Zustimmung keine Befehle der Regierung Kraft haben sollten. Für Fälle aber, die sich zwar nicht eigneten, der Gesammtheit aller Stellvertreter Venedigs vorgetragen zu werden, jedoch zu bedeutend waren, um dem Gutachten von sieben Personen überlassen zu sein, stiftete man einen durch den großen Rath aus seiner Mitte ernannten, engern Ausschuß oder Senat von sechszig Gliedern, die ebenfalls alle Jahr erneuert wurden. Dieser Senat trat gewissermaßen an die Stätte der ehemaligen Pregadi oder Erbetenen, welche ein jeweiliger Duca, während seiner Selbherrschaft, bei vorzüglichen Anläßen, nach eigenem Gefallen aus Bürgern ernannt hatte, um ihm Rath mitzutheilen.

Diese Verwandlung und edlere Gestaltung der venedischen Staatsform war schon das Werk des Jahres 1172 und eine Folge der Ermordung des Duca Michieli II, des Unglücks der Flotten, der allgemeinen Verzweiflung der Stadt durch die aus dem Morgenlande hieher verpflanzte Pest. Mit Recht bewundert man die Einfachheit und Zweckmäßigkeit dieser Einrichtungen, vermittelst welcher Freiheit und Recht der Bürgerschaft geschirmt, das Selbstgefühl jedes Einzelnen durch Gleichheit vor dem Gesetz und in der Fähigkeit zu den höchsten Würden geehrt und gehoben, die Gewalt des Fürsten gemäßigter, aber auch sein Thron und Leben geheiligter und eine gesetzliche Zwischenmacht aufgestellt ward, damit das Volk fürder nicht vor den Willkühren des Herrschers, und der Herrscher nicht vor den Gährungen der Volksmenge zittern dürfe. Es war der Regierung die nöthige Einheit verliehen, um stark, schnell und folgerecht zu handeln, und dem Volke das nöthige Mittel, seine Meinung, seine Bedürfnisse, ohne Aufruhr, zu verkünden.

Die wohlthuenden Wirkungen dieser Anordnungen offenbarten sich bald. Die Verwaltung des Staats nahm festern Gang an; die Stadt verschönerte sich; die Wahlen des Duca geschahen in Ruhe. Die Form dieser Fürstenwahlen war anfangs, und noch durch das Gesetz vom Jahre 1178, sehr einfach und nicht so verwickelt, als in spätern Zeiten. Der große Rath wählte

nämlich vier Vollmächtige; diese ernannten, jeder einzeln für sich zehn, also vierzig Wahlherren, von welchen der Duca erkoren wurde. Und um die Verfassung und die gesetzlichen Formen gegen jede Verletzung zu schirmen, stiftete man noch eine neue Behörde aus drei Personen, unter dem Namen der Staatsanwälde oder Avogadoren. Diese, welche der große Rath selbst, auf empfangenen Vorschlag des Senats, ernannte, wachten nicht nur darüber, daß keine Behörde den Kreis ihrer Befugnisse überschritt, betrieben nicht nur die Anklage der Verbrecher, sondern konnten durch ihr Veto selbst die Vollziehung der Senats- und großen Rathsbeschlüsse, welche unverfassungsmäßig schienen, hindern, das heißt, sie für einen Monat und einen Tag verschieben. Dreimal konnten sie ihr Veto anwenden, und war dann auf ihre Beweggründe nicht geachtet, stand ihnen zu, diejenige Behörde zu bezeichnen, von welcher sie über die Beweggründe ihrer Widersetzung entscheiden lassen wollten. Nur Handlungen des großen Rathes, als des Stellvertreters vom Souverain oder dem Volk, konnte keine andere Behörde, mußte er selbst abändern. Das Recht der Avogadoren, dieser Ephoren Venedigs, erstreckte sich so weit, daß sie auch der Ernennung unwürdiger Beamten widersprechen mußten; weil Nepotismus den Republiken eben so gemein und verderblich ist, als Günstlingsschaft in Monarchien. Ja, wenn Beamte zu ihrer Stelle gesetzlich unfähig, oder wegen eines Verbrechens angeklagt, oder dem öffentlichen Schatze schuldig waren, sollten sie die Amtsverwaltung derselben einstellen. Ausserdem bewachten sie polizeiliche Ordnung in der Hauptstadt.

Auch die Schöpfung dieser Behörde war noch Frucht einer eifersüchtigen Freiheitsliebe und eines gerechten Stolzes auf die Güte der Verfassung. Sie fand ihre Rechtfertigung in der allgemeinen Lockerheit und Keckheit der Sitten, wie sie im zwölften und dreizehnten Jahrhundert, in den Tagen der Kreuzzüge, bei einem so regsamen, warmblütigen Volke, bei so ungeheuern Reichthümern sein mußten, die sich in den Lagunen sammelten. Diese Behörde, wie groß auch ihr Befugniß war, schien dem Staate selbst nicht Gefahr bringen zu können, so lange sie keine Gewalt hatte, aus sich anzuordnen, was sein sollte, sondern nur zu verbieten, was in Folge der bestehenden Gesetze nicht sein dürfte. In dieser Gestalt bildete sich gegen die Vorschnelligkeit oder den Körperschaftsgeist aller andern Behörden ein heilsames Gegengewicht, welches den öffentlichen Handlungen gemessenen, würdigen Gang gab und die Uebereilungen der Neuerungslust verbütete. Allein dadurch, daß sie, wenn auch nur nebenbei, eine selbstthätige, mitverwaltende Behörde ward, indem man ihr die Polizei der Hauptstadt unterordnete, schloß man ihr schon ein Thor zum Mißbrauch ihrer Stärke auf.

Noch eine andere Stiftung jenes Zeitalters verdient sowohl unsre Beachtung, als unsre Achtung. Auch sie entsproß dem Boden der Freiheitsliebe und des Gefühls für das Recht. Ich meine die Aufstellung der öffentlichen Richter der Staatsverwaltung nach dem Tode eines Duca; nämlich der fünf Correggidori. Sie ward zuerst nach dem Absterben des großen Duca Heinrich Dandolo (im J. 1204), des Eroberers von Konstantinopel und eines der ausgezeichneten Fürsten des Freistaats, eingeführt. Ihr Zweck war, die unter einem verstorbenen

Duca eingeschlichenen Mißbräuche in der öffentlichen Verwaltung und die allfälligen Mängel der Gesetzgebung zu bezeichnen und zu rügen. Diese Rüge war immer in der Zwischenzeit vom Tode des alten bis zur Erwählung des neuen Oberhauptes um so zweckmäßiger, weil durch sie dann weder der Machthaber gekränkt, noch die Veranstaltung des Bessern gehindert werden konnte. Die Corregidoren gingen aber bald von der Beurtheilung der Verwaltung auf die Beurtheilung des Fürsten selbst über. So bildete sich hier über die venedischen Duca's ein Todtengericht, wie es die alte Welt über die ägyptischen Könige gekannt hatte; und immer konnte die Wahrheit, vom Sarge des Entseelten herab gesprochen, dem Nachfolger lehrenvoll werden.

Vielem war durch diese geschilderten Einrichtungen im venedischen Freistaate vorgesehen, nur noch den Uebeln nicht, an welchen von jeher jedes Wahlreich nach dem Tode eines Fürsten erkrankte. Denn dann erwachten unter den Umtrieben der Faktionen von neuem und unvermeidlich Eifersucht, Ehrgeiz und alter Haß nebenbuhlerischer Familien, welche die höchsten Ehren ansprachen. Der in solchen Tagen entflammte Groll glimmte, verderbenvoll für das Gemeinwohl, Jahrzehende lang nach. Als einst (im J. 1268) durch anhaltende, wenn schon glückliche Kriege der Staatsschatz erschöpft und das Volk in der Stadt, durch Auflagen auf Mehl, zum Aufruhr gereizt war; als sich in die ausgebrochenen Unruhen die alte Feindschaft der Tiepolo's und Dandolo's mischte, deren jene die Fürsprecher aller Vorzüge der ältesten Stadtgeschlechter, diese die Vertheidiger aller derjenigen Geschlechter waren, welche durch Reichthümer oder jüngere Auszeichnungen ein ehemals nicht genossenes Ansehen behaupteten; als in diesen Zerwürfnissen der Duca Rainer Zeno starb: ward es dringender, denn je, durch Unmöglichmachung aller Umtriebe der Parteien bei neuen Wahlen, den Anlaß zu fortdauernden Erbitterungen hinwegzuräumen. Man liebte aber die Freiheit noch zu sehr, um den Thron, durch Erblicherklärung desselben, allem Streite der Bewerber auf immer zu entrücken; man ehrte von der andern Seite den gesunden Menschenverstand zu sehr, um das blinde Loos entscheiden zu lassen, wer der Würdigere sei. Also erfand man eine Wahlart, durch welche diejenigen, die den Duca zu erwählen hatten, nie voraus erkannt werden konnten. *)

---

*) Dreißig Glieder des großen Raths, durchs Loos bestimmt, verminderten sich durch eine zweite Ziehung auf 9; die 4 ersten derselben ernannten jeder 5, die 5 letztern jeder 4 provisorische Wahlherren, die jedoch wieder von den neunen durch Mehrheit von 7 Stimmen bestätigt werden mußten. Die 40 provisorischen Wahlherren verminderten sich unter einander durchs Loos auf 12, deren der erste einen Wähler, deren jeder der übrigen 2 Wähler ernennen mußte, zusammen 25, die durch Ballotirung jeder durch 9 Stimmen von den zwölfen zu bestätigen waren. Die bestätigten 25 wurden durchs Loos wieder auf 9 zurückgebracht. Jeder dieser 9 schlug 5 Personen vor, die, zusammen also 45, wieder bestätigt werden mußten, wenigstens jeder durch 7 Stimmen. Die 45 setzten sich durchs Loos auf 11 zurück, von denen die 8 ersten jeder 4, die 3 letzten jeder 3 Personen vorschlug, die dann abermals mit 9 Stimmen von 11 zu bestätigen waren. Die so gewählten 41 Wahlherren, welche noch vom großen Rath durchs geheime Stimmenmehr zu bestätigen waren, wurden sogleich nach ihrer Ernennung in einen Saal eingeschlossen, und durften das Conclave nicht verlassen, bis sie den Duca, nach Vorschrift, gewählt hatten.

Der durch Alterthum oder Reichthum einzelner Geschlechter allmälig in der Stadt erwachsene Stand von Vornehmen oder Edlern führte, seiner Natur nach, die Aristokratie herbei. Er hielt sich schon, als ein solcher, allein zu Ansprüchen auf die höchsten Würden berechtigter, als die übrige Bürgerschaft. Obwohl noch kein Gesetz diesen Unterschied heiligte, machte er sich doch durch Uebung geltend. Je schärfer der Adel seine Trennung von den Bürgern zu bezeichnen suchte, je eifriger wachte er über bleibende Gleichheit unter sich selbst, daß keiner zu mächtig und reich würde. Daher verbot man den Duca's, sich oder ihre Kinder mit Kindern auswärtiger Fürsten zu vermählen; und dem venedischen Edelmann, in fremden Staaten Ehrenstellen oder Ländereien zu besitzen. Als Fürst Stephan von Ungarn eine Tochter das Hauses Morosini zur Ehe begehrte, nahm der Staat diese Jungfrau an Kindesstatt, und gab sie, als Tochter der Republik, dem Fürsten, damit das Geschlecht der Morosini aus dieser erlauchten Verwandtschaft keinen gefährlichen Vortheil, oder zu seinen Gunsten Einmischung des Auslandes in die Angelegenheiten des Freistaats gewönne.

Billig verdient diese Fürsorge um so größeres Lob, da sie zur Bewahrung der innern und äussern Ruhe des Staats das Angemessenste war, während andere Republiken ihrer Freiheit, Verfassung und Ruhe mancherlei Verderben bereiteten, weil sie mit allzugroßer Nachsicht oder Schlaffheit Mitbürgern gestatteten, von fremden Fürsten Aemter, Orden oder Jahrgelder zu empfangen und gleichsam öffentlich Bestochene zu sein.

Aber ein noch rühmlicheres Beispiel des Muthes gab Venedig in demselben Zeitalter, den Einfluß der Fremde auf sein Inneres zu verhüten. Es waren Kaiser und Könige dieses Jahrhunderts, wie der folgenden, schwach oder blind genug gewesen, der Schlauheit des römischen Hofes zu weichen, also, daß sich in ihren Gebieten, neben der einheimischen Macht des Thrones, die eines fremden Thrones, unter dem Namen der geistlichen oder kirchlichen Gewalt, erheben konnte. Venedig aber, eifersüchtig auf sein Recht, vermied dieses Uebel. Es ertrug lieber drei Jahre lang den Fluch des päpstlichen Interdikts, als daß es wider Willen dem Aufgebot Roms zu einem Kreuzzuge gegen Neapel gehorchte, und gestattete (im J. 1286) die Einführung der Inquisition oder des Ketzergerichts nur unter den strengsten Beschränkungen. Nicht nur behielt sich die Regierung die Genehmigung der vom Papst ernannten geistlichen Richter vor, sondern ordnete ihnen noch weltliche bei, ohne deren Willen jene nichts verfügen konnten, und gebot, keinen Rechtshandel über Ketzer, worunter weder Juden noch Griechen verstanden werden dürften, nach Rom oder wo anders hin zu ziehen. Selbst bürgerliche Vergehen der Geistlichen mußten durch bürgerliche Obrigkeiten, wie bisher, gerichtet und die zum Dienst der Inquisition erforderlichen Geldsummen durch weltliche Obrigkeiten verwaltet werden.

Diese weise und starke Handhabung der Selbstständigkeit und Freiheit der Republik war aber nicht bloß das Werk besonnener Ueberlegung dessen, was der Wohlfahrt des gemeinen Wesens fromme, sondern war, wie schon gesagt, auch Frucht der Eifersucht unter den Vornehmern, daß keiner von ihnen sich durch fremde Mittel Uebergewicht verschaffe. Nur darin

waren sie alle gleichen Sinnes, daß sie sich wechselseitig in ihrem Ansehen schirmten, und nicht leicht duldeten, wenn ein neues Geschlecht aus dem Bürgerstande, durch Reichthum emporgekommen, sich in ihre Reihen eindrängen wollte.

Seit hundert Jahren schon waren immer Söhne aus denselben vornehmen Geschlechtern in den großen Rath gewählt worden. Kein Wunder, daß bei jenen Gesinnungen endlich dieser Stellvertreter des Souverains, nämlich der gesammten Bürgerschaft, auf den Gedanken kam, selbst Souverain zu sein, die Bürgerschaft vom Wahlrecht gänzlich auszuschliessen und die Stellen des Raths in denjenigen Familien erblich zu machen, die daran seit einem Jahrhundert Theil genommen hatten, oder deren Söhne wirklich im Rathe saßen. Stufenweise näherte man sich diesem Ziel in einer Folge von mehrern einzelnen Gesetzen und in einem Zeitraum von dreiunddreißig Jahren; und erreichte es endlich im Jahr 1319, da man den großen Rath als für sich abgeschlossen erklärte, also, daß die wirklichen Glieder nicht nur lebenslang auf ihren Stellen bleiben, sondern auch, daß diese auf ewige Zeiten nur ihren Nachkommen allein offen stehen sollten.

Damit war, wohin seit Beschränkung der Herzogengewalt längst gezielt worden, in Venedig eine Aristokratie durch Geburtsrecht vollendet. Die Oberherrlichkeit des ganzen Volks war erblich in die Gewalt von kaum dreihundert Geschlechtern gebracht; ein Adel mit höchsten Vorrechten gesetzlich aufgestellt und das vormals freie venedische Volk unterthan.

Diese Gewaltthat, wider welche sich die übrige Bürgerschaft vergebens aufzulehnen strebte, veränderte aber die ganze Gestalt des venedischen Staatswesens. Der große Rath, als Souverain nur Usurpator, fühlte von diesem Augenblick alle Leidenschaften, die den Schritt der Anmaßer zu verfolgen pflegen: Mißtrauen, ungemessenen Stolz, Furcht, Grausamkeit, Verheimlichungssucht und ängstliches, rastloses Streben, Alles in Allem, und Alles nur allein zu sein. Von diesem Augenblick an mußten Reichthum, Ansehen und überlegene Einsichten ausser seiner Mitte hassenswürdig werden, weil diese Gaben des Glücks und der Natur oder der Tugend dem Ansehen der Regimentsfähigen Eintrag thaten. Von diesem Augenblick an mußte nicht nur der Muth des Volks, sondern auch die bisherige Macht des Duca niedergedrückt werden, damit die Aristokratie beide nicht mehr zu fürchten hätte.

4.

Eroberungen im Morgenlande.

Bis zu diesem Zeitpunkt, von welchem an sich Alles änderte, war die Zeit der Jugend, der Reizbarkeit und Kraftfülle Venedigs gewesen, das stürmvolle Heldenalter der Republik. Zur Beschirmung und Ausdehnung seines Handelsverkehrs war das Volk kriegerisch; und um seine Kriege mit großerer Macht zu führen, lag es dem Handel emsiger ob. Die Duca's, voller Ehrgeiz und im stolzen Gefühl fast so unbeschränkter Gewalt, wie sie irgend ein europäischer Fürst genoß, hatten auf großen Heerfahrten ihre Hoheit zu vermehren getrachtet; dabei

gewannen sie noch, daß ihre Mitbürger, während diese auswärts nach Ruhm und Schätzen jagten, der einheimischen Zwiste und Meutereien vergaßen, zu denen sie in der Muße des häuslichen Lebens geneigt waren.

Die Eroberung Dalmatiens hatte den Staat mit verwegenen Soldaten, gewandten Seeleuten und allen Bedürfnissen der Schifffahrt bereichert. Er ertrug kein Unrecht mehr, das ihm zugefügt ward, ohne rächende Vergeltung; er zerstörte die alte Adria bis auf den Grund, weil diese Stadt das Loredanische ansprach, welches Venedig zugleich mit der Hoheit über Cavarzere erworben hatte; es demüthigte die Könige von Kroatien und Ungarn, welche Dalmatien aufgewiegelt hatten, und dämpfte Zara's Empörungsversuche mit Nachdruck. Schon den ersten Kreuzzug zur Wiedereroberung des heiligen Grabes begleiteten die Venediger mit zweihundert Schiffen (im J. 1098). Während die übrigen christlichen Reiche sich mit Aufopferung ihrer Heere und Schätze erschöpften, gewann Venedig, weil es sich, als Seemacht, nur mit Verwüstung und Plünderung der asiatischen Küsten, oder mit Knüpfung neuer Handelsverbindungen beschäftigte. Es erhielt im Königreich Jerusalem freien Verkehr für seine Kauffahrer und das Vorrecht für dieselben, nur eigenen Obrigkeiten verantwortlich zu sein. Gleiche Gunst gewährten die griechischen Kaiser in ihren Staaten. Neue Vortheile brachte der andere Kreuzzug (im J. 1123); neben dem Siegesruhm über die Sarazenen in der Seeschlacht bei Jaffa, feste Niederlassung in Tyrus und Askalon. Nichts aber beweiset die wachsende Macht und Kühnheit des Lagunenstaates in seiner Jugendkraft mehr, als daß er selbst dem griechischen Kaiser den Krieg machte, da dieser, eifersüchtig auf die Herrschaft der Abendländer im Orient, sich auch den Venedigern treulos erwiesen hatte. Sie verwüsteten ihm den griechischen Archipel und faßten durch Eroberung Modona's festen Fuß auf Morea. Bald nach diesem traten sie als Vermittler zwischen dem Kaiser des Abendlandes, Friedrich dem Rothbart, und Papst Alexander III auf. Sie schlugen in den istrischen Gewässern mit dreißig Schiffen die überlegene kaiserliche Flotte (1177), zwangen den gedemüthigten Friedrich zum schmachvollen Frieden und führten den Papst im Triumph nach Rom zurück. Dankbar belohnte sie dieser, durch einen goldenen Ring, mit der Oberherrschaft über das adriatische Meer, das längst schon ihren Flaggen gehorchte.

Der Antheil, welchen Venedig noch an spätern Kreuzzügen, dann an den Händeln der Kreuzfahrer mit den treulosen Kaisern Griechenlands, endlich an der Eroberung Konstantinopels durch die Lateiner (im J. 1204) hatten, ist bekannt. So groß war damals die Hochachtung der Sieger vor Heinrich Dandolo, dem Duca Venedigs, daß sie die Krone des morgenländischen Kaiserthums auf sein Haupt setzen wollten. Es wäre geschehen; aber ein venedischer Edler, Pantaleone Barbo, widersetzte sich, weil er mit Recht den Glanz seines Vaterlandes mehr in der Wohlfahrt desselben, als in Erwerbung unsicherer Kronen gegründet fand. „Die Krone des Kaisers auf dem Haupte eines venedischen Duca's," sprach er, „würde diesen für die Freiheit der Republik zu furchtbar machen, während doch die Republik

zu schwach wäre, sein Kaiserthum zu beschützen. Die Vereinigung Venedigs und Konstantinopels würde den Sitz der Regierung in letzterer Stadt nothwendig machen, und Venedig wäre Unterthanin, dieweil sie hätte Griechenlands Herrin sein wollen. Dem Duca aber vorschlagen, aufzuhören Venetianer zu sein, um Kaiser zu werden, heißt ihm einen Thron geben, ohne Mittel, denselben zu behaupten, und der Republik eines ihrer ehrwürdigsten Geschlechter rauben."

Die Sprache Barbo's war der Vaterlandsliebe und des Stolzes eines Römers aus dem Alterthum würdig. Und in der That gewann die adriatische Seestadt in der Theilung des morgenländischen Reiches Größeres durch sichere und vortheilhafte Besitzungen, als durch den Ruhm, Gebieterin eines entfernten, aber schwankenden Thrones zu sein. Längs den Ufern des schwarzen Meeres, des Propontis, des Hellespont und Kleinasiens empfing sie viele Städte und Handelsplätze; die Stadt Adrianopel und den vierten Theil Konstantinopels; eben so Vieles an den Küsten Morea's; dazu alle Inseln des jonischen Meeres mit Zante, Zefalonien und Korfu. Kandia ward in derselben Zeit (im J. 1204) um zehntausend Mark Silbers vom Markgrafen von Montferat angekauft.

Die Republik behielt sich von den vielen Eilanden jedoch nur Kandia und die jonischen Inseln als unmittelbar vor; die übrigen erlaubte sie venedischen Bürgern zu erobern, und als Lehen des Freistaats zu besitzen. Denn schwer ward es dem Volke in den Lagunen, welches, ungerechnet das aufruhrlustige Dalmatien, nur aus ungefähr zweimalhunderttausend Seelen bestand, mehrere Millionen entfernter, in zweien Welttheilen zerstreuter Unterthanen in Zaum zu halten. Wirklich brachen bald in Adrianopel, bald wiederholt in Kandia, Empörungen um Empörungen gegen die neue Herrschaft aus. Venedig trachtete sich durch Anlegung von Kolonien aus seinen Bürgern in Korfu, Konstantinopel und Kandia zu befestigen. Viele andere Gegenden, am schwarzen Meer und Bosphorus, aus der Theilung des orientalischen Kaiserthums erworben, wurden aber versäumt, weil es an Mannschaft gebrach, sie alle zu besetzen.

Ausser Venedig hatte Pisa, und mehr noch Genua, seit Jahrhunderten den großen Handelsverkehr auf dem mittelländischen Meere betrieben. Genua, die Stadt, einst ohne Gebiet, wie Venedig, war durch Schiffahrt reich, bevölkert und Herrin benachbarter Landstriche, auch, durch die Theilnahme an den Kreuzzügen, Gebieterin vieler Küstenstädte Kleinasiens geworden. Durch den Besitz von Kaffa, auf der krimmischen Halbinsel, beherrschte sie das schwarze Meer und bemächtigte sie sich des unmittelbaren Bezugs ostindischer Waaren.

Genua und Venedig hatten längst ihr gegenseitiges Aufblühen mit eifersüchtigen Blicken beobachtet. Jede forderte den Welthandel für sich allein. Beide besaßen oft in einer und derselben Stadt der Levante Stadtviertel. Die Berührungen mit einander wurden häufiger und feindseliger. In der Stadt St. Jean d'Acre befand sich für beide nur eine einzige Kirche. Die Venediger sprachen dieselbe als Gemeingut, — die Genuesen sie als ihr ausschließliches Eigenthum an. Der Streit um den Besitz entflammte zuletzt zwischen beiden Staaten einen Krieg (im J. 1258), der, bei einzelnen Unterbrechungen, hundert und dreißig

Jahre lang dauerte, mit Erbitterung und Grausamkeit geführt wurde, und mehr als einmal, bald die eine, bald die andere der Republiken dem Untergange nahe brachte.

Diese stolze Nebenbuhlerei ward dem venedischen Volke aber ein neues Reizmittel, seine Kräfte unter großen Anstrengungen zu entwickeln. Kaum eine andere Leidenschaft begeistert so tief und dauerhaft. Rom erhob sich durch den Kampf mit Karthago, und würde, wäre Karthago nicht zu früh gefallen, seine Tugenden und seine Größe länger behauptet haben. In den Lagunen freilich blühten nicht die Tugenden Roms, oder Athens und Sparta's. Hier war nur ein kriegerischer Kaufmannsstaat, der Schätze gewinnen, sparen und behaupten wollte. Gewinnsucht tödtet vielmehr die edlern Neigungen des Gemüths, statt sie zu beleben. Gleichwie England in unsern Tagen, trotzend auf seine Stärke, uneingedenk alles Völkerrechts, den Ozean als sein Erbeigenthum nimmt, so sprach damals Venedig stolz die Oberherrlichkeit des adriatischen Meeres an; forderte Abgaben von allen Waaren, die auf demselben von Fremden verschifft wurden, und zwang Bologna, Ancona und andere Städte und Staaten, die den Golf umgaben, diese Anmaßung als Recht anzuerkennen. Das sogenannte Recht des Stärkern besteht inzwischen nur so lange, als die Stärke dauert, durch welche es eingeführt wird, und geht auch mit ihr unter. Daher war lächerlich, daß Venedig in spätern Zeiten, als schon Mächtigere über ihm standen, Ehrfurcht für Rechtsame verlangte, für die es, nach Abgang der Stärke, nur hundertjährige Uebungen anzurufen hatte.

5.

Erste Wirkungen der aristokratischen Regierungsform.

Venedig hatte, es war am Ende des dreizehnten, im Beginn des vierzehnten Jahrhunderts, den Wendepunkt seiner Herrlichkeit erreicht, also zu derselben Zeit, als der Ehrgeiz patrizischer Geschlechter dem Volke der Lagunen die Souverainetät entriß und die Theilnahme an der höchsten Gewalt in denjenigen Familien erblich machte, welche eben im großen Rath waren, wie wir erzählt haben. Die freie Bürgerschaft der Stadt hatte bisher keinen bevorrechteten Erbadel gekannt. Jeder Tugend stand vorher noch die Bahn zu Reichthum, Ruhm und Ehren oder Verdiensten ums Vaterland offen. Der von seinen Mitbürgern auf den Thron der Vaterstadt gehobene Duca war an Glanz und Macht fast allen Fürsten Europens gleich. Die Flagge des heiligen Markus wehte gefürchtet und geehrt über dem Mittelmeer; der adriatische Golf war ihr zinsbar. Die italienischen Städte warben um die Gunst des starken Freistaats oder beneideten seinen Glanz. Selbst die Allmacht des römischen Hofes brach an seiner innern Festigkeit. Venedigs Zepter herrschte über Istrien und Dalmatien, über Korfu, Zefalonien, Zante, das Königreich Kandia, über den Peloponnes, über die Eilande des griechischen Archipels, über viele Landschaften und Städte des Orients. Ausschließlich genoß Venedig fast allein die Frucht des indischen Handels über dem rothen Meere und Aegypten.

Zwar behauptete sich auch unter der Aristokratie der Staat in den Lagunen noch zweihundert Jahre lang auf dieser Höhe; ja, er schien den Europäern durch Ausdehnung seiner Besitzungen auf dem italienischen Festlande in der erworbenen Gewalt zu wachsen. Allein dies scheinbare Wachsthum war schon Beginnen des allmäligen Verfalls; denn es verwandelte die Natur des Seestaates. Der erste Schritt zum Tode Venedigs war in jenem entscheidenden Jahr 1319 geschehen, als die alte, freie Staatsverfassung durch den Ehrgeiz des großen Raths gebrochen und die Aristokratie gestiftet ward.

Von jetzt an, nun die Gleichheit aufgehoben war, theilte sich Venedig in drei Stände, die einander wechselseitig haßten oder fürchteten. Da stand der große Rath in seiner gewaltthätig angemaßten Selbherrlichkeit; von einer Seite ihm die unterthänig erklärte Bürgerschaft, von der andern ihm der noch mit großen Machtmitteln ausgestattete Duca gegenüber. Zuerst versuchte es die Bürgerschaft, ihr verlornes Recht wieder zu erringen. Die Empörungen unter Marino Bocconio, dann unter den Querini's gegen den großen Rath und gegen den Duca waren blutig, obwohl fruchtlos. Aber doch erschütterte die Verschwörung der Querini's die Sicherheit des großen Rathes so sehr, daß sich derselbe, auch nach dem Siege, noch nicht geborgen genug glaubte. Er ernannte im J. 1310 zur Bewachung der Staatssicherheit eine eigene Behörde, den Rath der Zehner (Consiglio di Dieci), stattete ihn mit diktatorischer Vollmacht, mit Losgebundenheit von allen gesetzlichen Formen und mit Befreiung von aller Verantwortlichkeit aus. Diese furchtbare, in dunkler Heimlichkeit wirkende Obrigkeit, anfangs nur für wenige Monate geschaffen, wußte ihr schreckliches Dasein bald auf immer zu behaupten, und ward mit der Folge der Zeit dem Bürger, wie dem Fremdling, dem Duca, wie dem großen Rathe gefahrvoll, während er nur Wächter für die Rechte der Aristokratie sein sollte.

Nach diesem erlebte Venedig die Verschwörung seines eigenen Duca gegen den großen Rath. Die Beleidigungen, welche der Herzog Marino Falieri von jungen Patriziern ungeahndet hatte dulden müssen, die neuen Beschränkungen der herzoglichen Gewalt, welche man nach dem Tode des letzten Duca damit eingeführt hatte, daß der Fürst in dem ihm beigeordneten Rathe im Grunde nichts mehr, als seine Stimme besaß, daß also nicht er, sondern die Mehrheit des Rathes (collegio de sora) die Staatsgeschäfte verwaltete und leitete; daß er nicht einmal ausser der Gegenwart dieser Behörde eingegangene Schreiben eröffnen konnte, während sie es, auch ohne ihn, thun durfte, machte ihn mißmuthig. Er verschwor sich mit Männern aus der Bürgerschaft. Es war auf nichts Geringeres, als auf Ermordung aller Patrizier im großen Rathe abgesehen. Aber der Duca ward verrathen, gefangen und enthauptet (im J. 1335).

Von dieser Zeit an standen die venedischen Herzoge strenger bewacht. Beschränkt durch die Rechte des ihnen zugegebenen hohen Rathes, durch das Ansehen des Senats, durch die Gesetze des großen Rathes, genossen sie mehr die äussern Ehren, als die Befugnisse eines regierenden

Fürsten. Sie selbst mußten schwören, nie ihre Macht zu erweitern, und sogar diejenigen anzuklagen, welche ihnen Rath dazu ertheilen würden. Ja, bald untersagte ihnen das Gesetz, Venedig ohne Erlaubniß zu verlassen. Von Jahrzehend zu Jahrzehend zog der Argwohn und Stolz des Patriziats engere Schranken um sie her.

Sie waren auf diese Weise dem venedischen Erbadel nicht mehr furchtbar, der sich wohl hütete, unternehmende Männer auf den Thron zu setzen, sondern weit lieber abgelebte Greise dahin wählte. Noch weniger hatten die herrschaftsfähigen Familien ferner vor dem Groll der unterjochten Bürgerschaft zu zittern Ursache. Denn diese, in einer Reihe von Jahren zur blinden Unterwürfigkeit endlich gewöhnt, im Zaum gehalten durch die Kriegsmacht der Regierung, in sich selbst durch eingeführte Rangordnung höherer und niederer Klassen gelähmt, wagte keinen frevelnden Gedanken mehr an Wiedererlangung staatsthümlicher Rechte, und begnügte sich mit dem Genuß der Handwerke, kaufmännischen Gewerbe und geringer untergeordneter Stellen. Die diktatorische, schreckenvolle Macht des Raths der Zehner waltete über sie, füllte jede Brust mit Furcht und säete überall Mißtrauen. Wer auch nur verdächtig schien, ward von den zahlreichen Spähern dieser Behörde Schritt um Schritt beobachtet. Juden, Mönche, Freudenmädchen, Bürger, Edelleute standen als geheime Auflaurer in Sold und Dienst derselben. Dazu kam, daß noch ausserdem Jeder, der wollte, schriftliche Anklagen in die Eisenrachen werfen konnte, welche an allen häufig besuchten Plätzen zum Empfang schnöder Anzeigen stets offen standen.

Seitdem der Rath der Zehner (im J. 1454) durch den grossen Rath bevollmächtigt worden war, aus eigner Mitte drei Glieder, unter dem Namen der Staatsinquisitoren, mit seiner ganzen diktatorischen Gewalt und Nichtverantwortlichkeit zu bekleiden, also daß von diesen Dreien jeder Einzelne verhaften, an die höchsten Stellen zu Wasser und zu Lande Befehle ertheilen, über die Gelder des Zehnerraths verfügen konnte, Alles ohne über sein Thun Rede und Antwort schuldig zu sein: stieg die Gewaltsherrschaft dieser Behörde aufs Höchste. Denn kein äusseres Zeichen verkündete ihr Dasein. Vorladungen und Verhaftsbefehle erschienen nie in ihrem, sondern im Namen anderer Obrigkeiten. Die Aufhebung einer angeklagten oder verdächtigen Person geschah unversehens; das Gericht im geheimnißvollsten Dunkel. Selbst die Gesandten auswärtiger Mächte waren im Innern ihrer Wohnungen von Spürern umringt. Umgang oder Vertraulichkeit eines venedischen Edelmanns mit einem fremden Gesandten konnte jenem einen schnellen Tod zuziehen. Selbst Meuchelmord war für dies Tribunal ein gesetzliches Strafmittel; und was noch schrecklicher war, es konnte das nämliche Tribunal sein Befugniß zum Meuchelmord einem ausser Venedig wohnenden Gouverneur, oder Gesandten, oder General übertragen, wenn derselbe für den Staat vortheilhaft fand, dem Leben irgend einer Person ein Ende zu machen.

Durch den Uebergang in reine Aristokratie hatte Venedig aufgehört Freistaat zu sein; denn nur eine im Verhältniß zur übrigen Bürgerschaft kleine Zahl von Familien genoß staatsthümlicher

Rechte und Freiheiten. Durch die Stiftung des Zehnerraths verwandelte sich aber die Aristokratie in eine Wahl-Oligarchie, deren argwöhnisches und finsteres Gewaltthum ungebundener und grauenvoller, als die grausame Willkühr der asiatischen Sultane schaltete. Härte und Schlauheit waren durch kaufmännisches und kriegerisches Gewerbe der Venediger schon seit Jahrhunderten Grundzüge in der Gemüthsart dieses Inselvolks geworden; damit hatte sich, durch Reichthum und Glück genährt, hochfahrender Stolz verbunden. Und diese Gemüthsart ging nun in Verfassung und Gesetzgebung des Staats über und zeichnete ihn unter allen übrigen in Europa durch eine Eigenthümlichkeit aus, welche wohl oft überraschen, nie aber wahre Bewunderung oder Vertrauen erregen konnte. Vielleicht stand auf ähnliche Weise, aus ähnlichen Ursachen, einst das Karthago der alten Welt da, mit seiner finstern, harten und verschmitzten Politik, vor welcher die Römer Schen und Abscheu trugen.

Die Stiftung eines Erbadels, eines Patriziats, von Geburtswegen Herrscher, ward dem Staate noch von andrer Seite, indem er dem menschlichen Verstande Hohn bot, verderbensvoll. Der Geschlechterhochmuth machte sich wichtig. Er fand es bald rühmlicher, die Wurzeln der Stammbäume im Geblüt altrömischer Helden, als in der gebrechlichen Schifferhütte eines der Urahnen zu suchen, der etwa den Schlamm der Lagunen befestigt und durch Fleiß und Arbeit Vermögen erspart hatte. Eheliche Verbindung mit Töchtern des Bürgerstandes galt bald wie Entweihung. Kinder solcher Ehen waren nicht herrschaftsfähig, da hingegen Vermählung mit unehelich gebornen Töchtern der Patrizier keineswegs entadelte. Kaufmännische Geschäfte zu treiben, denen der Staat seinen Glanz dankte, schien Edelleuten nach und nach immer unanständiger; ward zuletzt gar untersagt und nur Bürgern überlassen. Patriziern, als gebornen Staatsmännern und Regenten, geziemte nur vom Staate zu leben, als obere Beamte, als Verwalter auswärtiger Unterthanenprovinzen, als Hauptleute beim Heer, als Befehlshaber zur See, als Gesandte zu fremden Mächten u. s. w. Wo nicht Tugend, nicht Kenntniß und Verdienst, sondern Geburt allein Anspruch auf Verwaltung öffentlicher Aemter machen darf, ist der Staat die bloße Domaine einiger Familien, das Volk deren Dienerschaft, die höhere Einsicht der Bürger gefahrbringend, die Staatsführung meistens zum Schlechtesten hinneigend, zumal wenn das Amt mehr als Erwerbsquelle des Angestellten, denn als Gelegenheit betrachtet wird, dem Vaterlande wohlthätig zu werden.

Die venedischen Gouverneurs, Proveditoren und Podesta's in den Unterthanenlanden bekleideten ihre dortigen Stellen nur immer auf kurze Zeit. Um so eilfertiger und gewissenloser benutzten ihrer Viele die gesetzliche Frist, sich zu bereichern. Alle fünf Jahre ward freilich eine Kommission von drei Senatoren in die unterthänigen Landschaften geschickt, um die Amtsführung der Angestellten und die allfälligen Klagen der Unterthanen zu prüfen. Allein da die Prüfenden, wenn sie pflichtvergessen sein wollten, minder den Mißmuth einzelner, verachteter, entfernter Unterthanen, als, wenn sie gerecht sein wollten, die frühere oder spätere Rache der Mitadelichen zu fürchten hatten, blieb die Aussendung der Kommissionen größtentheils nur ein

Gepränge, das der Regierung den Schein der Gerechtigkeitsliebe, hingegen den Unterthanen schlechte Hilfe geben konnte. Daher empörte sich in den ersten dreihundert Jahren nach der Eroberung Dalmatiens Zara siebenmal; mehrmals empörte sich Triest; Kandia, seit Besitznahme dieser Insel, nicht minder. Fehlgriffe oder Ungerechtigkeiten der Regierenden waren gewöhnlich die Ursachen der Aufruhre, und Flamme und Schwert über die Unglücklichen gewöhnlich das Mittel, sie zu stillen.

Nicht alle Adelichen konnten immer mit einträglichen Aemtern versorgt werden. Zu unwissend oder zu hochmüthig, durch ehrenhafte Arbeit sich zu nähren, versanken viele in Armuth. Sie schämten sich nützlicher Thätigkeit, aber nicht des Müßiggangs und des Almosens. Es wurden mancherlei Stiftungen für verarmte Nobili gegründet; sie empfingen Jahrgelder; ihre Söhne genossen unentgeldlichen Schulunterricht, ihre Töchter wurden in Klöster gegeben. Darum war die gesetzliche Sitte nicht unweise, daß alle venedische Edelleute ohne Ausnahme, gleich den Bürgern, im langen, schwarzwollenen Oberrock gehen mußten. Theils ward durch diese Verbannung aller äussern Unterscheidungszeichen, welche die Prachtliebe und Eitelkeit gern erfindet, unter den Nobili selbst mehr das Gefühl der Gleichheit erhalten; theils den Reichen des Bürgerstandes erschwert, die Dürftigkeit jedes Adelichen zu erkennen und sich über dessen Armseligkeit zu erheben.

Die beschränkte Zahl der öffentlichen Aemter, welche von Patriziern bekleidet werden konnten, und daneben die Nothwendigkeit, die adeliche Jugend anständig zu versorgen, gab der Staatsklugheit Venedigs falsche Richtungen. So oft sich nämlich Gelegenheit darbot, in der Nachbarschaft das Gebiet mit einer neuen Provinz zu erweitern, ward sie vom souveränen großen Rath mit Begierde ergriffen. Denn jede neue Eroberung gab dem Patriziat eine neue Aussicht, Söhne und Verwandten anzustellen. In Demokratien sind die Besoldungen der Beamten meistens gering und die Aemter werden mehr der Ehre und des Einflusses wegen, als der Bereicherung willen, gesucht. In Monarchien ist der Fürst wegen Ernährung seiner Familie ausser Verlegenheit. Dort, wie hier, führen meistens Ruhmliebe, oder Vaterlandsstolz in den Eroberungskrieg. In der Aristokratie hingegen, wo die Menge der bevorrechteten Familien angewiesen ist, sich ausschließlich vom Regieren zu ernähren, wird der Staat zur Fideikommiß, von der sie das Nutznießungsrecht haben, und die Erweiterung des Gebiets ist Erweiterung der Privatvortheile.

Der damalige innere Zustand Italiens, die Zerrissenheit, Zwietracht und Schwäche der vielen kleinen Staaten auf der Halbinsel, begünstigte die Vergrößerungswünsche des großen Raths. Neunhundert Jahre hatte Venedig bestanden, zufrieden mit dem kleinen Streif festen Landes von Italien, der an die Lagunen stieß. Man suchte in Europa nur Freiheiten und im Morgenlande Niederlassungen zu Gunsten größern Handelsverkehrs. Selbst die Eroberung Dalmatiens und der Inseln hatte keinen andern Zweck gehabt. Aber in demselben Augenblick, da die Zahl der herrschaftsfähigen Familien abgeschlossen, der große Rath souverain erklärt

wurde, offenbarte sich das Streben, Besitzungen auf dem festen Lande von Italien zu haben, aus dem Handelsstaate eine Landmacht zu bilden. Auf widerrechtliche Weise bemeisterte sich Venedig der Stadt und des Gebiets von Ferrara (1310). Bald ward im Krieg wider den Herrn von Verona auch Treviso und Bassano (im J. 1338) Venedigs Eigenthum; bald Argos und Napoli di Romagna (im J. 1386) durch Kauf. Bald geriethen Vicenza, Feltre, Belluno, Rovigo, Verona und mehrere Städte am Po in Venedigs Besitz; durch das Recht der Waffen auch Padua, die uralte Mutterstadt Venedigs (im J. 1405); das Friaul im Kriege mit dem Patriarchen von Aquileja (1420); vier Jahre später Brescia, dem Herzoge von Mailand entrissen, so wie Bergamo (1428). Nach diesem wurden in fortgesetzten Kriegen Lonato, Valeggio und Peschiera erworben (im J. 1441), die der Herzog von Mantua fahren zu lassen gezwungen war; Ravenna ward dem rechtmäßigen Erben durch Usurpation entrissen, und das fruchtbare lombardische Gebiet von Crema (im J. 1449) den Mailändern durch Waffenglück, wozu hernach durch Vertrag mit dem Markgrafen von Este noch die Polesine di Rovigo (im J. 1484) kam.

6.

Fortsetzung. — Stärke der Regierung.

Die lange Reihe dieser Erwerbungen, welche, Dalmatien ungerechnet, das Gebiet der Lagunenstadt auf dem italienischen Festlande über einen Flächenraum von sechshundert Geviertmeilen ausbreitete, verwickelte Venedig in eine große Zahl von Kriegen mit allen Nachbarn. Außer diesen Landkriegen wurden aber noch andre zur See, theils gegen das nebenbuhlerische Genua geführt, theils gegen Ungarn und das abtrünnige Dalmatien, theils gegen die Ungläubigen im Morgenlande zur Vertheidigung venedischer Besitzungen und Niederlassungen oder zur Behauptung bisheriger Handelsrechte.

Eben diese Anstrengungen, unter welchen der Staat mehr als einmal zu erliegen drohte, entwickelten jedoch neue Kraft, wenn auch nicht neue Tugenden. Die patrizische Jugend erhärtete dabei unter Waffen und gewann Liebe des Ruhms. Mit Heldenmuth focht sie zu Lande und zu Wasser in dreien Welttheilen, während die Väter in der Heimath den Gang der öffentlichen Angelegenheiten geheimnißvoll, schlau und unerschütterlich zu dem erkornen Ziel führten, welches sie nie aus den Augen verloren.

Der Tapferkeit venedischer Land- und Seehelden kam wohl die Tapferkeit andrer Nationen gleich; aber die Regierung keines damaligen Staates wußte die in ihrer Gewalt liegenden Mittel so gewandt und kräftig zu benutzen, als die venedische. Die finstere Diktatur im Rathe der Zehner, welche die Anschläge fremder Höfe, wie die Familienheimlichkeiten der Stadt ausborchte, selbst aber, dem Fremden, wie dem Einheimischen, in ihren Absichten unergründlich blieb; jene Diktatur, die für ihre Zwecke nicht Bestechung, nicht Wortbruch, nicht Meuchelmord scheute, und zur Vollstreckung ihrer Rathschlüsse immer den blinden Gehorsam bereit fand,

ließ sich weder durch Gunst noch Ungunst des Glücks berauschen oder erschrecken und blieb in ihren Maasregeln eben so folgerecht, als in ihren Vorsätzen unabänderlich.

Man kann nicht läugnen, in der ganz eigenthümlichen Ausbildung dieses Zehnerraths, in seiner Allwissenheit, welcher die Augen zahlloser Spione in allen Ständen dienten, in seiner Schrecklichkeit, vor welcher der Duca, wie der ärmste Gondelier, zu zittern Ursache hatten, in seiner Verborgenheit, mit welcher er Alles verrichtete, ohne irgendwo selbsthandelnd zu erscheinen, in seiner Verantwortungslosigkeit, daß er sogar, wenn ein Patrizier auf seinen Befehl aus der Welt geschafft ward, dem großen Rathe nur melden ließ, es sei ein Platz leer: — darin lag die ganze Spannkraft vom venedischen Staatsgetriebe. Man sollte billig erstaunen, daß Volk und Adel, willig und ununterbrochen, eine solche Gewaltherrschaft duldeten, wenn man nicht wüßte, wie groß die Macht der Gewohnheit wäre; wie schwer es gewesen sein würde, sie, nachdem sie sich in ihrer schauderhaften Stärke entwickelt hatte, wieder zu vernichten. *) Zudem stand sie gesetzlich, ein Grundtheil der Staatsverfassung da; und der Adel wollte lieber diese, als Verschwörungen in seiner eigenen Mitte, oder von Seiten der Plebejer, und Umsturz seiner Hoheit zu fürchten haben.

Noch darüber könnte man sich wundern, daß diese Zehnmänner nie auf den Gedanken kamen, sich selbst der Oberherrschaft auf immer zu bemeistern, da sie nur auf kurze Frist ihr Amt bekleideten. Allein ihre Anzahl war zu klein, um einen Umsturz der Dinge zu bewirken, und zu groß, um Eintracht unter sich für ein Wagstück zu finden. Die Dunkelheit, in die sie sich hüllten, schützte ihre Personen gegen den Dolch der Rache, aber hinderte auch, daß die Nation durch Anerkennung ihrer persönlichen Verdienste für sie gewonnen werden konnte. Sie selbst hatten, zur Vergrößerung des Heimlichen und Schleunigen ihrer Werke, wie schon gesagt, dreien aus sich (den Staatsinquisitoren) die Vollgewalt übertragen. Und ungerechnet, wie schwierig es war, unter ihnen Allen zu einer Verschwörung gegen den Staat Eintracht zu bewirken, übten sie gegen sich selbst die gleiche Strenge, die sie Andern zeigten. Denn ausser den drei Staatsinquisitoren ernannten sie noch einen vierten, der, wenn einer des Triumvirats sich schuldig machte, verbunden mit den zwei Andern über den Dritten richtete.

So fesselten gegenseitiges Mißtrauen und Schrecken jeden an seine Pflicht, was sonst das Werk der Tugend und Liebe des Vaterlandes oder des Ruhms zu sein pflegt; und Venedig bewies dadurch in Tagen der Noth eine Stärke, wie Athen oder Rom in den schönsten Zeiten republikanischer Begeisterung. War Alles verloren, es gab nichts verloren, und mit Erstaunen sah man es, nach den größten Niederlagen, von seinen zahllosen Erwerbsquellen mit neuem Ueberfluß überströmt, glänzender und reicher erscheinen, als es vorher gewesen.

In einem der schwersten Kriege, den Venedig am Ende des vierzehnten Jahrhunderts gegen

---

*) Man versuchte es mehrmals im großen Rathe (im J. 1468, 1582, 1628), den drei Staatsinquisitoren das Recht über Leben und Tod der Patrizier gesetzlich zu nehmen; doch vergeblich.

Genua, gegen den König von Ungarn, gegen den Patriarchen von Aquileja und den Beherrscher von Padua zu gleicher Zeit bestehen mußte, war es so weit gebracht, daß es, Dalmatiens verlustig, seine letzte Provinz auf dem Festlande dem Herzoge von Oesterreich hinopfernd, getrennt von seinen Kolonien, nicht mehr als sechs Galeeren ins Meer schicken konnte, und von Pietro Doria vergebens Frieden bat, der mit seinen Genuesen, Meister des adriatischen Golfs, sich schon bereitete, die Hauptstadt in den Lagunen selbst zu nehmen. Nur Verzweiflung und Nationalhaß gegen Genua, verbunden mit glücklichen Zufällen, retteten den Staat.

Kaum vierzig Jahre nachher aber prangte Venedig wieder in fast nie zuvor gesehener Machtfülle. Daru hat uns aus glaubwürdigen Urkunden den damaligen Zustand Venedigs (ums J. 1420) geschildert. Die Hauptstadt besaß, nach einer zu derselben Zeit veranstalteten Zählung, 190,000 Einwohner; die Bevölkerung war im Wachsthum, denn die Gebäude, deren Werth auf sieben Millionen Dukaten angeschlagen wurde und wovon die Miethe allein auf 500,000 Dukaten betrug, stiegen fortwährend im Preise. Man bezahlte damals einen Palast mit 3000 Dukaten. (Die heutige Bevölkerung der prächtigen Stadt übersteigt kaum viel die Zahl von 120,000 Seelen, worunter bei 20,000 Bettler sind!) Es wurden jährlich eine Million Dukaten in Gold, 200,000 Stück Silbermünzen und 800,000 Stück Scheidemünzen ausgeprägt. Man zählte tausend Edelleute in der Stadt, deren Vermögen sich auf 4000 bis 70,000 Dukaten Einkünfte belief. — Dreitausend Kauffahrteischiffe von 100 und 200 Tonnen, und dreihundert große Fahrzeuge beschäftigten 25,000 Matrosen, und fünfundvierzig bewaffnete Galeeren, mit 11,000 Mann besetzt, waren beständig zum Schutz des Seehandels thätig.

Diese Flotten führten alle Jahre für zehn Millionen Dukaten werth Waare in die Fremde, die einen Gewinn von zwei Fünfteln abwarfen, davon die Hälfte die Unkosten der Schiffe zahlte und 36,000 Seeleute nährte, und die andere Hälfte den Geldstock der Kaufherren vergrößerte. Der Waarenabsatz in die Lombardei allein betrug jährlich wenigstens 2,789,000 Dukaten. Die gesammten Einnahmen des Staats, nach Abzug aller Unkosten, gewährten ein reines Einkommen von 996,290 Dukaten.

Zwar die Eroberungen der siegreichen Türken im Orient, welche zuletzt selbst Konstantinopel nahmen und zum Hauptsitze ihres Reichs machten, bedrohte einige Zeit lang den venedischen Handel schwer. Der Staat verlor allein mehr denn 200,000 Dukaten durch den Verlust von Pera. Aber ein Freundschafts- und Handels-Vertrag, der bald nach dem Fall Konstantinopels (im J. 1454) mit Sultan Mahumed II geschlossen ward, so wie ein andrer mit Melech Elmayd, Sultan von Aegypten, sicherte wenigstens die vorherbestandenen Freiheiten, obgleich die alten Besitzungen in Asien und Griechenland zum Theil eine Beute der Eroberer geworden waren, zum Theil es bald zu werden gefährdet standen.

Als Ersatz dafür konnte Venedig einigermaßen das Königreich Zypern ansehen, welches um diese Zeit nicht auf die edelste Weise erworben wurde. Diese reizende und fruchtbare Insel des Mittelmeeres hatte zwar eigene christliche Könige aus dem Hause Lusignan (seit dem Ende

des zwölften Jahrhunderts), stand aber zinsbar unter der Oberherrlichkeit des ägyptischen Sultans. König Jakob von Zypern, eben so sehr durch die Schönheit einer venedischen Patrizierin, Katharina Cornaro, gerührt, als um des Schutzes eines so mächtigen Seestaats sicherer zu werden, vermählte sich mit der Venezianerin, die zuvor zur Tochter der Republik erklärt worden war. Drei Jahre nach der Hochzeit starb er (im J. 1472), so wie sein nachgeborner Sohn ihm bald im Tode folgte. Er hinterließ zwar noch drei uneheliche Kinder. Damit diese aber keine Ansprüche auf das Königreich machen könnten, wurden sie entführt und nach Venedig gebracht, während Katharina als Königin zu herrschen fortfuhr. Eigentlich trug sie aber nur noch den Namen, nicht die Gewalt einer Königin. Räthe, wie Besatzungen, waren ihr schon aus Venedig geschickt. Die Republik selbst wollte Erbin der angenommenen Tochter werden. Einer kinderlosen Königin fehlt es freilich keineswegs an zahlreichen Erben. So nahmen in Venedig schon einige Verwandte Katharinens vorläufig aus Eitelkeit, oder Erwartung des Größern, Fürstentitel an. Aber die Staatsinquisitoren geboten denselben plötzliches Schweigen, unter Androhung der Todesstrafe. — Aus Furcht endlich vor möglichen Zufällen beschloß der Senat, ohne länger zu zaudern, Zypern in förmlichen Besitz zu nehmen und von der Königin die Niederlegung ihrer Krone zu fordern. Katharinen dazu zu bewegen, ward ihr eigner Bruder ausgewählt. Der Zehnerrath gab ihm den Auftrag; das heißt, es ward für ihn gefahrvoll, unverrichteter Sache zurückzukommen. Ohne eine Vorstellung dagegen zu wagen, reisete er nach Zypern. Gleichzeitig mit ihm traf auch die große venedische Flotte dort ein. Umsonst beschwor Katharina ihren Bruder, ihr wenigstens den Versuch zu erlauben, die Regierung von Venedig auf andern Sinn zu bringen. Er antwortete: der Senat ist in seinen Beschlüssen nie zu ändern. Schon waren die Wachen ihres Palastes, schon alle Plätze der Insel mit venedischem Kriegsvolk versehen. Sie mußte ihre Entsagung der Krone unterzeichnen. Mit aller Feierlichkeit nahm Venedig (im J. 1489) das Königreich Zypern in Besitz, ward hier Vasall des ägyptischen Sultans, und öffnete damit der patrizischen Jugend neue Aussichten auf Erwerb von Reichthum und Genuß.

7.

Beginnender Verfall von Venedigs Macht.

Eine Schiffer- und Fischer-Insel, nach und nach von armen und reichen Flüchtlingen immer mehr bevölkert, durch günstige Lage zum Handel gelockt, durch eigene Unwirthbarkeit dazu getrieben, bildet sich mit wachsender Volkszahl, unter freien Einrichtungen zum Staat. Durch Gefahren des Meeres abgehärtet, durch Wahl eines allesleitenden Fürsten stark, durch Verkehr mit vielerlei Nationen kenntnißreich, gewandt und verschmitzt, erreichen die Bewohner der Insel einen für die damaligen Zeiten seltenen Wohlstand. Sie erobern sich Gebiete; machen sich den adriatischen Golf zinsbar; wetteifern mit den ersten Seemächten; bringen den größten Theil des indischen Handels in ihre Gewalt; machen sich durch ihre Waaren die meisten

Länder des Welttheils zinsbar, und zwingen selbst den größten Staaten des festen Landes Ehrfurcht ab.

Wie bewundernswürdig auch dieser Aufschwung Venedigs erscheint, muß man doch nicht vergessen, daß ihn die Verhältnisse der damaligen Jahrhunderte, die Zustände der damaligen Nationen nicht minder beförderten, als die kluge und unternehmende Regsamkeit der Lagunenbewohner. Während diese im Umgang mit so verschiedenen Völkern dreier Welttheile deren Sitten, Vorzüge, Künste und Gewerbe kennen lernten und sich zu eigen machten, und damit eine geistige Ueberlegenheit empfingen, verharrte der größere Theil des übrigen Europa noch in träger Barbarei, der er sich nur mühsam entwand. Während in Venedig Freiheit blühte, schmachteten die meisten übrigen Staaten in den Fesseln des Feudalwesens und der Priesterherrschaft. Während Venedig, ungehemmt, seine Verfassung fest im Innern der Stadt gestalten konnte, waren die übrigen Reiche durch Faustrecht und Lehentbum zerrissen, oder durch Despotismus, oder durch gothische Verwirrung zahlloser einzelner Rechtsame in sich gelähmt. Venedig hatte nur schwache Nachbarn, mit denen es furchtlos in den Kampf trat; die Mächtigern wohnten entfernt. Ausser Pisa und Genua standen selbst keine Mitbewerber um den Welthandel da; die nordische Hansa blieb auf den Norden beschränkt.

Sobald aber diese äussern Umstände änderten; sobald mit den fortschreitenden Zeitaltern auch bei andern Nationen Künste und Wissenschaften erwachten; die Staaten bessergeordnete Verfassungen und Gesetze annahmen; die Völker Handel und Gewerbfleiß liebgewannen, die Fürsten denselben zur Vermehrung ihres Glanzes begünstigten: trat eine vorher unbekannte Nebenbuhlerei ein.

Noch war Venedig reich, noch mächtig auf den Meeren. Noch war es nicht bloß handelnder Staat, sondern selbstfabrizirender. Es verarbeitete nicht nur die rohen Stoffe der Fremde, um den Gewinn daran zu verhundertfältigen, sondern versuchte die rohen Stoffe selbst auf eigenem Boden zu gewinnen und sich auch hierin von der Gunst des Auslandes unabhängig zu stellen. Es bevölkerte die Weiden der Polesine und die istrischen Berge mit Schafheerden, bepflanzte die Küsten Friauls mit Maulbeerbäumen zur Zucht des Seidenwurms und versuchte die Erziehung des Zuckerrohrs auf den levantischen Inseln. Verona, Vicenza, Padua und Bassano arbeiteten in Wolle und Seide; Padua besonders lieferte Hüte, so wie Murano alle Arten Glaswaaren; Brescia Seiden- und Leinenzeuge; vorzüglich aber Waffen aller Gattung und Holzarbeiten; Bergamo gezwirnte Seidenstoffe, Papiere, leichte Linnenzeuge; die Hauptstadt selbst Seidenwaaren, Spitzen, Hüte, Seife, Spezereien, Gold- und Silbergeräthe u. s. w. Aber auch Frankreich, auch Deutschland und andere Länder veredelten allgemach schon ihre Gewerbe und warfen die Erzeugnisse ihres Bodens und ihres Kunstfleißes in den Handel. Durch vorzüglichere Güte der Waaren, oder durch wohlfeilern Preis derselben bei gleicher Güte, verlor Venedig nach und nach in vielen Gegenden die gewohnte Menge der Käufer. Vergebens machte seine Eifersucht mancherlei Hand- und Kunstgriffe der Werkstätten

zum Geheimniß: es fehlte fremden Völkern nicht an erfinderischem Geist. Keine Quelle des öffentlichen Reichthums ist für einen Staat unzuverlässiger, als die, aus welcher jedes andere Volk, sobald es will, durch eigene Bemühung sein Bedürfniß eben so gut schöpfen kann.

Noch hatte Venedig aber die Ueberlegenheit der Seemacht. Vermittelst seiner weitzerstreuten Besitzungen und Niederlassungen, die ihm den Genuß des Welthandels zuzusichern schienen, trieb es einen Verkehr, welchen selbst der zunehmende Gewerbsfleiß der Europäer nicht zu bedrohen, sondern vielmehr zu vermannigfaltigen schien. Doch dieser Vorzug währte nur, so lange der Orient getheilt und schwach stand. Als aber die türkische Macht die Küsten des schwarzen Meeres und Kleinasiens bedeckte und Konstantinopel nahm; als Sultan Soliman (im J. 1530) eben dies Konstantinopel zum Durchgangsort für alle Waaren machte, die von Asien, ja durch Syrien und Aegypten nach Europa geführt wurden; als die Venetianer durch die Uebermacht der Osmanen immer mehr in ihren Handelsfreiheiten bedrängt, aus immer mehrern der kleinen Inseln des griechischen Meeres vertrieben, endlich durch Amurath III sogar aus dem Besitz Zyperns (im J. 1571) verstoßen wurden, litt der alte, große Waarenverkehr immer schwerere Erschütterungen. Nicht leichtere erfuhr er fast gleichzeitig im Abendlande, wo Kaiser Karls V Riesenmacht das Gesetz gab und den Venetianern in allen Häfen seines weitläuftigen Reichs nicht nur die Aus- und Einfuhrzölle auf ein Fünftheil des Waarenwerths hinaufsteigerte, sondern ihnen sogar allen unmittelbaren Verkehr mit den Küsten der Berberei untersagte, weil er seine Stadt Oran zum Stapelplatz für den Handel mit Afrika erheben wollte.

Am gefährlichsten aber für Venedigs bisherigen Glanz ward der neuentdeckte Weg zu Wasser nach Ostindien um das Vorgebirge der guten Hoffnung (im J. 1498). In den Lagunen empfing man die erste Nachricht davon durch den venedischen Gesandten zu Lissabon. Er meldete, daß Schiffe, mit Pfeffer, andern Gewürzen und Waaren befrachtet, wirklich aus Asien angekommen wären. Man vernahm, daß sich die Portugiesen an den Küsten Indiens selbst ansiedelten und die köstlichen Gegenstände des Handels von dort bald wohlfeiler nach Europa liefern würden, als man sie über das rothe Meer, durch den Euphrat und Don bezog.

Die venedische Regierung wiegelte den Sultan von Aegypten auf, die Niederlassungen der Europäer in Indien zu hindern, wo bisher die Muhamedaner allein den Verkehr gehabt hatten. Dies ohne Frucht, denn der Sultan hatte dazu weder Macht noch Geist genug, wandten sich die Venetianer an den König von Portugal. Sie erboten sich, alle aus Asien kommende Waaren von ihm um einen bestimmten Preis anzunehmen, wenn er ihnen den Verkauf derselben im übrigen Europa ausschließlich gestatten würde. Allein der König war zu klug, ihnen den Alleinhandel zu überlassen. So wählten sie als das letzte Mittel: alle über Aegypten kommende Waaren von jeder Abgabe frei zu machen, und dagegen alle, die von Portugal hervorgingen, möglichst zu belasten und ihren Verschleuß zu hindern. Wie wenig aber auch diese Maasregel dem neuen Gange des Handels Abbruch thun konnte, sieht Jedermann leicht ein.

Schon diese Schritte Venedigs in dem für den öffentlichen Wohlstand des Staats entscheidendsten Augenblicke bewiesen, daß der alte, kühne und kluge Unternehmungsgeist entwichen war; daß nicht nur die Ungunst der äussern Verhältnisse, sondern mehr noch das Verderbniß der innern, den Verfall der bisherigen Stärke herbeirief. Billig muß man erstaunen, daß die Regierung, daß das Volk nicht selbst Flotten zur Eroberung fester Plätze in Ostindien ausrüstete und mit überlegener Einsicht und kaufmännischer Thätigkeit den Portugiesen die Urquelle der kostbaren Schätze, nach denen Europa von jeher geizte, streitig machte. Aber Venedig war längst nicht mehr die alte!

Durch Rechtsgleichheit und Freiheit aller Bürger einerseits und durch Handelsverkehr anderseits hatte dieser Inselstaat vorzeiten sich zur ausgedehnten Herrschaft emporgeschwungen und den schwersten Unfällen getrotzt. Jetzt war, seit Einführung der Aristokratie, die bürgerliche Gleichheit verschwunden und der Welthandel nicht mehr der höchste Wunsch der Patrizier. Diese, im ruhigen Besitz der Macht und Selbherrlichkeit, im Genuß ererbter Reichthümer und der vornehmsten Stellen des Landes, waren mehr um Erhaltung und Sicherstellung ihrer Genüsse und Vorzüge bekümmert, als um Bereicherung der Bürgerschaft. Sie, zum Regieren geboren, blickten mit zunehmender Geringschätzung auf das Treiben von Gewerben, durch die einst ihre Väter groß geworden waren. Allenfalls sprach ihren Stolz noch die Ausdehnung nicht allzufern gelegener Unterthanenlande an, um, was für den Staat am Gewinn vom Handel verloren ging, durch Abgaben zu ersetzen, oder um die Kinder des Adels mit Stellen zu versorgen. Aber indem Venedig eine Landmacht wurde, sank es als Seemacht. Bei den vielfachen Erschütterungen Italiens wurde es fort und fort in erschöpfende Landkriege verwickelt und in alle Schicksale eingeflochten, die über die Halbinsel gingen. Dadurch ward es gezwungen, fremde Kriegsleute zu miethen und ihnen sein Heil anzuvertrauen, während ihnen sein Gold zufloß. So hatte sich Venedig geschwächt.

Auch die ehemalige Strenge der Sitten war schon in der Fülle des Genusses erschlafft. Die Eroberung Zyperns ward der Macht des Staats durch die von dem wollüstigen Eilande in die Lagunen verpflanzte Ueppigkeit verderblicher, als vortheilhaft. Denn die reichen Venetianer, welche dorthin zogen, um ihres Daseins in ungebundener Lust zu geniessen, oder die Beamten, welche dort im Vergnügen der Gewalt und des Wohllebens geschwelgt hatten, brachten ihren Hang zur Pracht und Weichlichkeit in die Hauptstadt zurück und vergifteten mit ihrem Beispiel die Denkart der nachahmerischen Menge. Die Regierung, nur die innere Ruhe des Staats und die patrizischen Hoheitsrechte mit Eifersucht hütend, litt es gern, daß die Liebe der Freiheit in den Armen der Wollust starb und sah um so gelassener den Fortschritten des Luxus zu, da er die Gemüther entnervte und sie zu edlern oder stolzern Ansprüchen unfähig machte. — Der ärmere Adel war zu abhängig, um auf die öffentlichen Angelegenheiten mächtigen Einfluß zu haben, und die übrige Bürgerschaft durchaus in ihrer Unterthänigkeit ohne Stimme.

So mußte Venedig unaufhaltsam sinken, und schneller, als es emporgestiegen war. Fast in

keinem andern Staate sah man so sehr, wie zu Venedig, die Aristokratie in ganzer Reinheit aufgestellt; aber auch in keinem andern offenbarte sich der Nachtheil erblicher Adelsherrschaft so sichtbar. In Monarchien, wo keine bevorrechtete Kaste Theil an der Gewalt des Fürsten und ein ausschließliches Recht zur Besetzung der ersten Aemter, oder wo der Bürger wenigstens noch offenen Weg hat, sich durch Verdienste zu gleicher Nähe des Throns zu erheben, kann Liebe des gemeinsamen Vaterlandes und jede aus ihr hervorgehende Tugend und ein edler, allgemeiner Wetteifer der Bürger zur Verherrlichung des Staats so wohl statt finden, als in demokratischen Verfassungen. In Aristokratien aber zieht sich die Liebe des Vaterlandes und des Ruhms nur in die stolze Brust der Wenigen zurück, welche das Vaterland allein und die Ehre allein haben. Die übrigen Einwohner des Staats sind mit Geld und Blut dafür dienstbar, daß ihnen gestattet wird, unmittelbare Bedürfnisse ihres Körpers zu befriedigen. Die Natur rüstete die Edelsten unter denselben vergebens mit Gaben für Höheres aus.

8.

Fortsetzung. — Verlust großer Besitzungen.

Während Portugiesen und Spanier neue Niederlassungen in beiden Indien gründeten, verschwendeten die Venetianer Zeit und Kraft um den Besitz des kleinen Landstrichs von Cremona. Niederländer, Franzosen, Briten folgten Eins ums Andere den glücklichen Eroberern der neuen Welt; bemächtigten sich wetteifernd der ost- und westindischen Archipele und Küsten; schufen Flotten; führten unermeßliche Reichthümer über den Ozean zurück; wurden Seemächte ersten Ranges und verdunkelten schnell den alten Ruhm Venedigs, Genua's und Pisa's sowohl durch die Größe, als den Erfolg ihrer Unternehmungen. Venedig hatte den wichtigen Augenblick verloren. Auf immer vom ausschließlichen Welthandel zurückgedrängt, war es des ehemaligen Hebels seiner Macht beraubt und mußte sich mit dem levantischen Verkehr und dem Küstenhandel begnügen lernen, so lange beide nicht von Stärkern angesprochen wurden.

Der Senat in den Lagunen hatte allerdings auch kaum Zeit genug, Entwürfe auf Eroberungen in entfernten Welten zu bilden, da seine nähern Besitzungen in fortwährender Gefahr schwebten, verloren zu gehen. Die Erweiterungen seines Gebiets auf dem Festlande Italiens hatten ihn mit der Eifersucht aller benachbarten, kleinen Staaten umringt. Frankreich und Oesterreich, zu Hauptmächten des Welttheils erwachsen, sandten ihre Heere über die Alpen und rangen in den Feldern Neapels und Norditaliens um die Oberherrschaft der Halbinsel. Venedig konnte nicht vermeiden, in die meisten und schwersten dieser Kriege gemengt zu werden. Die Liga von Cambrai (im J. 1509) brachte in achtjährigen Feldzügen die Republik dem Untergang nahe. Mit Recht wurde die würdige Haltung des Senats in allen Unfällen, seine Standhaftigkeit und Klugheit bewundert, mit welcher er aus den verzweiflungsvollsten Lagen hervorzugehen wußte. Er verlor aber die kaum erworbenen Ufer der Adda, auch Cremona, Romagna und Triest wieder, und sah seinen Schatz erschöpft, seine Provinzen zerstört. Aus dem Kampfe,

welchen bald nach diesem Kaiser Karl V und König Franz I von Frankreich, durch Nebenbuhlerei entflammt, in Italien erhoben, ging Venedig nur mit Aufopferung seiner Hafenplätze im Neapolitanischen und einer Summe von 300,000 Dukaten, die es dem Kaiser zahlen mußte (im J. 1529). So wurden fortan alle Landkriege den Venetianern verderblich; wenigstens brachte ihnen keiner derselben einen Vortheil. Sie empfanden die Ueberlegenheit der großen Mächte, welche jetzt, statt der ehemaligen kleinen Staaten, über Italiens Angelegenheiten das Wort führten, und leisteten Verzicht auf den Gedanken, ihre Besitzungen dort zu erweitern, wo sie sie kaum noch zu behaupten im Stande waren. Seit dem Anfange des achtzehnten Jahrhunderts mischten sie sich nicht mehr in die Händel der europäischen Mächte, sondern bewahrten im spanischen Erbfolgekriege, im Kriege um die Erbschaft von Parma und Toskana u. s. w., mit kluger Vorsicht stille Unparteisamkeit. So retteten sie wenigstens ihr Dasein, ihre Unabhängigkeit und was ihnen von Provinzen auf dem festen Lande von Italien und in Dalmatien geblieben war.

Weit unglücklicher ward ihr Loos noch auf dem Meere gegen die Uebermacht des türkischen Reichs. Auch Siege ihrer Flotten blieben ohne Folgen. Sie wurden schon im Anfange des sechszehnten Jahrhunderts von den Inseln des Archipels und von ihren Sitzen in Morea zurückgedrängt; und noch am Ende desselben Jahrhunderts aus Cypern (im J. 1573); im folgenden aus Kandia. Der Friede von Passarowitz (im J. 1719) ließ ihnen, außer Dalmatien und einem schmalen Landstrich in Albanien, von allen ihren weitläuftigen ehemaligen Besitzthümern im Mittelmeer nichts, als die Eilande Korfu, Zefalonien, Zante und einige kleinere Inseln in der Nähe von diesen, Pazo, Santa Maura, Theaki, Asso, den Felsen Cerigo und die armseligen Strophaden. So tief sanken die ehemaligen Eroberer Konstantinopels, daß sie, nach manchen fruchtlosen Kämpfen, sogar den Seeräubern der afrikanischen Küste, wie einst den Narentinern, des Friedens willen, zinsbar werden mußten; eine Schmach übrigens, welche vielleicht erträglicher ward, da größere Mächte nicht errötheten, sie zu ertragen. — Dies war die Frucht vom Wachsthum der Kunst, Wissenschaft und Freiheit bei andern Nationen, und vom wachsenden Verderbniß des Innern der venedischen Aristokratie.

Daß Frankreich, Oesterreich und die Pforte rings umher großmächtig geworden, hatte Venedig keineswegs hindern können; und es mußte nothwendig in gleichem Verhältniß schwächer werden, als jene erstarkten, weil es nicht mit ihnen wuchs. Daß der große Handelsweg von Ostindien durch Colombo's und Vasco de Gama's Entdeckungen eine andere Richtung genommen und sich eine aufblühende Zahl neuer Seemächte desselben bemeistert hatte, war außer Venedigs Gewalt gewesen, zu ändern. Aber die Schuld der Regierung blieb es, daß sie nicht, wie in den alten, freien Zeiten, da sie sich zur Größe emporschwang, von den Zeitumständen Vortheil zog. Mit Recht sagt Montesquieu von der Aristokratie: Sie trachtet nicht der Vergrößerung, sondern der Bewahrung dessen nach, was sie erworben. Statt mit den Jahrhunderten zu gehen, statt sich denselben gemäß zu halten und sich mit ihnen zu verjüngen, beharrte der Senat

unveränderlich in ehemaligen Ansichten und Grundsätzen, und so veraltete der Staat neben dem Neuen, was ihn umgab. Das war das Werk der Verfassung, und alle Feinheit, und alle Staatsklugheit, die sich in immer kleinlichere Sphären zurückziehen mußte, blieb zu ohnmächtig, dem vollen Untergang zu wehren.

Die Ausschliessung jedes ausgezeichneten Geistes von Theilnahme an höhern Staatsämtern, wenn er sich im Bürgerstande oder bei den Unterthanen entfaltet hatte, — die Unterdrückung eines edeln, allgemeinen Wetteifers der Verdienste ums Vaterland, der in den Monarchien statt findet, beraubte den Staat der geistigen Ueberlegenheit, das heißt, des wichtigsten seiner Rettungsmittel; machte die Masse des Volks gleichgültiger gegen Wohlfahrt des Ganzen, und bannte die Auswahl derer, welche durch Gaben, Einsichten und Tugenden die Größe Venedigs heben sollten, auf einen engen Kreis von Menschen ein, die durch ihre Wiege bezeichnet waren, die im Genuß ihrer Güterfülle, in der gewissen Aussicht auf glänzende Stellen, sorglos wurden, und wohl durch Stolz und Ehrgeiz die Kunst verschmitzter Umtriebe, aber nicht die Anstrengungen und den erhabenen Sinn wahrhaft großer Männer kennen gelernt hatten. Venedig, hätte es zur alten Freiheit heimkehren können, oder seinen Bürgern und Unterthanen die Rechte geben dürfen, deren sich die Unterthanen der Monarchien erfreuen, würde selbst gegen die großen Nachbarreiche eine neue, vorher unbekannte Kraft entwickelt, jeder Brust das Gefühl vaterländischen Hochsinnes und dem Staate einen Reichthum unternehmender, erfinderischer und tugendhafter Männer erworben haben.

Aber Furcht und Mißgunst gegen die Talente der Unterthanen dehnte sich bei den Patriziern selbst auf die hervorstechenden Geistesgaben von Gliedern ihres eigenen Standes aus. Es war nur erlaubt, mittelmäßig zu sein; allzugroße Auszeichnung brachte Verderben. Daher bietet die ganze Geschichte Venedigs kein einziges glanz- und thatenvolles Leben eines Einzelnen dar, sondern wenn sie hie und da einen Mann mit überlegener Kraft erscheinen läßt, verschwindet er, mit Ehren oder Strafen bedeckt, plötzlich wieder, in die dunkle Menge aller Andern niedergezogen. Man mied sogar, Patrizier an die Spitze der venedischen Heere zu stellen, aus Furcht, wie Daru sehr gut sagt, daß der, welcher die Republik zu retten im Stande war, sie auch wohl vernichten konnte. Doch hier war es nicht um die Republik, sondern um das Vorrecht und den Genuß des Patriziats zu thun. Man wählte lieber fremde Feldherren, die gemiethet und von beigegebenen Proveditoren sorgfältig bewacht wurden.

Dieser durch das Wesen der Aristokratie genährte Geist des Mißtrauens und des neidischen Unwillens gegen jeden der übrigen, der hervorragend zu werden drohte, gab allen Gliedern nach und nach gewissermaßen einerlei Gepräge der Denkart und der Handlungsweise. Es ward unter ihnen eine gewisse Einförmigkeit der Grundsätze, eine gewisse Beschränktheit der Ansichten vorherrschend, über welche man sich nicht ungestraft erheben konnte, und die, von Geschlecht zu Geschlecht vererbt, tiefer und tiefer wurzelte, daß sich auch die bessern Köpfe zuletzt von dieser Befangenheit nie ganz loszuwinden vermögend waren. Was ausser dem gewohnten

Horizont lag, mußte für Irrthum oder Verbrechen gelten. So entwickelt sich aus ähnlichen Ursachen auch in Mönchsgesellschaften der engbegrenzte Klostergeist und in kleinen Städten das Spiesbürgerthum.

Die Fortschritte der neuern Zeiten wenig beachtend, verblieb also der venedische Senat selbstgefällig beim Alten. Sogar den Verbesserungen der Schiffsbaukunst und des Heerwesens, die bei andern Nationen auffallend wurden, folgte er nicht, oder nur langsam und ängstlich nach. Er konnte unmöglich die Uebermacht Frankreichs oder Oesterreichs verkennen, aber lange hatte er nicht den alten Stolz vergessen können, über die Angelegenheiten Italiens das Wort zu geben. Er hatte sich in jene unglücklichen Landkriege gemischt, aber sie mit fremden, aus Italien, der Schweiz und Graubünden gemietheten und zusammengerafften Soldaten und mit fremden Heerführern, wie herkömmlich, geführt. Schon daß er zu Miethlingen Zuflucht nehmen mußte, weil er in den eigenen Provinzen nicht Volks genug fand, ein Heer zu Lande und die Flotten zugleich damit zu versehen, hätte ihn abschrecken sollen, seine Macht auf beiden Elementen zugleich zu versuchen.

Erst nachdem sich das Patriziat in einer langen Reihe nachtheiliger Kriege von der Ohnmacht seiner Mittel überzeugt und alle seine entferntern Besitzungen eingebüßt hatte, entschloß es sich zur Beibehaltung der staatsthümlichen Unparteisamkeit und nahm es, wie schon gesagt, seit dem Frieden von Passarowitz die Rolle eines bloßen Zuschauers der Weltbegebenheiten an.

Nun auf sich und auf die Verwaltung des Innern einzig beschränkt, erstarb die Neigung und der Muth zu großen Werken, weil es dazu an Gelegenheiten fehlte. Genuß-Seligkeit, Golddurst und Aemtersucht wurden die gemeinen Leidenschaften, welche das Gemüth der patrizischen Jugend am lebhaftesten rührten; ein Gemüth, schon früher durch Müßiggang, Reichthum und zyprische Ueppigkeit zum Edlern entnervt. Schon in den letzten Seekriegen gegen die Türken war nicht mehr die Regsamkeit, Wachsamkeit, Ordnungsstrenge und allesbesiegende Entschlossenheit der Alten sichtbar gewesen.

Nur das Festhalten an bestehenden Formen der Verfassung, die Heilighaltung herkömmlicher Einrichtungen, die Abwehrung fremden Einflusses auf Angelegenheiten des eigenen Staats, die Geheimhaltung derselben vor den Augen der Eingebornen und des Auslandes, verblieben in gewohnter Kraft. Ja, weit entfernt, sich im Laufe der Jahrhunderte zu schwächen, verhärteten und erstarkten diese Grundsätze mit zunehmendem Alter des Staats. Sie mußten es nothwendig, weil es das Interesse aller Patrizier war, sie zu bewahren, weil, ohne sie, die regierungsberechtigten Geschlechter ihren Untergang vorsahen. — Daher stand die venedische Regierung in neuern, wie in ältern Zeiten, verhüllt, unerforschlich und in sich abgeschlossen da. Der Geist ihres Gewaltthums milderte sich zu keiner Zeit. Jede Auflehnung der Gedrückten ward mit blutdürstigem Zorne gerächt. Darum sah man auch immer von Zeit zu Zeit Auswanderungen vieler bedrängten Unterthanen, aus Zante, aus Cattaro, aus Dalmatien nach Rußland, oder

selbst in die Türkei (noch im J. 1785). Nie aber auch erhielt die Geistlichkeit hier den Wirkungskreis, welcher der Ruhe anderer Staaten so oft gefährlich war. Rom mochte drohen und donnern, wie es konnte, Mönche und Weltgeistliche blieben in uralter Abhängigkeit von der weltlichen Obrigkeit; ausgenommen rein-kirchliche Vergehen der Priester- und Mönchschaft, wurden alle vor weltlichen Gerichten beurtheilt und bestraft. Sobald die Jesuiten im Staate und gegen den Staat eine gewisse Selbstständigkeit anzunehmen nur die ersten Versuche wagten, wurden sie fortgeschafft und nie wieder, als Orden, zugelassen.

Man hat die Unveränderlichkeit der venedischen Regierung, die Festigkeit ihrer Einrichtungen oft bewundert. Aber diese ging aus der Natur einer argwöhnischen, um ihr Dasein besorgten Aristokratie hervor, nicht aus der Ueberzeugung, noch mit dem Zweck, so das Glück von Millionen Unterthanen am besten zu heben. Das Glück des Staats blieb dem Wohlsein des Patriziats ewig untergeordnet. Man hat, geblendet von dem Wunderbaren oder Eigenthümlichen dieser Regierung, den langen Fortbestand des Staats selbst ganz der Weisheit seiner besondern Verfassung zurechnen wollen, während er, schwach an Mitteln gegen die Gewalt überlegener Nachbarreiche, nur durch deren Großmuth, oder durch ihre Achtung des Völkerrechts, oder durch ihre gegenseitige Eifersucht das Dasein behielt, welches er eben so bald verlor, als jene Bedingungen seines Lebens aufhörten.

Gegen innere Erschütterungen schützte ihn freilich die schreckhafte Wachsamkeit der Staatsinquisition, deren Laurer im Dunkel jeden verdächtigen Schritt des gemeinsten Unterthanen, wie des Patriziers verfolgten. Noch ausgedehntere Macht des Zehnerraths, die dieser mehrmals dadurch zu gewinnen bemüht war, daß er sich nach Gutdünken zahlreiche Beigeordnete aus dem großen Rathe und andern Behörden nehmen und wieder entlassen zu können das Recht suchte, mußte selbst dem gesammten Patriziat gefahrvoll dünken. Man gestattete ihm die Vermehrung nicht. So lange er aus zehn Personen, nebst Beiordnung des Duca mit sechs von dessen Räthen, bestand, konnte er, wegen der geringen Zahl seiner Glieder nie ein zerstörendes Uebergewicht erhalten. Auch ward ihm (schon im J. 1583) das Befugniß untersagt, eigenmächtig in die Verwaltung der auswärtigen Angelegenheiten und des Staatsvermögens einzugreifen. Aber seine Schreckensherrschaft ließ man ihm gern, in der er als Wächter der Staatssicherheit unantastbar stand und um keine seiner Grausamkeiten verantwortlich werden konnte. Man sah eines Morgens (im J. 1618) viele Menschen an den Galgen des St. Markusplatzes aufgehenkt. Es waren allesammt fremde, unbedeutende Leute, wie deren sich in volkreichen Städten immer aufzuhalten pflegen. Den Tag nachher waren die Galgen mit neuen Hingerichteten belastet, die ebenfalls Niemand kannte. Man sagte sich, daß noch weit mehr Personen erdolcht und ertränkt worden wären. Den wahren Beweggrund zu diesen Mördereien hat man nie vernommen. Kein vorangegangenes Ereigniß, kein nachfolgender Umstand hat jemals das schauerliche Räthsel gelöset. Der damalige französische Gesandte in Venedig behauptete, es sei der Regierung, um sich der osmanischen Pforte gefällig zu erweisen, darum zu thun gewesen, einen den Türken

verhaßten Korsaren aus dem Wege zu räumen, und um ihn sicher zu treffen, habe man Viele, die verdächtig schienen, aufgeopfert. Fünf Monate nach dem blutigen Greuel ordnete ein Beschluß des Senats öffentliche Dankgebete, wegen Rettung der Republik aus großer Gefahr, an. Aber worin die Gefahr bestanden habe, blieb Geheimniß. Vielleicht geflissentlich breitete man das Gerücht von einer entdeckten Verschwörung aus, um dem Geschehenen nur einen rechtfertigenden Schein der Nothwendigkeit zu borgen. — So handelte die venedische Polizei.

9.

Venedig im achtzehnten Jahrhundert, vor dem Untergange seines Staats.

Daß das Volk eine solche Herrschaft der Willkühr, des Argwohns und Schreckens nicht nur erträglich, sondern sogar ganz behaglich finden konnte, fällt Keinem auf, der da weiß, daß ja auch wohl Leibeigene, ohne Gefühl für die Würde der Menschheit, ihren gewohnten schmachhaften Stand dem ungewohnten Stande der Freiheit vorgezogen haben. Man muß aber auch nicht die Kunst der Regierung vergessen, daß die Provinzen keineswegs alle mit einerlei Härte behandelt wurden; daß man die entferntern, besonders die Nachbarn der Lombardie, wie Brescia und Bergamo, auch die Hauptstadt selbst, weitaus milder verwaltete, als die übrigen Gegenden, weil in der Hauptstadt, wie in der Nachbarschaft der Lombardie, jeder Volksaufstand für das Patriziat gefährlicher gewesen wäre, als im Innern des Landes, oder in Dalmatien und den Inseln. Die empörendsten Beispiele gewaltherrlichen Schaltens wurden auch nur selten gegeben, oder gelangten selten zur öffentlichen Kunde. Die Grausamkeit der Polizei bezog sich mehr auf Beschützung der Sicherheit und des Ansehens der Regierung, als auf viele andere Vergehen. Vielmehr war dem Leben und Treiben der Menschen, sobald es nicht unmittelbar an die Sache des Staats rührte, eine Freiheit gestattet, die oft in Zügellosigkeit überging und in wenigen andern Ländern erlaubt gewesen wäre.

In spätern Zeiten des achtzehnten Jahrhunderts ließ ohnedem die Verwaltung noch in vielen Stücken von ihrer vormaligen Strenge nach, sei es, daß das Beispiel der Milde, welches andere Regierungen gaben, andere Ueberzeugungen hervorgerufen hatte, oder daß der venedische Senat im lebendigern Gefühl wachsender Schwäche erkannte, die Ruhe des Staats müsse noch durch bessere Mittel, als durch Miethsoldaten und Staatsinquisitoren geschirmt werden. Man gewährte den Dalmatiern, die sich zum griechischen Glaubensbekenntniß hielten, (im J. 1761) Freiheit des Gottesdienstes, wie hart der Papst auch die Republik darüber anließ. Man schloß den reichern Unterthanen die Möglichkeit auf, in den Rang des herrschaftsfähigen Adels von Venedig zu treten. Durch einen Beschluß (von 1775) wurde das goldene Buch für zwanzig Jahre offen gehalten, daß sich Edelleute der Unterthanenlande, die zehntausend Dukaten Einkünfte hatten und ihren Adel bis zum Urältervater zurückführten, auf vierzig an der Zahl, einschreiben lassen konnten.

So ward das Loos der venedischen Unterthanen in vielen andern Dingen glimpflicher, genug, wenn sie zu allem schwiegen, was die Regierung verfügte, und nicht die Rechte der Unterthanen in Monarchien, nicht den Weg zu Ehren und Aemtern aufgeschlossen verlangten, sondern ihn mit stummer Verzichtung den Patriziern überliessen. Der Anblick der lebensreichen Hauptstadt selbst, und noch zu einer Zeit, da sich die Lebenskraft des Staats schon tief geneigt hatte, mußte bei Fremden und Einheimischen hohe Vorstellungen vom glücklichen Zustande der Gesammtheit erzeugen. „Diese wunderbare Stadt," um mich hier der Worte Daru's zu bedienen, „einzig durch ihre Lage; das da waltende ganz eigenthümliche Wesen und Treiben; eine unwandelbare Ruhe, gehandhabt durch eine wachsame Polizei, die zugleich in allem, was ihr keine politischen Besorgnisse einflößte, bis zum Uebermaas nachsichtig war; das Zusammenströmen von Fremden, die einem mannigfaltigen Verkehr zinsbar wurden; die Gewerbsamkeit in einer Menge von Werkstätten, um den Bedürfnissen des Aermsten, wie den Launen des Reichsten zu entsprechen; eine Sittenfreiheit, die fast an Daseyn bürgerlicher Freiheit glauben ließ; der Anschein von Wohlstand; der Aufwand der Künste; die Denkmale ehemaliger Siege; eine zugleich Pracht und Sparsamkeit liebende Verwaltung, die mit würdevollem Ernst eine gewisse landherrliche Freigebigkeit verband; glanzvolle Feierlichkeiten und Umgänge, und Feste, wie nur Venedig sie anzustellen wußte, — dies ganze Schauspiel von Große, Reichthum und Lust belebte eine thätige, sinnreiche Volksmenge, und flößte ihr einen Stolz ein, der sie wirklich mit ihrem Schicksal mehr als zufrieden machte.

So bestand Venedig seit Anfang des achtzehnten Jahrhunderts bis zu Ende desselben. Wie wenigen Antheil es auch an den allgemeinen Welthändeln nehmen konnte, wußte es doch durch seine diplomatische Regsamkeit von Aussen, und durch seine tausendäugige Polizei im Innern, den Ruf einer vortrefflichen Staatsverwaltung und den Schein einer unerschütterlichen Hoheit zu behaupten.

Schärfern Blicken entging inzwischen die zunehmende Schwäche nicht. Der edlere Ehrgeiz war schon längst entwichen, nur noch Stolz und die Stellensucht zurückgeblieben. Während die ehemaligen Quellen des Reichthums fort und fort versiegten, setzten Hang zum Wohlleben und Hochmuth den gewohnten Aufwand fort. Schon im ersten Jahrzehend des achtzehnten Jahrhunderts betrugen die öffentlichen Einkünfte nur noch sechs Millionen Dukaten, und die Schuld des Staats war auf achtundzwanzig Millionen gestiegen. Weil die Staatsgläubiger sechs und sieben Jahre lang keine Zinsen bezahlt erhielten und ihre Renten auf zwei vom Hundert niedergesetzt wurden, verlor das Gemeinwesen an Zutrauen. Eine lange Reihe von Friedensjahren besserte die Uebel nicht, obgleich inzwischen der Landbau in den Unterthanen-Ländern große Fortschritte gemacht hatte. Am Ende des Jahrhunderts betrug die Staatsschuld vierundvierzig Millionen Dukaten, und doch war Alles mit Abgaben belegt, in deren Erfindung das achtzehnte Jahrhundert allzu sinnreich geworden war.

In den letzten Zeiten der Republik bestand die Landmacht derselben nur noch aus siebentausend

Italienern und fünf- bis sechstausend Sklavoniern. Der Dienst war schlecht unterhalten, schlecht bezahlt, von den Patriziern, aus Hochmuth oder Liebe zum behaglichen Leben, verachtet. Die Seemacht zählte acht bis zehn Linienschiffe, einige Fregatten und vier Galeeren, die wirklich in See gehen konnten; ungefähr zwanzig Fahrzeuge lagen auf den Schiffswerften; ihr Bau wurde aber nie vollendet. Als die Franzosen im J. 1797 in Venedig einrückten, fanden sie dreizehn Schiffe und sieben Fregatten auf den Werften; es fehlte an nöthigen Mitteln sie zu vollenden. Zwei von diesen Schiffen waren schon im Jahre 1752 angefangen worden, zwei andere seit 1743, und zwei endlich seit 1732!

In den Unterthanenlanden hatte sich durch Gewerbfleiß und Verbesserung des Landbaues die Bevölkerung vermehrt. Sie betrug 2,914,000 Seelen. *) In Venedig selbst war sie auf 149,476 Seelen (im J. 1769) gesunken, und zur Zeit des Einrückens der Franzosen zählte man nur noch 138,000 Seelen.

Wie ungern auch die venedische Aristokratie Verbreitung von hellern Einsichten und Kenntnissen bei den Unterthanen sah, — denn solche ist jeder Aristokratie verhaßt, weil gefährlich, — hatte sie dieselbe doch nie ganz verhindern können. Das Licht des übrigen Europa drang auch hier vor und offenbarte die Blößen und Schwächen der öffentlichen Verwaltung und der Regierenden. Der Stand des Patriziats, wie eifersüchtig oder eingebildet er immerhin auf seine Geburtsvorzüge sein mochte, genoß daher beiweitem nicht mehr jener Achtung, der er in alten Zeiten theilhaftig gewesen. Er selbst hatte sie durch keine Tugenden und hervorragende Geistesgaben zu behaupten gewußt. Und ein unwissender, oder halbgebildeter, wenn auch reicher Müßiggänger oder Beamter, kann wohl Achtung für sein Amt, nicht aber für seinen persönlichen Werth fordern. Der Landadel sah den Verfall der venedischen Patrizier und buhlte wenig um die Ehre, ihnen beigezählt zu werden.

Die Mehrheit der Nobili selbst war seit dem Verlust so vieler Kolonien und Inseln, seit der Abnahme des Handels und der Flotten, der alten Hilfsquellen verlustig, in ihren Glücksumständen zurückgekommen oder verarmt. Reichthum, Einfluß und Stellen zogen sich in einen immer engern Kreis herrschaftsfähiger Familien zusammen. Es gestaltete sich, bei der Ungleichheit

*)

In den Provinzen am rechten Ufer des Mincio	600,000	Seelen.
In denen am linken Ufer, in Friaul und Istrien	1,860,000	—
In Dalmatien	557,000	—
In Albanien	31,000	—
In den Inseln von Prevesa	10,000	—
— — — — Korfu	48,000	—
— — — — Santa Maura	15,000	—
— — — — Zefalonien	60,000	—
— — — — Zante	20,000	—
— — — — Theaki	4,000	—
— — — — Zerigo	9,000	—

des Vermögens und Abhängigkeit des ärmern Adels, unvermerkt eine Oligarchie und eine feindselige Reibung zwischen den verschiedenen höhern Behörden, deren jede ihren Machtkreis ausdehnen zu müssen glaubte. Der Senat griff die Befugnisse der Räthe des Duca an; die Quarantia criminale oder das peinliche Obergericht haderte gegen den Senat; der große Rath, obwohl kraftlos, unternahm die Gewalt des Zehnerraths, und besonders der Staatsinquisitoren, zu lähmen. Gleicher Zwiespalt erwuchs zwischen Weltgeistlichkeit und Geistlichkeit. Die letztere war im Besitz von 4,274,460 Dukaten jährlicher Einkünfte. Dies schien dem verarmenden Adel ungeheuer. Dennoch waren die Geistlichen nicht übermäßig reich, weil ihre Anzahl sich auf 45,773 Personen belief; eine Menge, allerdings ohne Verhältniß zu einer Bevölkerung von nur kaum drei Millionen Seelen.

Schon diese innern Händel und Spannungen, welche auf große Abänderungen der öffentlichen Einrichtung hinzielten, verriethen eine tiefempfundene Unbehaglichkeit der patrizischen Mehrheit. Armuth, Schlaffheit der Grundsätze und Verderbtheit der Sitten gaben den Gährungsstoff, welcher früher oder später Auflösung oder Verwandlung des Ganzen herbeizuführen drohte.

(Der Schluß folgt im nächsten Heft.)

Mannigfaltiges.

Aus Spanien.

Schluß der Bemerkungen über den religiösen und wissenschaftlichen Zustand Spaniens im Jahr 1819.

In einem Lande, welches acht Erzbisthümer, über fünfzig Bisthümer und wenigstens hundert Abteien zählt, welche alle eine, so zu sagen, bischöfliche Gerichtsbarkeit ausüben; wo, wie sich ein spanischer Schriftsteller ausdrückt, mehr Kirchen als Häuser, mehr Altäre als Familien, mehr Priester als Bauern vorhanden sind; wo keine Wohnung ist, die nicht ihren Heiligen, und kein Mensch, der nicht sein Skapulier hätte: da, sollte man denken, müßten alle Vortheile und Vorzüge angetroffen werden, die ein so großes Uebergewicht des geistlichen Einflusses zu gewähren vermag. Um uns hierüber ins Klare zu setzen, wollen wir die nachfolgende, von einem der ausgezeichnetsten Schriftsteller Spaniens [24]) mit Meisterhand gezeichnete Darstellung übersetzen.

„Unsere Universitäten [25]) (so drückt er sich aus) sind die getreuen Verwahrer der Vorurtheile des Mittelalters, und die Vorlesungen unserer Professoren gehören ins zehnte Jahrhundert. Unbärtige Novizen maßen sich an, die erhabenen Mysterien des Glaubens zu lehren; Bettelmönche unterstehen sich, die tiefsten Geheimnisse der Philosophie darzustellen, und rohe Ordensleute wollen die schwierigsten Fragen der Metaphysik lösen."

„Man kann nicht über die Straße gehen, ohne den Cofradias[26]) oder Prozessionen des Rosenkranzes zu begegnen, ohne von den schreienden Stimmen der Eunuche[27]) betäubt zu werden, ohne Gesänge der Priester zu hören und den verworrenen Lärm einer heiligen Musik, die den Gläubigen so seltsame Kompositionen und so ungereimte Zeremonien zu hören und zu schauen gibt, daß die Frömmigkeit selbst darüber lächeln möchte. In jeder Straßenecke und vor jeder Hausthür werden die Lehren der Religion, vom frühen Morgen bis zum späten Abend, von blinden Bettlern besungen, die ihrer heisern Stimme die Melodie einer elenden Guitarre zugesellen, und alle Mauern sind mit Erzählungen solcher „wahrhaften Wundergeschichten“ überdeckt, neben denen die Ovidischen Verwandlungen nur einfache und natürliche Dinge zu sein scheinen.“

„Es ist jedoch nicht das Reich des Aberglaubens allein nur, das die Unwissenheit unter uns gegründet hat, sie hat auch Unglauben und Zweifelsucht erzeugt. Die Bibel, diese einzige Grundlage und die ausschließliche Quelle des Glaubens, ist in schändliche Vergessenheit gerathen, oder durch die große Menge der Dekretalen, volksthümlichen Sprichwörter, kindischer Betrachtungen und lächerlicher Erzählungen völlig verdrängt worden. Der Einfluß der Mönche hat es dahin gebracht, daß das Geschwätz und die Träume einiger alten Weiber, oder auch gewisser Männer von noch beschränkterm Geist, den Werth und die Gewißheit der Wahrheiten der Offenbarung erhielten. Fanatische Priester haben sich angemaßt, dem unerschütterlichen Gebäude des Evangeliums in ihren barbarischen oder abergläubischen Erfindungen Stützen zu leihen. Sie haben das Sittengesetz auf tausenderlei Weisen gekünstelt und verdreht und ihm jede Art Zwang angethan, um es als Werkzeug ihrer Absichten und Plane gebrauchen zu können. Heute behaupten sie, es sei der Weg zum Heil breit und leicht; morgen versichern sie, diese Bahn sei schwierig, und es möge dieselbe kaum mehr erreicht werden. Ihr eitles und öfters auch gefährliches Geschwätz hat die bewundernswerthe Einfachheit des göttlichen Wortes verdrängt; sie haben das helle Licht der Religionswahrheiten mit einem dichten Schleier bedeckt und ihre Hände haben über dem ehrwürdigen Gesetze christlicher Freiheit einen Altar priesterlicher Tirannei aufgeführt.“

„Sie gefährden ohne Scheu, durch die Mährchen und erdichteten Wunder, mit denen sie schwache Gemüther bethören, die Würde der Gottheit. Die ehrwürdigsten Personen der heiligen Geschichte werden von ihnen als Diener der Leckerhaftigkeit der Mönche und ihres Gaumenkitzels dargestellt. Ein Ordensmann hebt sorgfältig die Bruchstücke einer zerbrochenen Flasche auf, ordnet sie wunderbar zusammen, und bringt auch den ausgeflossenen Wein wieder darein zurück — um ein Kind zu trösten, das die Flasche vom Fenster eines Gasthofes hatte herabfallen lassen; ein anderer wiederholt das Wunder der Hochzeit von Kana, um den Durst seiner Ordensbrüder zu stillen, und ein dritter läßt ein todtes Huhn wieder lebendig werden, — zur Beförderung des Ruhms seines Klosters!“

„Ihre Gemälde stellen einen Menschen vor, welcher etliche Jahre nach seinem Ableben das

Sprachvermögen behalten hatte, um seine Sündenbeichte, die er auf dem Todtenbette versäumt hatte, nachzuholen; einen Mönch, der sich unbeschädigt von einem hohen Altan herunterstürzt, um desto schneller in der Messe zu erscheinen. Ein Skapulier von Etamine, behaupten sie, habe einer schrecklichen Feuersbrunst Einhalt gethan, und ihre Bilder stellen dies Wunder dar, so wie hinwieder die Jungfrau Maria, wie sie einen Mönch säugt, und als Bettelmönche gekleidete Engel, welche im Kloster die Messe singen, weil die Mönche nicht zu rechter Zeit aufgewacht waren. Endlich dann zeigen sie die sanftesten und frömmsten Menschen, wie dieselben, um angeblicher Ketzereien, das ist, um eines andern Glaubens willen, ihre Brüder zu den gräßlichsten Hinrichtungen verurtheilen."

„Wir besitzen unstreitig viel Religion, hingegen sehr wenig christliche Liebe. Wir beeilen uns, für sogenannte fromme Werke unsere Geldopfer darzubringen, während der Anblick leidender Mitmenschen uns meist gleichgültig läßt. Wir gehen monatlich zur Beichte und erhalten Vergebung unsrer Sünden, ohne dadurch besser zu werden. Wir wollen Christen heißen und betragen uns wie Ungläubige. Mit einem Wort, um zum Schlusse zu kommen, wir fürchten die Gefängnisse der Inquisition, nicht aber die furchtbaren Gerichte Gottes."

Dies Gemälde ist das Werk eines spanischen Schriftstellers. Seine Farben sind lebhaft, aber es ist nach der Natur gezeichnet, und sein Kolorit würde auch wohl noch stärker ausgefallen sein, wenn sein Urheber die Aufführung vieler Ordensmänner während der letzten in Spanien statt gefundenen Unruhen zu beobachten im Fall gewesen wäre. Es möchte in der That schwer halten, ein Beispiel ähnlicher Verachtung aller Grundsätze aufzufinden, wie eine große Zahl derselben im Zeitpunkte der Restauration dargethan haben. Diejenigen, welche kurz zuvor die Menschenrechte gepredigt, die Weisheit und die Vorzüge der Konstitution bis zum Himmel erhoben und ihre Zuhörer mit einer, ihrem Stande keineswegs ziemenden Heftigkeit aufgefordert hatten, für die Vertheidigung derselben zu leben und zu sterben, indem sie zugleich schreckliche Verwünschungen gegen alle jene aussprachen, welche die Vortrefflichkeit irgend einer ihrer Bestimmungen zu bezweifeln sich erkühnen würden — vertauschten jetzt plötzlich ihre Rolle, als der König diese Konstitution zu anerkennen sich weigerte, und wurden nun auf einmal die heftigsten Verfolger der Liberalen. [28]) Sie haben den Lohn ihrer Thaten erhalten, und wenn auch einige aus ihnen zu den erledigten Bisthümern und zu Ehren und Reichthümern gelangt sind, so wird die Stimme von Millionen ihnen doch allezeit den Vorwurf des freiwillig zu Tage gelegten niederträchtigen Sklavensinnes machen. Auch bleibt dabei immerhin bemerkenswerth, daß gerade die kriechendsten unter diesen Menschen als Opfer der durch sie beförderten Herstellung gefallen sind. Wenn sie das Vaterland in den Abgrund gestürzt haben, so wurden sie auch zuerst unter seinen Trümmern begraben.

Es ist tröstend, den Blick von so traurigen Dingen ab und auf das ehrenwerthe Verzeichniß der Patrioten hinwenden zu können, auf welche Spanien stolz zu sein Ursache hat. Ihre Namen darf ich nicht nennen, aus Besorgniß, sie dadurch den Verfolgern jeglichen Verdienstes

als Gegenstände der Achtung zu bezeichnen. Dies Verhältniß allein schon reicht hin, um einen richtigen Begriff von der Versunkenheit zu geben, worin sich jetzt die einst so glorreiche Nation befindet. Kein aufmunternder Beifall mag hier Talente und Tugenden lohnen; Kenntnisse und die Liebe der Freiheit werden als Verbrechen verfolgt. Verhielte es sich anders, wie gern würde ich alsdann die ehrwürdigen Namen derer aufzählen, die in einsamer Zurückgezogenheit, oder auch innerhalb finsterer Klostermauern, über das Elend ihres durch Despotismus gelähmten Vaterlandes trauern. Sie erblicken um sich her nichts als Ketten und Unwissenheit; die Hoffnung allein nur erhält sie, daß das Vaterland einst aus dem Todesschlummer erwachen und alsdann auch edle Früchte der Aufklärung und der Freiheit tragen werde.

Der fortschreitende Verfall der Schulen und Universitäten, nebst der fast allgemeinen Unwissenheit aller derer, denen die Sorge des Unterrichts anvertraut ist, legen über den gegenwärtigen Zustand der Wissenschaften und Literatur in Spanien das sicherste Zeugniß ab. In der Stadt Alcala de Henares, die vormals vier- bis fünftausend Studierende zählte, befinden sich gegenwärtig kaum dreihundert, und auch diese kleine Zahl nimmt noch täglich ab. Aehnliche Zeichen bieten sich überall dar. In Bergara, ungefähr der einzigen öffentlichen Schule, die noch am Leben ist, habe ich den Unterricht im traurigsten Verfalle angetroffen. Die physikalischen und mathematischen Instrumente werden theils vom Rost verzehrt, theils bleiben sie ungebraucht, weil Niemand sie zu brauchen versteht. Dem Inbegriff der in der Anstalt vorgetragenen Kenntnisse schien als Hauptrücksicht die Besorgniß zum Grunde zu liegen, es möchten die aufgeklärten Lehrer von ihrem Lichte allzuviel auf die Schüler übertragen.

Kaum mag eine lebhaftere und rührendere Empfindung in der Seele aufgeregt werden, als die der Anblick der Stätten gewährt, denen sich große Erinnerungen anknüpfen; und wie kränkend ist hingegen der Eindruck, welchen diese verehrten Stätten, deren Name an die Namen der besten und weisesten Menschen erinnert, hervorbringen, wenn sie, welche vormals der Wissenschaft und der Freiheit theuer waren, jetzt als Sammelplätze des Aberglaubens und träger Unwissenheit sich darstellen. Wer möchte nicht weinen über das Schicksal von Cordova, der Stadt, die vormals eine Quelle des Lichtes und Lebens war, in der die Seneca's zur Welt kamen, deren Schulen von allen Seiten her besucht wurden, von der die Liebe des Schönen und Guten sich über die ganze Erde verbreitet hatte, und in der jetzt Unwissenheit und Sklaverei allein nur ihre Wohnstätte finden? [29])

Während die große Mehrzahl von Spaniens vorzüglichen Schriftstellern sich aus dem Vaterland entfernen mußte, ist es ganz natürlich, daß die Literatur an der Abzehrung leiden muß. Molendez und Estala sind im Exil gestorben; Moatin und Llorente werden den vaterländischen Boden vielleicht nie mehr betreten; Marina, Quintana, Arguelles, Gallego schmachten im Kerker, und eine Menge berühmter Spanier lebt in allen europäischen Ländern zerstreut.

Inzwischen läßt sich hoffen, ein Werk, wornach man sich lange sehnte, werde nun bald erscheinen; es ist die Geschichte Spaniens unter den Mauren, welche der berühmte Orientalist

Don Jose Antonio Condé, dessen Geist und Kenntnisse gleich ausgezeichnet sind, aus arabischen Urkunden gefertigt hat und nächstens herauszugeben gesinnet ist.

In Madrid veranstaltet die spanische Akademie gegenwärtig eine neue Ausgabe des Don Quichotte, in fünf Bänden, mit einer Einleitung von Navarrette. Es wird sein biographischer Aufsatz höchst anziehende Dinge enthalten. Es sind nämlich verschiedene auf die Geschichte von Cervantes Bezug habende, merkwürdige Umstände neuerlich erst entdeckt worden, und diejenigen, welche das gegen ihn verhängte gerichtliche Verfahren vor seiner Gefangenschaft betreffen, werden hier zum ersten Mal bekannt gemacht. [30]) Das berühmte Werk über die Landwirthschaft von Herrara wird ebenfalls durch Veranstaltung der Akademie gedruckt, und die Anmerkungen, welche Don Mariano Lagasca dazu liefern wird, müssen seinen Werth erhöhen.

Spaniens dramatische Literatur hatte sich seit Candamo's Tod in immer größer werdendem Verfalle befunden, bis Moratin den erwünschten Versuch machte, die Einheit und Regelmäßigkeit des französischen Theaters einzuführen, der dann auch mit dem besten Erfolge gekrönt ward. Wir sind damit gar nicht gemeint, sein Verdienst überschätzen zu wollen. Wem die Natur und Shakespeare mehr gelten, als die Kunst und das französische Theater, der wird auch jenes Verdienst nur mit gerechtem Sinne würdigen. Wenn inzwischen die Stücke von Calderon und Lopes, von Moreto und Montalvan, von Solis und Candamo beinahe gänzlich vom spanischen Theater verdrängt sind, so fällt dies weniger dem National-Geschmack, als der National-Gleichgültigkeit zur Last, welche Kleinigkeiten und Possenspiele aus der Literatur jenseits der Pyrenäen den Platz einnehmen läßt, den die Erzeugnisse einheimischer Geister recht gut ausfüllen könnten. Es hat sich seit Kurzem ein sehr lebhafter Streit über die gegenseitigen Vorzüge des französischen und spanischen Theaters in diesem Lande erhoben, woran jedoch die Kämpfer allein nur Theil zu nehmen scheinen. Ein neuer dramatischer Schriftsteller, Gorostiza, macht durch sein erstes Erzeugniß (Indulgencia para todos) schöne Hoffnungen rege.

Ich bemerke zum Schlusse, daß der Ultracism der Royalisten, wie derjenige der Frömmler, aus Spaniens gegenwärtigem Zustande eine heilsame und kräftige Lehre ziehen könnten. Es haben ihre Grundsätze dort vollständig gesiegt, und die verderblichen Folgen dieses Sieges liegen zu Tage. Sie erblicken daselbst einen Monarchen, der völlig unbeschränkte Gewalt übt, und eine Staatsreligion, die mit keinerlei Trennungen und Ketzereien zu kämpfen hat; es herrscht dort überall Sklavenruhe, und sie meinen jetzt, die Stimme der von ihnen verabscheuten Freiheit werde nie wieder jenes Stillschweigen brechen; sie haben die Verzichtung auf eigenen Willen erzielt, und sie glauben, es werde diese Selbstverläugnung das Verlangen und den Muth zum Nachdenken über ein solches Verhältniß nie wieder aufleben lassen. Wollen sie dann aber auch die Kehrseite des Bildes betrachten, so müssen sie die Versunkenheit und das Elend erkennen, worin sich die einst blühende und kraftvolle Nation jetzt befindet. Diese ist ihr Werk, und sie mögen bedenken, daß, wenn ein fühlendes Herz in der Menschenbrust schlägt und wenn

Freiheit und Tugend ihre Reize nicht eingebüßt haben, die Zeit kommen wird, wo jene Fesseln gebrochen werden müssen.

Anmerkungen und Belege.

24) Diese Stelle ist wörtlich aus einer Flugschrift übersetzt, welche vor der Revolution geschrieben ist, und für deren Verfasser Jovellanos gehalten wird.

25) Unter den Professoren an den spanischen Universitäten, zumal unter denen der bürgerlichen Rechtskunde und der Arzneiwissenschaft, finden sich allerdings einige aufgeklärte und freiheitliebende Männer; dies ist in Salamanca, in Alcala, und selbst auch in Valenzia der Fall; auf alle übrigen sind die obstehenden Bemerkungen zuverlässig sehr anwendbar.

26) Cofradias, devote Unterhaltungen.

27) Es sind die Eunuchen allerdings in Spanien seltener geworden und die Gesetze bestrafen jetzt diese Schändlichkeit.

28) Männer, wie der Mönch Martinez (mercenario), welcher eine Predigerstelle an der königlichen Kapelle erhielt, müssen billig bezeichnet werden. In einer zu Valladolid am 13. September 1812 gehaltenen Predigt hat er sich über die neue Verfassung folgendermaßen ausgedrückt:

„Segen und Heil dem großen Zeitpunkt unsrer glücklichen Wiedergeburt! Eilet, durch einen unverletzlichen Eid die Konstitution zu bekräftigen und sie auch mit euerm Blute zu besiegeln. Es war eine göttliche Eingebung, die ihre Urheber leitete. Preiswürdige Einsetzung der Cortes! Glückseliger Uebergang vom fast rettungslosen Todeskampfe zu kraftvoller Gesundheit des Staatskörpers! Heil der besten unter allen Regierungen! Cortez! Köstlicher Name, welcher jede Vorstellung vormaliger Freiheit und vormaliger Größe Spaniens in unsern Seelen wieder aufweckt! Einziges Rettungsmittel aus unsern Nöthen, wornach jeder sein Vaterland liebender Spanier seufzte. Weise und liberale Verfassung! Herrliches Gebäude! (Gloriosa instalacion de las Cortez! Felix transito de una casi mortal agonia a una vigorosa robustes politica. Cortes precioso nombre qui despierta en nuestra alma todas las ideas de la antigua libertad y grandeza Española etc.) Was können Griechenland und Rom darbieten, das unserm erlauchten Kongresse und seinem vollendeten Meisterwerke zur Seite zu stehen werth wäre? Weise und edle Nation, die mit kraftvoller Stimme ihre Freiheit, ihre Unabhängigkeit und ihre Souverainetät ausspricht; die selbstständig und frei, und nicht länger das Erbgut einer Familie oder eines Menschen ist! Der König darf nicht, der König darf nicht; schämt euch, niederträchtige Diener und Knechte des europäischen Attila und Gengis-Kan. Spanien hat eine feste Schutzmauer gegen den Despotismus aufgeführt. Freigewordene Spanier! nochmals sei Preis und Ruhm und Hymnen segnenden Dankes unsern weisen Gesetzgebern dargebracht! Es bieten ihre freisinnigen und wohlüberlegten Grundgesetze alles dar, was nach den Religionslehren bewundernswerth genannt werden mag. Spanier, mach' dich mit ihnen bekannt und

vertraut, ehre sie als ein Heiligthum; deine Kinder und Kindeskinder sollen dieselben eben so und gleichzeitig mit dem Religions-Katechismus kennen lernen. Leiste mit Freuden den unverletzlichen Eid, den das Blut des göttlichen Lammes besiegeln wird und den die Engel bereits im Himmel eingeschrieben haben. Die kastilianischen Herzen sind noch ungleich viel beredter, als die Lippen; ihr sehnliches Verlangen ist, daß diesem heiligen Altare zur Seite eine Pyramide sich erhebe, worauf mit goldenen Buchstaben die einfachen Worte eingegraben seien: „„Wir schwören der Verfassung treu zu sein, ihrer Vertheidigung soll unser Leben geweiht sein, und nöthigenfalls wollen wir auch gern für sie sterben.““ (Juramos ser fideles á la constitucion: por ella viveremos gloriosos: y por ella, si menester fuere, gloriosamente moriremos.)

Diese mönchische Wetterfahne drückt sich nun hinwieder in einem am 20. Februar 1817 an den Patriarchen von Indien geschriebenen Briefe über die Cortez also aus: „Sie haben mit ärgerlicher Eile eine schon vergessene Konstitution bekannt machen und beschwören lassen. Ihre Bildung war gesetzwidrig und verwerflich. Das Verfassungswerk war die Frucht der Umtriebe und bösen Anschläge einer anarchischen Faktion (una faccion de anarguistas). Der Name Cortez ist von schlimmer Bedeutung geworden, seit die Junta der Ränkeschmiede von Cadix sich ihn angemaßt hat.“

Von der Konstitution sagt er hinwieder: Man hat sie ungefähr eben so bekannt gemacht, wie einst den Koran; Alles geschah durch Ueberraschung und Waffengewalt. Es war eine Zeit des Schreckens. Ich habe den demokratischen Grundsätzen der sogenannten Konstitution und den anarchischen und irreligiösen Meinungen der liberalen Partei unauslöschlichen Haß geschworen. (Jure un odio eterno á los principios democraticos y las ideas anarguicas, e irreligiosas del partido liberal.)

Ueber den König heißt es: „Unser angebeteter König, der Monarch, nach welchem wir seufzten, der gerechteste unter allen Fürsten.“ — Und von sich selbst schreibt der Mönch also: „Mein Betragen hatte mir die Zuneigung und das Wohlwollen aller rechtlichen Leute in Gallizien erworben; sie erkannten in mir eine Säule der servilen Partei. Der Rath von Kastilien übertrug mir die Zensur verschiedener aufrührischer, für die Souverainetät des Königs und seiner Person anstößiger Zeitschriften (varios papeles, qui califique de sediciosos, subersivos e injuriosos á la soberiania de S. M.) Die Versammlung der Bischöfe ernannte zum ersten Zensor der revolutionären und gottlosen Druckschriften den Pater Martinez, nemine discrepante. Von der Munizipalität von St. Jakob de Compostella erhielt ich den Auftrag, dem König für die Herstellung der Inquisition zu danken und S. M. um die Rückkehr der Jesuiten zu ersuchen. (El ayuntamiento de Santiago me comisiono que diere gracias á S. M. por el reestablecimiento de la inquisicion pidiendo á S. M. por los PP. Jesuitas.) Der König, in Betrachtung der ausgezeichneten Eigenschaften und der geleisteten Dienste des P. Martinez, ernannte mich zu seinem überzähligen Prediger, und seither empfing ich ein Schreiben des Inhalts: „S. Maj. haben, mit Hinsicht auf Ihre gründliche Gelehrsamkeit und die seiner

königlichen Person, so wie der Religion und dem Staate geleisteten Dienste, Sie zum Rath beim obersten Inquisitions-Gerichtshof ernannt."

Von seiner oben erwähnten Predigt vom J. 1812 dann aber heißt es: „Ich predigte mit dem Leichtsinn eines Redners, der über einen Gegenstand spricht, den er nicht versteht. Das spanische Staatsrecht war mir noch so gut als unbekannt: ich sprach von der Verfassung und sagte demnach ungereimtes Zeug. Es waren Rede-Floskeln, Hiperbeln, Bilder und Gleichnisse, alles aufrührische, für S. Maj. und dessen Souverainetät beleidigende Dinge. (Sermon de adornos, flores, y exagerados hiperboles, sedicioso, subersivo e injurioso á la soberiania de S. M.)

Ein anderes Beispiel von gleich niederträchtiger Verworfenheit stellt der Pater Velez, nunmehriger Bischof von Ceuta, dar, welcher kürzlich ein Buch, mit der Aufschrift: Defensa del altar y del trono, herausgab, das dermaßen mit groben Schimpfreden und Verleumdungen angefüllt ist, daß die Inquisition selbst den Druck zu bewilligen Anstand nahm; es ward nun aber dem König überreicht, welcher dem Verfasser alsogleich einen eigenhändigen Befehl, mit der Erlaubniß der ungehinderten Ausgabe, zustellen ließ. Ich glaube, es ist dies seit langer Zeit das einzige Buch, welches ohne Gutheißen der Inquisitoren erschienen ist.

29) Mir ist keine Stadt bekannt, die sich so vieler aus ihr hervorgegangener, geistvoller und um alle Zweige menschlicher Kenntnisse verdienter Männer rühmen könnte, wie Cordova. Strabo Cap. 3 und Cicero in der Orat. pro Archia rühmen den Geist ihrer Bewohner. Averroes, der mit ihm wetteifernde Avicenna und Abenzoar, die berühmten arabischen Schriftsteller, die drei bekannten Rabbiner Abenezza, Kimki und Maimonides; Ferdinand der Logiker, Juan de Menades, Vater der spanischen Dichtkunst, Gongoras der Dichter, und Cespedes waren alle in Cordova geboren. Es fehlte nicht an Versuchen zur Wiederaufweckung des Geistes und des Geschmacks an Studien in dieser merkwürdigen Hauptstadt; die darin vorhandenen literarischen Gesellschaften haben verschiedentlich Aufrufe an das Publikum gemacht; allein Cordova besitzt noch fortdauernd keinen einzigen Buchladen, und dieser Umstand mag allein schon hinreichen, den vollständigen Sieg zu bezeichnen, welchen die Unwissenheit und die Mönche über alles Hohe und Große, was in der Menschennatur angetroffen wird, dort errungen haben.

30) Seit in Spanien der große Streit über die Vaterstadt von Cervantes beendigt und man einverstanden ist, der Stadt Alcala diese Ehre einzuräumen, so ist auffallend, daß, der vielfältigen Abschriften unerachtet, die von seinem Geburts- oder Taufscheine gezogen wurden, niemand noch die Bemerkung gemacht hat, daß auf den Original-Verzeichnissen der Kirche von S. Maria-Major sein Name Carvantes heißt. Der Bruder Jayme Villanueva sagte mir in Valencia, er habe unter den von ihm zu Terragona untersuchten kirchlichen Akten viele der eingereichten Klagen über die von R. Guinart und seiner Bande verübten Unfugen vorgefunden. (Vergl. Don Quich. Cap. 60).

Aus Deutschland.

Die Bürgerschaft von Bremen über Preßfreiheit.

Das im Aprilheft der Ueberlieferungen mitgetheilte Gutachten über die Preßfreiheit veranlaßt die hier folgende nachträgliche Mittheilung des bis dahin (so viel der Einsender weiß) noch nirgends öffentlich bekannt gemachten kürzern, aber durch Karakter und eigenthümliche Züge bemerkenswerthen Gutachtens über den nämlichen Gegenstand, welches während der (noch unbeendigten) Verhandlungen über die Verfassung der freien Reichsstadt Bremen die Vorbereitungs-Deputation der Bürgerschaft dem Senat einreichte, als dieser, einfacherweise oder vielmehr ausweichend, darauf angetragen hatte:

„die Beschlüsse über Preßfreiheit sind ausgesetzt, bis sich ergeben haben wird, ob in dieser Hinsicht allgemeine Reichsbeschlüsse statt finden werden."

Die Freiheit des Gedankenwechsels (so lautet das Deputations-Gutachten), sei er mündlich oder schriftlich, namentlich auch die Freiheit der Mittheilung durch den Druck, scheint der Vorbereitungs-Deputation, im Allgemeinen und an sich genommen, eines der edelsten Güter freier Menschen.

Die Stimmen der Besten im deutschen Volke haben sich von allen Seiten dafür vernehmen lassen, und schon haben mehrere fürstliche Regierungen, die sich, wie wir, durch den Wandel der Ereignisse zu einer Verjüngung ihrer Landesverfassungen veranlaßt sahen, dem Grundsatze der Preßfreiheit in förmlichen Gesetzen gehuldigt. Wenn bis jetzt die Rede davon war, daß die Sache auch auf dem Wiener Kongreß zur Sprache zu bringen sei, so dachte man wahrlich nicht an eine hemmende Gegenwirkung gegen solche Regierungen, die sich dem System der Preßfreiheit geneigt zeigen möchten, sondern umgekehrt war die Meinung, es müsse das unschätzbare Gut durch allgemeine, für Deutschland bindende Verfügungen auch denjenigen Staaten gesichert werden, deren lichtscheue und despotische Regierungen es ihren Unterthanen gern für immer vorenthalten möchten. Solche Regierungen nun freilich werden sich dessen, was in ihrem System ein Uebel ist, so lange zu erwehren suchen, bis man es ihnen aufdringt. Dieser Klasse deutscher Staaten werden indeß gerade wir uns am wenigsten anschliessen wollen; ja wir würden uns der wiedergeschenkten Freiheit, welche wir ganz andern Ideen, als den bloß politisch-merkantilischen zu danken haben, in den Augen von ganz Deutschland unwerth bezeugen, wenn wir, statt uns den Gewinn des Zeitalters frei und selbstthätig anzueignen, ihn schüchtern als Geschenk von fremder Hand erwarten wollten.

Unter diesem Gesichtspunkte scheint der Vorbereitungs-Deputation die Hinweisung auf künftige mögliche Reichsbeschlüsse verwerflich und eine allseitige Beleuchtung der Hauptfrage durchaus zeitgemäß.

Diejenigen Einwürfe, welche man der Preßfreiheit, d. h. der Befugniß, ohne vorherige Zensur drucken zu lassen, in Frankreich und andern, mehr oder minder zum Despotismus

hinneigenden Staaten des südlichen und westlichen Europa entgegen gehalten hat, daß sie leicht zur Irreleitung mißbraucht werden könne, daß sie neben der sichtbaren Staatsgewalt die unsichtbare der öffentlichen Meinung hinstellt, und als höchst gefährliche Waffe in den Händen der Bosheit die innere Sicherheit des Staats gefährde, finden bei dem, vergleichungsweise an gesetzliche Freiheit und Ordnung gewöhnten und ohnehin durch seinen Karakter zur ruhigen Ueberlegung geneigten, Norddeutschen keine Anwendung; sie können vollends keine Besorgniß erregen in einem kleinen norddeutschen Freistaate, welcher überall nicht selbstständig für sich die Rolle einer Nation zu spielen vermag. Dagegen erzeugt hier das Verhältniß zum Auslande Bedenklichkeiten gegen eine unbedingte Preßfreiheit, die den erstgenannten und überhaupt den größeren Staaten fremd sind. Es läßt sich als Thatsache nicht läugnen, daß Aeusserungen über größere Nachbarstaaten den Regierungen der kleineren, in denen sie gedruckt erschienen, häufig bittern Verdruß zugezogen haben. Dieses Uebel, könnte man nun freilich einwenden, sei gerade Folge des entgegengesetzten Systems, weil Alles, was nach vorgängiger Zensur gedruckt ist, gewissermaßen den Stempel öffentlicher Billigung an sich zu tragen scheint, während diejenige Regierung, die dieser Aufsicht ein für allemal entsagt hat, damit ausreicht, fremde, sich verletzt glaubende Behörden an den Urheber der vermeinten Beleidigung, wie es einst England gegen die französische Regierung that, zu verweisen. Auch könnte man einwenden, gerade die Möglichkeit, in Einem deutschen Staate ungescheut und öffentlich zu sagen, was etwa in dem andern Kontrebande wäre, sei von jeher einer der wesentlichsten Vorzüge der getheilten Territorial-Herrschaft gewesen, und werde es bleiben, so lange nicht unbedingte Preßfreiheit als allgemeines Gesetz für ganz Deutschland ausgesprochen sei. Beide Einwürfe mögen begrundet sein, aber nichts desto weniger ist es gewiß, daß kleine und schwache Regierungen, die sich einmal nicht im Stande glauben, dem physisch-stärkern mit Selbstvertrauen und Energie zu begegnen, in der unbedingten Preßfreiheit keine genügende Schutzwehr gegen die Neckereien und Anfeindungen des Auslandes finden würden, daher sich denn in dieser Beziehung die einstweilige Beibehaltung der Zensur, bis darüber allgemeine Bestimmungen in Deutschland erfolgen werden, empfehlen dürfte.

Für alle übrigen Gegenstände wäre unbedingte Preßfreiheit, nach der Ansicht der Vorbereitungs-Deputation, ohne Bedenken als Regel festzusetzen. Der Mißbrauch der Presse oder die sogenannte Preßfrechheit, welche gewöhnlich zur Rechtfertigung des ihr entgegenstehenden Zwangs den Vorwand hergeben muß, ist doppelter Art: einmal, indem man durch Druckschriften ohne persönliche Beziehung irrige Ansichten verbreitet und das Publikum im Allgemeinen zu verleiten, seine Begriffe über Religion, Staat und Sittlichkeit zu verwirren strebt; zweitens, indem man sie zur Verbreitung persönlicher Beleidigungen mißbraucht. Daß aber dieser mögliche Mißbrauch an sich selbst nicht zur Errichtung einer vorherigen Zensur berechtigt, ist klar, wenn man sich nur vergegenwärtigt, daß ja auch die mündliche Rede oder die Feder denselben Befürchtungen Raum geben, ohne daß man darum die eine oder die andere einer

ähnlichen Kontrolle unterworfen sehen möchte. Die Mittheilung durch den Druck ist von der durch Rede und Schrift nicht in der Gattung, sondern nur im Grade verschieden, in sofern die Erstere in den meisten Fällen dem Orte und der Zeit nach viel allgemeiner als letztere zu wirken pflegt. Die erstgenannte Art des Mißbrauchs der Presse, Verbreitung irriger Begriffe im Allgemeinen, entzieht sich in den meisten Fällen schon ihrer Natur nach jeglicher äussern Einwirkung des Staats, weil die Entscheidung der Vorfrage, ob z. B. die Tendenz eines wissenschaftlichen Werks, eines Romans u. s. w. im Ganzen heilsam oder schädlich, ob diese oder jene in einer Druckschrift niedergelegte Meinung wahr oder irrig sei, überall nicht zur Kompetenz irgend eines öffentlichen Beamten gehören kann; und der Staat darf über dieses sein Unvermögen um so mehr ausser Sorgen sein, als in der völligen Freiheit des Gedankenwechsels durch die Presse jedes noch so verborgene Gift sein Gegengift findet. Wo auch immer die Staatsgewalt versucht hat, diese Oberaufsicht über das Reich des Geistes zu üben? sie hat entweder dem Volke auf eine nicht zu berechnende Weise geschadet, oder sich selbst lächerlich gemacht. In einem kleinen Staate, wie der unsere, der in Rücksicht der Geistesbildung gar nicht ohne Deutschland im Allgemeinen gedacht werden kann, würde ein solches Bestreben vollends thöricht sein.

In einem andern Lichte dürfte die Sache vielleicht Manchem erscheinen, in sofern von der Freiheit des Gedankenwechsels über innere, seien es politische, oder Verwaltungsgegenstände, die Rede ist, und leicht möchte gerade in der althergebrachten Scheu vor dieser Freiheit der eigentliche Grund zu dem Verschiebungs-Antrag liegen. Die Vorbereitungs-Deputation kann sich indeß, Alles wohl erwogen, nicht von dessen Richtigkeit überzeugen. Die möglichen Nachtheile sind:

1. Verbreitung irriger Meinungen im hiesigen Publikum über unsere innern Angelegenheiten. Aber, darf man nur dagegen fragen, wer soll denn ausmitteln, ob eine Meinung wahr oder irrig sei? Ueberläßt man das einer bloß von der Regierungsgewalt ausgehenden Zensurbehörde, so wird die Beurtheilung durchaus einseitig und parteiisch ausfallen und politische Schriftstellerei ein blindes Werkzeug der Regierung, so daß es dann ungleich besser wäre, Druckschriften über öffentliche Angelegenheiten durch ein förmliches Staatsgesetz ein für allemal zu verbieten. Eine aus mehrern Elementen zusammengesetzte Zensur würde dem freilich einigermaßen vorbauen; allein eine solche liegt nicht in der Idee des Verfassungs-Projekts und würde ein kaum zu verwirklichender Nothbehelf sein. Im Allgemeinen kann einem kleinen Freistaate, der ohne Gemeingeist und vielverbreitete Theilnahme an den öffentlichen Beziehungen das unnützeste Ding von der Welt ist, freier Austausch der Gedanken über solche Gegenstände nicht anders als willkommen sein; ja man kann wohl sagen, es ist das Element seines Lebens. Dieser Austausch geschieht nun freilich ohnehin zu jeder Stunde auf die einfachste Weise mündlich und handschriftlich. Aber der durch den Druck hat doch in wichtigen Fällen den Vorzug allgemeinerer Verbreitung und kräftigerer Belebung des Gemeingeistes. Wer sich durch den Druck

mittheilt, erkennt eben dadurch das ganze gebildete Publikum, nicht bloß das seiner Stadt, als Richter an. Er wird es also mit seinen Aeusserungen weit genauer, als mit bloß mündlichen oder handschriftlichen, nehmen, und seine Irrthümer sind unendlich minder gefährlich, als die auf die beiden letztgenannten Arten in Umlauf gebrachten, weil sie offen auftreten und mit gleichen Waffen bekämpft werden können.

2. Der andere Nachtheil, welchen man zu fürchten scheint, ist der: wenn Jeder über innere Angelegenheiten schreiben könne, was er wolle, so würden manche unserm Staate schädliche Nachrichten und Vorstellungen in das Ausland kommen. Hindern läßt sich das aber nicht, so lange es auch ausser Bremen Pressen gibt und man nicht etwa, wie es allenfalls in großen despotischen Staaten möglich ist, dem hiesigen Einwohner die Benutzung auswärtiger Druckereien mit Erfolg untersagen kann. Ueberhaupt legt man ein viel zu großes Gewicht auf das Geheimhalten unsrer innern Verwaltungs- und Regierungs-Angelegenheiten, wodurch bisher mehr geschadet als genützt sein dürfte. In Hamburg, wo wegen der größern Bevölkerung die Presse ein weit unentbehrlicheres Vehikel, als bei uns ist, genießt man in dieser Hinsicht in der Praxis einer großen Freiheit, ohne daß bis jetzt irgend eine nachtheilige Folge sichtbar geworden wäre.

Wo diese Freiheit begründet ist, — und das scheint vor allen Dingen zu ihrer Empfehlung zu dienen, — da wird nur der lichtscheue, irgend einer unreinen Absicht fröhnende Schriftsteller, welcher anonym bleiben und sich der Rüge der einheimischen Gesetze entziehen will, sich einer ausländischen Presse bedienen, und das Publikum hat mithin schon in dieser einen Thatsache einen Maasstab für seine Beurtheilung. Wo hingegen die Regierung sich eine vorherige Zensur anmaßt, da werden sich gerade die Besten oft gezwungen sehen, zum Auslande ihre Zuflucht zu nehmen, um nur, was ihnen nützlich dünkt, ganz und rein heraussagen zu können. Sie werden das um so mehr, als schon der bloße Gedanke, bei Geistesarbeiten von einem andern Richter als dem Publikum abzuhängen, edlern Gemüthern unerträglich ist.

Ein Einwurf gegen die Entfernung der Zensur, welcher noch verdient erwogen zu werden, ist der, es gebe Schriften, die unmittelbar durch ihr Erscheinen selbst höchst schädlich wirken, z. B. solche, die geradezu die Grundlage der geselligen Ordnung angreifen; Schriften, die zur Empörung auffordern, die dem ungebildeten Haufen Sittenlosigkeit und Religionsverachtung predigen u. dergl. Daß eine aufmerksame und ihrer Pflichten eingedenke Regierung der Verbreitung solcher Schriften nicht ruhig zusehen darf, ist klar genug; allein die Vorbereitungs-Deputation ist der Meinung, daß die Anwendung der allgemeinen polizeilichen Grundsätze hier vollkommen ausreicht. Ist die verkehrte Tendenz in Schriften obiger Art so deutlich ausgesprochen, daß sie juristisch in die Kategorie von Verbrechen oder Vergehen fallen, so wird es Sache der Polizei, die völlige Ausführung zu hindern. Indem ihr aber zur Pflicht gemacht wird, die Urheber oder Genossen dem Kriminal- und Polizei-Gericht zu denunziren, kann sie ihre Wirksamkeit, wie es sich gebührt, nur eben gegen solche Schriften richten, die eine wirkliche

Rechtsverletzung enthalten. — Auf dieselbe Weise steht der Polizei aus gleichem Grunde das Recht zu, die Verbreitung solcher aus dem Ausland eingeführten Schriften zu verbieten, ohne daß wir darum eine sich über die ganze Literatur verbreitende Kontrolle, wie sie im französischen Regierungssystem ihren Platz fand, herbeiwünschen möchten.

Daß die Presse zu Privat-Beleidigungen und persönlichen Schmähungen mißbraucht werden kann, ist nicht zu läugnen. Allein auch mündlich und schriftlich kann man beleidigen, und doch ist es noch keiner Regierung eingefallen, darum das Reden und Schreiben zu verbieten. Gedruckte Verleumdungen sind gefährlicher, als die der andern Art, theils weil sie sich weiter verbreiten, theils weil der Verleumder leichter unerkannt bleiben kann. Den erstern nun wirken die bestehenden Kriminalgesetze durch das höhere Maas der Strafe entgegen, dem letztern baut das Zensurgesetz selbst, wie die Vorbereitungs-Deputation es vorschlägt, hinlänglich vor. Uebrigens ist auch hier die Wirksamkeit der Polizei zur Verhinderung des noch nicht ausgeführten Vergehens unter den angegebenen Modifikationen keineswegs ausgeschlossen. Die Zensur würde also fortan, mit der einzigen oben erwähnten Ausnahme, der Herrschaft über die Geister, der sie nun einmal nicht gewachsen ist, entsagen, um als bescheidene Dienerin der Polizei wieder zu erscheinen.

In Folge dieses Gutachtens und demselben gemäß trug die Bürgerschaft auf folgendes Gesetz über die Preßfreiheit an: Art. 1. In der Regel kann hieselbst Alles ohne vorhergehende Zensur gedruckt und verkauft werden. 2. Verleger und Drucker müssen jedesmal genannt sein. 3. Der Verleger muß den Verfasser bei eigener persönlicher Verantwortlichkeit, im Fall einer polizeilichen oder gerichtlichen Aufforderung, namhaft machen. 4. Der Verfasser einer Druckschrift ist nach den allgemeinen Grundsätzen von Verbrechen und Vergehen für deren Inhalt verantwortlich. 5. Verleger und Drucker haften subsidiarisch und solidarisch für den Verfasser, falls er im Augenblick der wider ihn verhängten Untersuchung dem hiesigen Gerichtszwange nicht unterworfen sein sollte. Ob Verleger, Drucker und Verbreiter in einzelnen Fällen hauptsächlich haften, ist nach allgemeinen Grundsätzen über die Genossenschaft bei Verbrechen und Vergehen zu beurtheilen. 6. Die Polizei ist befugt, den Druck und die Verbreitung von Schriften augenblicklich zu hemmen und alle vorläufige Sicherheitsmaasregeln zu nehmen, jedoch unter der ausdrücklichen Verpflichtung, daß sie die Sache dem Unter-Kriminal- und Polizei-Gericht binnen vierundzwanzig Stunden als Verbrechen oder Vergehen förmlich denunzirt, und daß diese letztere Behörde spätestens innerhalb drei Tagen die Untersuchung eingeleitet hat. Ist eine dieser Fristen nicht beobachtet, so wird das Verbot als aufgehoben betrachtet. 7. Inserate in öffentlichen Blättern sind einer vorherigen Prüfung der Polizei unterworfen, welche die Aufnahme untersagen kann. Für dasjenige, was nach einer solchen Prüfung in dergleichen Blättern erscheint, sind Verleger und Drucker verantwortlich. 8. Für solche Schriften, welche sich über auswärtige politische oder Regierungs-Angelegenheiten verbreiten (besonders die Zeitungen), bleibt es einstweilen bei der bisherigen Zensur, bis sich

ergeben haben wird, ob in dieser Hinsicht allgemeine Reichs- oder Bundes-Beschlüsse statt finden werden. Sollten solche aber nach Jahresfrist noch nicht erfolgt sein, so ist dieser Artikel einer gemeinsamen Revision von Rath und Bürgerschaft zu unterwerfen. 9. Die in den obigen Artikeln ausgesprochenen Grundsätze können nur durch absolut gebietende oder verbietende Bestimmungen der künftigen Reichs- oder Bundes-Gewalt, oder durch Rath- und Bürger-Schluß aufgehoben werden.

Ueber diesen Antrag setzte der Senat von Bremen seine Erklärung aus, und inzwischen erschienen die Beschlüsse von Karlsbad und Frankfurt.

Die Hinrichtung Sands.

Mannheim, den 20 März 1820.

Heute früh fand die Hinrichtung Sands statt. Schon gestern Abend lagen 2000 Mann Infanterie und 600 Dragoner in unsern Mauern. Der Zufluß von Fremden war nicht so bedeutend, als man erwartete. Auf der Wiese am Heidelberger Thor war das Schaffot errichtet, und unter dem Gerüste stand ein Sarg von rohem Eichenholz. Den Richtplatz umgab ein Bataillon Infanterie, und hielt die Zuschauer in ziemlicher Entfernung. Der Scharfrichter Windtmann von Heidelberg erschien mit seinem Gehilfen in schwarzer Kleidung, hatte einen biebernen Garrik übergeworfen, unter dem er ein großes Schwert hervorzog. Die dampfenden Pfeifen und das Frühstück der Henker auf der Bühne bildeten einen schneidenden Gegensatz mit den Empfindungen des Augenblicks. Gegen 6 Uhr erschien der Zug. Voran der General v. Neuenstein mit seinem Stabe, hierauf Dragoner, dann eine offene Kalesche mit zwei Pferden bespannt, auf dem Bock zwei Zuchthausdiener. Im Wagen saß Sand und ihm zur Linken der Oberzuchtmeister. Die Kalesche fuhr in langsamem Schritte, und oft riefen Stimmen: „leb wohl Sand", denen er freundlich dankte. Er war heiter und fröhlich; lächelte und grüßte die Umstehenden. Der Anblick des Schaffots schien nicht den mindesten Eindruck auf ihn zu machen. Sein Gesicht trug den Stempel des Leidens, allein Sanftmuth konnte man nicht, wenigstens nicht vorherrschend, darin finden. Der Mund war etwas verzerrt, die Augen leuchteten. Seine Züge waren, ohne gerade schön zu sein, interessant und voll Geist. Rabenschwarzes, sehr dichtes Haar umfloß Nacken und Schulter. Kein Schnurrbart, allein ein außerordentlich starker Knebelbart deckte sein Kinn. Die Stirne war offen und frei, allein die Gesichtszüge hatten im Allgemeinen nichts Jugendliches mehr. Seine Kleidung war ein altdeutscher Rock von dunkelgrauem Tuch mit Sammet besetzt, den Hemdkragen überhängend, weiße leinene Beinkleider und ein wollenes Wamms. Der Kopf war entblößt. — Mit freundlich lächelndem Gesicht stieg er aus dem Wagen, und gestützt auf zwei Zuchtknechte auf das Gerüste. — Hier übersah er die ganze Menge und trat vor an die Schranken des Gerüstes, als wolle er sprechen. Der Stadtdirektor näherte sich ihm und fragte: Was haben

Sie noch zu sprechen? während dem ein Offizier zu den Tambouren hineilte. Sand: „Ich wünschte zu sprechen von Tod und Ewigkeit.“ Stadtdirektor: Ich hoffe, Sie werden in Ihrem letzten Augenblicke nicht meineidig an Ihrem Worte werden. Sand fuhr bei diesen Worten zusammen, erhob den rechten Arm, als wolle er ihn gegen den Himmel strecken, und indem er die beiden vordern Finger schwörend gestaltete, sprach er: „Du weißt es, Gott, daß ich es gethan für Deutschlands Wohl!“ Hierauf ließ er sein Schnupftuch mit großer Heftigkeit aus seiner Linken fallen und stellte sich vor seinen Stuhl, wo ihm dann das Urtheil nochmals vorgelesen wurde, welches beinahe eine Viertelstunde dauerte. Jetzt nahmen ihn die Henker in Beschlag. Er wurde mit Stricken um den Leib festgebunden, wobei er äusserte, daß ihn seine Wunde schmerze und seine Nerven sehr angegriffen seien; er bat, nicht so fest zu binden und versprach dennoch ruhig zu sein. Auch ermunterte er noch den Scharfrichter, nur frisch zuzuschlagen und nicht die Fassung zu verlieren, wenn er auch dreimal schlagen müsse. Die Haare wurden abgeschnitten, die Augen verbunden, und das Haupt fiel nach zwei Streichen, wovon jedoch der erste schon tödtlich war. Der Kopf wurde gezeigt, sammt dem Körper mit den Kleidern in den Sarg gelegt und durch das Militär in die Stadt eskortirt. Diesen Abend wird er auf dem lutherischen Kirchhofe begraben. Während den langen Vorkehrungen zur Hinrichtung fiel ein Soldat aus den Reihen ohnmächtig nieder.

Keine Unruhe störte den gesetzlichen Gang. Nachher kauften eine Menge Menschen von den Henkersknechten blutige Splitter und tauchten Tücher in Sands Blut. Er hatte sehr wenig, und nach dem Hiebe strömte es nicht mit der gewöhnlichen Heftigkeit aus dem Körper. Das zur Exekution beorderte Personale zeigte sich sehr human, und unter den Zuschauern blieb kaum ein Auge trocken.

Intelligenzblätter
zu den
Ueberlieferungen zur Geschichte unserer Zeit.

Neue Verlagsbücher
von
H. R. Sauerländer in Aarau.

Allemannische Gedichte.
Von J. P. Hebel.
Fünfte vollständige Originalausgabe.
Mit vier Kupfern.

Auf Velinpapier 4 fl. 30 kr. oder 3 Rthlr.
Auf schönem Druckpapier 3 fl. oder 2 Rthlr.
Auf ordinärem Druckpapier 1 fl. 30 kr. oder 1 Rthlr.

Es ist die Erscheinung dieser neuen ganz vollständigen Ausgabe schon längst sehnlich erwartet worden, und sicher wird sie nun eine gleich wohlwollende Aufnahme, wie die frühern finden. Der Verleger darf sich schmeicheln, daß das Aeussere dem innern Werthe entspricht.

Die Bienenhaushaltung und Bienenpflege
Nach eigenen Erfahrungen
von
Pfarrer Rumpf.
Nebst einem Nachtrag über die Bienenzucht
von Müller Ripstein.
Mit Zeichnungen auf Steindruck.
Preis 36 kr. oder 10 Gr.

Die größern Werke über die Bienenzucht sind für viele Landleute zu theuer, und auch oft zu weitläufig. In dieser Schrift werden nur die wesentlichen Theile der Bienenzucht ausführlich behandelt, und alles ist darin auf eigene Erfahrung und Beobachtung gegründet.

Bruchstücke
aus den
Ruinen meines Lebens.
Von H*****
Preis 2 fl. oder 1 Rthlr. 8 Gr.

Diese in mancher Beziehung sehr merkwürdige Biographie wird von der großen Lesewelt mit vieler Theilnahme aufgenommen werden. Darstellung und Inhalt ist äusserst anziehend und lebendig. Der Druck dieser Schrift wird in wenigen Wochen beendiget, und dann allgemein im Buchhandel versendet werden.

Der Christ vor Gott.
Ermunterungen zur Tugend und Gottseligkeit.
Erster und zweiter Jahrgang, jeder 3 fl. oder 2 Rthlr.

Diese Sammlung von Erbauungsreden erschien nach den Stunden der Andacht, und ist für die Besitzer derselben ein empfehlenswerther Nachtrag; mit dem zweiten Jahrgang ist diese Sammlung geschlossen; als Verfasser derselben hat sich bereits Herr Triumvir Veith in Schaffhausen genannt; der Herr Verfasser des ersten Jahrgangs ist ein geistvoller Kanzelredner der katholischen Kirche, dessen Name jedoch noch verschwiegen bleiben soll.

Die vollständige Sammlung der von 1811 bis 1820, also aus zehn Jahrgängen bestehenden:

Erheiterungen,
von
Heinrich Zschokke und seinen Freunden,

habe ich statt des bisherigen Ladenpreises von 82 fl. 30 kr. rheinl. oder 48 Rthlr. 8 Gr. sächs., auf einen Netto-Preis von 44 fl. oder 26 Rthlr. sächs. herabgesetzt, und werde ganz vollständige Exemplare um diesen äusserst wohlfeilen Preis an diejenigen Personen erlassen, welche sich dafür noch frühzeitig melden, weil der Vorrath nicht mehr bedeutend ist; man kann sich diese Sammlung auch durch jede Buchhandlung um diesen Preis verschaffen.

Eugenia von Nordenstern.
Von
M. v. Pfister.
Zwei Theile mit schönen Kupfern von Eßlinger gestochen.
Preis 5 fl. oder 3 Rthlr. 8 Gr.

Diese mit seltenem Fleiß vollendete Geschichte in Briefen wird von den Freunden der belletristischen Literatur mit verdientem Beifall aufgenommen werden. Der treffliche Verfasser, als er kaum diese Arbeit beendiget hatte, verließ diese Welt, wo sein Andenken noch lange theuer bleiben wird.

Neue praktische
Französische Grammatik.
Oder
vollständiger Unterricht
in der französischen Sprache.
Von C. Hirzel
Preis 54 kr. oder 14 Gr.

Der Verf. dieser Sprachlehre ist unverkennbar ein Mann, der sich durch gründliches Studium der besten wissenschaftlichen Werke über die französische Sprache und vieljährigen Unter-

richt in derselben zur Abfassung eines solchen Werkes eignet. Seine Grammatik zeichnet sich daher im Ganzen durch Genauigkeit, lichtvolle Anordnung und Reichthum der Materien bei bündiger Gedrängtheit sehr vortheilhaft aus, und überall, von der Aussprache an bis zur Syntax, sind die Bedürfnisse der Lehrenden und der Lernenden gleich stark berücksichtigt. In dem ersten und größern Theile, welcher fast ganz aus Beispielen und deutschen Uebungsstücken besteht, deren Inhalt man bei dem ersten Anblick, wenigstens theilweise, eher für die Unterhaltung und den Zeitvertreib, als zur eigentlich wissenschaftlichen Belehrung geeignet finden dürfte, der aber bei näherer Prüfung durchgehends als passende Anwendung früherhin erklärter Regeln erscheint, ist das Wesen und die Eigenthümlichkeit beider Sprachen, hauptsächlich in denjenigen Punkten, welche am meisten von einander abweichen, mit seltener Sorgfalt und Umsicht herausgehoben und einander gegenüber gestellt. Die zweite Abtheilung, welche französisch geschrieben ist, wird auch dem geübtern Lehrer noch manches Neue und Willkommene darbieten. Wir können uns nicht enthalten, die Ueberschriften von einigen Kapiteln dieser letztern anzuführen: Von den Homonymen; von den Germanismen; von den Gallicismen nebst einer Sammlung von sprichwörtlichen Redensarten und Sprichwörtern; eine ausführliche Abhandlung der Lehre vom Particip; Sammlung barbarischer und falscher Wörter und Redensarten; von den Synonymen und andern oft verwechselten Ausdrücken; so wie endlich auch von der Anwendung der in dem Buche entwickelten Anfangsgründe. Der Inhalt dieses Abschnittes, dem dann noch eigens gewählte Leseübungen folgen, soll hauptsächlich dem Lehrer als Anleitung dienen wie er nach Erlernung des grammatikalisch-theoretischen Theils der Sprachfertigkeit seine Schüler ferner beschäftigen müsse. In beiden Abtheilungen sind die Beispiele zur Uebung sehr gewählt, und verbinden, fern von der gewöhnlichen Fadheit, mit richtiger Anwendung der grammatischen Sätze den Reiz des Anziehenden und des Interessanten. — Mit voller Ueberzeugung dürfen wir also dieses Werk zum öffentlichen sowohl als zum Privatunterricht empfehlen.

Gotthold

der wackere Seelsorger auf dem Lande,

von

J. G. Tobler.

Preis 2 fl. oder 1 Rthlr. 8 Gr.

Man wird in diesem guten Buche manches Belehrende und Treffliche finden, und es mit Recht als Seitenstück zu dem beliebten **Goldmacherdorf** betrachten.

Die Großmama in der Wochenstube.

Guter Rath für angehende Mütter über die erste Kinderpflege.

In einer Sammlung ächter Familienbriefe mitgetheilt von einer Jugendfreundin.

Preis 2 fl. oder 1 Rthlr. 8 Gr.

Diese ganz für das wirkliche Leben bestimmte und für alle Stände gleich lehrreiche Schrift wird den guten Müttern, die sie näher prüfen und aufmerksam lesen, so zu sagen unentbehrlich werden. Der Druck derselben wird in wenigen Wochen beendiget sein.

Ideale für alle Stände

oder

Moral in Bildern.

Preis 3 fl. 45 kr. oder 2 Rthlr. 12 Gr.

Es verdient dieses lehrreiche Werk mehr allgemeiner bekannt zu werden. Eine Sittenlehre im gefälligen Gewand von Bildern für jeden Stand bearbeitet, war noch ein unerfülltes Bedürfniß für die Menschheit. Der treffliche Verfasser desselben ist Herr Dekan **Keller**, ein wahrhaft hochwürdiger Diener des Herrn, den man wegen dieser seiner geistvollen Arbeit ebenfalls auf niedrige Weise schon verketzerte, und der darum selbst auch seinen Namen nicht mehr geheim gehalten wissen will. Wer die Wahrheit sucht, darf die Stimmen nicht zählen, sagt **Lessing**, und wer in dermaliger Zeit den Ketzernamen scheut, und Splitterrichtern entgehen will, der lege lieber die Feder nieder, wenn ihn die Lust anwandelt, etwas **Vernünftiges** zu schreiben, sagt der Verfasser in seiner Vorrede zu obigem Werk.

Die Prinzessinnen.

Von

Starklof.

Zwei Theile, wohlfeilere Ausgabe.

Preis 3 fl. oder 2 Rthlr.

Die fortdauernde Nachfrage nach diesem Werke hat mich überzeugt, daß es fortwährend mit Beifall gelesen, und durch eine wohlfeilere Ausgabe noch in viele Hände gelangen wird.

Stunden der Andacht

zur Beförderung wahren Christenthums und häuslicher Gottesverehrung.

Acht Bände.

Fünfte verbesserte Original-Ausgabe.

Auf weißem Druckpapier 8 fl. 15 kr. oder 5 Rthlr. 12 Gr.
Auf ordinär. Druckpapier 5 fl. 30 kr. oder 3 Rthlr. 16 Gr.
In Parthiepreisen zu funf Exemplaren, nebst einem Freiexemplar für Unbemittelte:
Auf weißem Druckpapier 33 fl. oder 22 Rthlr.
Auf ordin. Druckpapier 22 fl. oder 15 Rthlr.

Diese neue fünfte Ausgabe ist nochmals mit Sorgfalt durchgesehen worden, und ich darf die bestimmte Zusicherung ertheilen, daß sie für alle Konfessionen gleich erbauungsvoll

bleibt, und keine derselben darin in Glaubenssachen etwas Anstößiges finden wird. Man überzeuge sich selbst nach Erscheinung der acht Bände, und das erhobene fanatische Geschrei wird selbst auf Christen der katholischen Kirche auch nicht den mindesten Eindruck mehr machen.

Die einzelnen Bände werden auch ferner unter ihren besondern Titeln um die beigesetzten Preise abgegeben:

- Andachtsbuch einer christlichen Familie in vier Bänden; auf weißem Papier 6 fl. oder 4 Rthlr.; auf ordinärem Papier 4 fl. oder 2 Rthlr. 16 Gr.
- Andachtsbuch für die erwachsene Jugend; auf weißem Papier 1 fl. 30 kr. oder 1 Rthlr., auf ordinärem Papier 1 fl. oder 16 Gr.
- Gott in der Natur. Betrachtungen über die Werke des Schöpfers; auf weißem Papier 1 fl. 30 kr. oder 1 Rthlr., auf ordin. Papier 1 fl. oder 16 gr.
- Der Christ und die Ewigkeit. Betrachtungen über Unsterblichkeit und Wiedersehen; auf weißem Druckpapier 1 fl. 30 kr. oder 1 Rthlr., auf ordinärem Druckpapier 1 fl. oder 16 gr.
- Das Reich Jesu auf Erden. Betrachtungen über die Schicksale unserer Religion; auf weißem Papier 1 fl. 30 kr. oder 1 Rthlr., auf ord. Pap. 1 fl. oder 16 gr.

Die vier ersten Bände dieser neuen fünften Auflage sind bereits im Druck beendiget, und die vier letzten Bände werden es bis im nächsten Herbstmonat sein. In allen Buchhandlungen wird das vollständige Werk dann überall vorräthig zu haben sein.

Ueberlieferungen
zur
Geschichte unserer Zeit.

Herausgegeben von Heinrich Zschokke.

Erster bis dritter Jahrgang 1817 — 1819 im herabgesetzten Preis von 33 fl. auf 22 fl., oder von 21 Rthlr. auf 14 Rthlr.
Der vierte Jahrgang 1820 kostet 11 fl. oder 7 Rthlr.

Durch die öftern Anfragen sehe ich mich veranlaßt, von dieser gehaltreichen historischen Sammlung die drei ersten Jahrgänge zu obigem Parthiepreis zu erlassen, um die Anschaffung derselben möglichst zu erleichtern; man findet diese drei Jahrgänge in allen Buchhandlungen gleich vorräthig, und auf den vierten Jahrgang können die Bestellungen baldigst besorgt werden.

Vom Geist des deutschen Volks
im
Anfang des neunzehnten Jahrhunderts.

Von H. Zschokke.

Preis 1 fl. 30 kr. oder 1 Rthlr.

Dies ist ein besonderer Abdruck der in den Ueberlieferungen gegebenen Uebersicht von Deutschlands jüngsten Schicksalen; sie verdient allgemeiner bekannt und gelesen zu werden, und sie wird bei Manchen die bisherige Ansicht der Dinge verändern, oder mit mehr Würde und Zuversicht urtheilen lehren.

Nachstehende drei Werke werden noch innerhalb einiger Monate nach und nach die Presse bei mir verlassen:

Die Staats-National-Bildung
von
Julius Grafen von Soden.

Der baierischen Geschichten
Erstes und zweites Buch.
Erster Band.
Zweite verbesserte Ausgabe.

Handbuch
des
Schweizerischen Staatsrechts.

Zweite berichtigte und vervollständigte Ausgabe.

Die Erscheinung obiger Werke, sobald solche im Druck beendiget sind, wird durch die öffentlichen Blätter bekannt gemacht werden.

Folgende zwei Zeitungsblätter erscheinen ununterbrochen in meinem Verlage:

Aarauer Zeitung.
Siebenter Jahrgang 1820.

Preis 3 fl. 15 kr. oder 4 Rthlr. 20 Gr.

Es werden wöchentlich drei Stücke davon ausgegeben, und man kann sich für den halben oder ganzen Jahrgang bei allen löbl. Postämtern darauf abonniren; es erscheinen auch wöchentliche Beilagen dazu, die besonders zu allerhand Nachrichten und Bekanntmachungen geeignet sind, und die in der Schweiz hauptsächlich allgemein bekannt werden, da diese Zeitung in allen Kantonen viel gelesen ist.

Der aufrichtige und wohlerfahrne
Schweizer-Bote.
Neunzehnter Jahrgang 1820.

Preis 2 fl 45 kr. oder 1 Rthlr. 16 Gr.

Von diesem in der Eidsgenossenschaft unter allen Ständen beliebten Volksblatt erscheint wöchentlich ein Stück sammt Nachläufer oder Beilage, welche ebenfalls zu allgemeinen Anzeigen empfohlen werden kann; auch für dieses Blatt abonnirt man sich für den ganzen oder halben Jahrgang bei allen löbl. Postämtern.

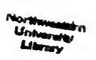
Die sämmtlichen hier angezeigten neuen Verlagsbücher findet man in allen Buchhandlungen Deutschlands und der Schweiz vorräthig, oder man kann sich solche durch diese verschaffen. Wer sich mit Bestellungen für mehrere Exemplare direkte an den Verleger wenden will, erhält von dem Ladenpreis einen billigen Rabat.

H. R. Sauerländer.

Inhalt.

Von dieser Zeitschrift erscheint monatlich ein Heft, jedesmal sechs bis sieben Bogen stark, nebst einem Intelligenzblatte; der ganze Jahrgang besteht demnach aus zwölf Heften; es können einzelne Hefte oder ein halber Jahrgang nicht besonders erlassen werden, sondern das Abonnement ist für einen ganzen Jahrgang festgesetzt; dafür ist der Preis 16 Schweizerfranken oder 11 Fl. rheinisch, und in Norddeutschland franko Leipzig 7 Rthlr. sächsisch. — Jede gute Buchhandlung in Deutschland und in der Schweiz, so wie alle Postämter und Zeitungs-Expeditionen nehmen Bestellungen darauf an; die Versendungen der Hefte geschehen jedesmal mit dem Anfang und in der Mitte eines Monats. Bekanntmachungen und literarische Anzeigen werden in den Intelligenzblättern mit 4 kr. oder 1 gr. für die gebrochene Zeile berechnet, und erhalten die allgemeinste Verbreitung, vermöge des ausgedehnten Wirkungskreises dieser Zeitschrift. Beiträge für dieselbe können unter der Adresse des Herausgebers oder Verlegers unmittelbar durch die Post eingesandt werden; in weiterer Entfernung können solche Beiträge, deren Inhalt keine Eile hat, auch an Herrn David Sauerländer in Frankfurt am Main, und in Leipzig an Herrn Buchhändler Friedrich Christian Wilhelm Vogel mit einem besondern Couvert versehen und mit der Bemerkung: zu Handen der Redaction der Ueberlieferungen, abgegeben werden, indem von beiden Orten häufige Versendungen an mich abgehen, wo solche Couverts franko beigelegt werden können.

H. R. Sauerländer.



Ueberlieferungen

zur

Geschichte unserer Zeit.



Jahrgang 1820.

August - Heft.

Aarau
bei Heinrich Remigius Sauerländer.

Ueber Größe und Untergang des Freistaats Venedig.

(Beschluß.)

10.

Stürme, die dem Untergange vorangehen.

So war das Innere Venedigs, als (im J. 1789) die alten, staatsthümlichen Ordnungen Frankreichs durch die Noth des dortigen Volks, durch den Widerspruch bestehender Einrichtungen mit den Bedürfnissen und Einsichten der Nation, durch die hartnäckige Selbstsucht der Geistlichkeit und des Adels, durch die Zerrüttung des öffentlichen Haushalts und durch die Mißgriffe einer übelgeleiteten Regierung sich aufzulösen begannen, und bald unter stürmischen Erschütterungen gänzlich zusammenbrachen. Der ganze Welttheil gerieth in Bewegung.

Antonio Capello, damaliger venedischer Gesandter zu Paris, wachsam über die Ereignisse der Zeit, mahnte seine Regierung, aus ihrer Sicherheit hervorzugehen, sich auf ausserordentliche Erscheinungen gefaßt zu machen, und nicht länger zu glauben, daß sie eines behaglichen Friedens geniessen werde, wenn das gesammte Europa in einen ungeheuern Krieg gestürzt würde.

In ruhigen Alltagszeiten können die alltäglichsten Menschen, wenn Herkunft oder Vermögen ihren blöden Verstand unterstützen, für ganz vorzüglich gelten und sich selbst dafür halten; eben so können Regierungen in gewöhnlichen Zeiten mit einem Schein von Weisheit und Kraft und Würde glänzen, weil das einmal aufgezogene Uhrwerk des Staats von selbst läuft. Schmeichelei oder Eigenliebe halten das für Kunst des Steuermanns, was Wind und Wellen von selbst thun. Aber im Sturm erst wird des Mannes Werth am Ruder offenbar.

Die venedische Regierung hatte noch das Vorurtheil Europens für sich; sie selbst besaß noch ein größeres von ihrer Vortrefflichkeit. Die Zeit der Prüfung erschien und enttäuschte sie und alle Welt. Man hatte noch große Namen aus der Vorzeit und große Worte in der Gegenwart, aber nur für beschränkte Ansichten und kleinliche Interessen. Nach einem siebenzigjährigen Frieden fühlte man keine Kraft oder Lust mehr, bequemliche Ruhe gegen wagende Thätigkeit zu vertauschen. Die bisherige Gleichgültigkeit gegen das Kriegswesen blieb, wie sie war, wenn schon der ganze Welttheil vom Waffengeräusch voll ward. Das Bewußtsein der Schwäche verbarg sich hinter vornehmen Redensarten, die Trägheit hinter dem Schilde der Unparteisamkeit, und die Feigheit trotzte auf die Heiligkeit der Unschuld. Man bildete sich ein, die großen Weltangelegenheiten, wie etwa Stadtsachen, mit Polizeimaasregeln abthun zu können, und vertraute voll blinden Glaubens dem allsehenden Auge der Staatsinquisition. Man scheute

sogar, sich mit großen Mächten zu verbinden und für Nothfälle Stärke zu gewinnen. Dagegen machte man Zeitungen Krieg, stiftete Zensuren und unterdrückte freimaurerische Gesellschaften. Mit dieser Klugheit hoffte man die Gewitter Europens zu beschwören.

Die größern Mächte des Welttheils traten gegen Frankreich in Bund. Es war für Oesterreich wichtig, wenn Italien Schauplatz des Krieges ward, sich mit seinen Heeren hier unbeengt bewegen zu können; Freiheit zu haben, seinen Kriegsvölkern Verstärkungen auf den kürzesten Wegen, auch über fremde Gebiete, zuzusenden. Die italienischen Staaten wurden zur Theilnahme am großen Bündniß der Könige aufgefordert.

Die venedische Regierung gerieth in Bestürzung. Sie war durch das Gefühl ihrer Ohnmächtigkeit, wie ihres Hasses gegen die vom französischen Volk verkündeten Grundsätze der Freiheit, gleich sehr gereizt und gehemmt. Zu muthlos, um mit dem übrigen Europa in Verbindung zu treten, und zu erbittert gegen Frankreichs Beginnen, verkündete sie die Nothwendigkeit einer strengen Neutralität, und hatte doch keine Lust, sie zu halten. So verlor sie sich schwankend in eine Halbheit von Maasregeln, die ihre Unfähigkeit, der Größe der Gegenwart gewachsen zu sein, beurkundeten, und verrieth sie eben dadurch ihre Schwäche, wodurch sie dieselbe zu verbergen sich schmeichelte. Sie erklärte dem Wiener Hofe, daß sie sich nie von der angenommenen und bisher behaupteten Unparteisamkeit in den Staatshändeln Europens entfernen werde; aber sah mit schweigendem Wohlgefallen Mißhandlungen französischer Bürger und Schiffe auf ihrem Gebiet durch den aufgehetzten Pöbel verübt, oder Verfolgungen solcher, die sich der Sache Frankreichs günstig zeigten. Sie brüstete sich mit den Grundsätzen der Unpartheisamkeit in Paris, aber gestattete den Durchzug österreichischer Kriegsvölker nach Italien, und ermahnte Genua dringend, den Franzosen keinen zu erlauben. Sie weigerte sich, als der französische Thron umgestürzt war, einen Gesandten der französischen Republik bei sich anzuerkennen, aber unterhandelte dennoch mit ihm, und zwar vermittelst seines Geheimschreibers, weil der Name Republik nicht in dessen Vollmachten stand. Auf die geschehene Anzeige vom Dasein einer französischen Republik ward geantwortet: „Venedig werde nicht von den ersten, aber auch nicht von den letzten sein, die Republik anzuerkennen."

Es fehlte im Senat nicht an einzelnen Männern, welche, als sich in Italien, nach einer Reihe von Schlachten, die Gefahr mehrte, zur Entschlossenheit aufforderten. Francesco Pesaro, der Prokurator, mahnte daran (April 1791), es sei mit eiteln Neutralitätserklärungen nicht geholfen, wenn man dem Worte nicht durch Waffen Gewicht zu geben wisse. Wirklich durchzuckte eine augenblickliche Begeisterung einmal den venedischen Rath. Er beschloß die festen Plätze in Stand zu setzen, das schwere Geschütz in Ordnung zu bringen, die Landwehren aufzubieten und einzurichten, und das stehende Heer bis auf 40,000 Mann zu vermehren. Allein die Beschlüsse blieben unvollzogen. Es fehlte an Entschlossenheit und Geld. Dreimal donnerte Francesco Pesaro im Senat gegen die Unthätigkeit. Es hieß aber: Wir haben keine fähigen Hauptleute; der Schatz und die Magazine sind leer; die jährlichen Ausgaben sind um 600,000

Dukaten geringer, als die Einnahmen. — Wirklich wurden auch nur ungefähr 7000 Mann Kriegsvolk aufgestellt und eben so langsam, als mühsam, unter die Fahnen gebracht. Ja, man sagte sich sogar ganz unverhohlen: Bewaffnet oder unbewaffnet, wir werden uns immer von den Verbündeten oder von den Franzosen gefallen lassen müssen, was sie thun wollen. So zaghafter Geist beherrschte die Regierung, daß sie in die unaussprechlichste Verlegenheit gerieth, als sie eines Tages (November 1794) in öffentlichen Blättern die Zuschrift eines Departements im mittägigen Frankreich an den damaligen Nationalkonvent las, worin der Verfasser, aus Unkunde der Dinge, indem er gegen die verbündeten Mächte deklamirte, auch Venedig unter die offenen Feinde Frankreichs gezählt hatte. Sogleich bereute man die voreilige Keckheit, den Gesandten der französischen Republik nicht anerkannt zu haben, und beeilte sich zuvorkommend, den Fehlschritt gut zu machen. Man nahm den Gesandten auf; man anerkannte die Republik; man schickte einen venedischen Botschafter nach Paris (Juli 1795), und wies, auf das bloße Verlangen des französischen Direktoriums, den König Ludwig XVIII aus dem Lande fort, wo derselbe bisher als Graf von Lille zu Verona eine Zuflucht gefunden hatte. Hundert und vierundvierzig Stimmen gegen dreiundvierzig sprachen (April 1796) die Verbannung aus. „Ich will abreisen," sagte der König, als ihm der Befehl bekannt gemacht ward: „aber man reiche mir das goldene Buch her, damit ich den Namen meiner Familie darin ausstreiche, und gebe mir die Rüstung meines Ahnherrn Heinrich IV wieder, womit seine Freundschaft die Republik beschenkt hatte."

Bonaparte eröffnete zu derselben Zeit seinen ersten Feldzug in Italien. Es folgten die Schlachten und Treffen von Montenotte, Millesimo, Dego, Mondovi und Lodi rasch auf einander. Siegend schritten die Franzosen über den Po, und Mincio und die Adda, und kamen zugleich mit den fliehenden Oesterreichern auf venedisches Gebiet. Der österreichische Feldherr Beaulieu hatte einen Augenblick lang gehofft, sich längs dem Mincio behaupten zu können, und deswegen von seinem Kriegsvolk in die venedische Festung Peschiera geworfen, nachdem er dem Proveditore Nicola Foscarini davon eine bloße Anzeige hatte zugehen lassen. Peschiera war von Venedig im schlechtesten Vertheidigungsstande gelassen. Es hatte eine Besatzung von sechszig Invaliden, Kanonen ohne Lafetten, den bedeckten Weg mit Bäumen bepflanzt, die Werke seit hundert Jahren versäumt. Beaulieu aber konnte sich nicht halten. Er zog ab. Bonaparte folgte und besetzte Peschiera, und ließ den General-Proveditore der venedischen Provinzen auf dem festen Lande, Nicola Foscarini, zu einer Unterredung einladen. Dieser, der einer der angesehensten Staatsmänner der Republik war, der schon die Gesandtenstellen zu Wien und Konstantinopel bekleidet hatte, war in solcher Angst, daß er sich für verloren hielt, weil er sich vor dem französischen Oberfeldherrn zu stellen hatte. „Ich reise ab," schrieb er aus Verona, wo er wohnte, an seine Regierung (31. Mai 1796): „Ich reise ab. Möge Gott meine Kräfte stärken und mich zum Opfer nehmen." Und den folgenden Brief begann er mit den Worten: „Ich habe die Pflicht des Bürgers erfüllt. Ich bin nach Peschiera [illegible]

Ich habe mich in den Händen der Franzosen gesehen. Ich habe mitten durch die langen Heerhaufen dieser wilden Kriegsleute den Weg gemacht. Ich sah den General Bonaparte!"

Dieser benutzte den Gemüthszustand des erschrockenen Mannes sehr gut, wie die Fortsetzung von Foscarini's Schreiben zeigt. „Er hat mir gesagt," schrieb Foscarini, „die Republik Venedig habe den freundschaftlichen Gesinnungen seiner Nation schlecht entsprochen. Wir hätten Frankreich verrathen, weil wir Peschiera von den Deutschen besetzen lassen, was ihm den Verlust von fünfzehnhundert Mann gekostet habe, deren Blut um Rache schreie. Um Neutralität zu halten, hätte man den Oesterreichern Widerstand leisten, und wäre man zu schwach gewesen, Hilfe von ihm verlangen müssen, die er gewiß gegeben haben würde; wenn, wie ich ihm sagte, die Oesterreicher unser Vertrauen auf sie gemißbraucht hätten, sollte man ihnen gleich den Krieg erklärt haben. Nachdem er mir noch alle Klagepunkte Frankreichs gegen das zweideutige und offenbar feindselige Betragen der Republik wiederholt hatte, fügte er hinzu: „Er habe Befehl von seiner Regierung, Verona abzubrennen, was auch die Nacht sogleich geschehen solle. Der Heerhaufen des Feldherrn Massena sei schon mit Kanonen und Mörsern dahin auf dem Wege, und vielleicht habe das Feuer jetzt schon angefangen." — So groß war das Schrecken des Proveditore, daß er selbst anbot, das französische Kriegsvolk in Verona aufzunehmen.

Als der Proveditore nach Verona zurückkam, und man hörte, die Franzosen würden einziehen, flohen Nobili, Reiche und Bürger in Eil. Die Straße nach Venedig war im Augenblick mit Kutschen, Karren und Wagen aller Gattung bedeckt. Wer die nicht hatte, flüchtete zu Fuß, Männer und Weiber mit Kindern in den Armen. Der Adigo wimmelte von Schiffen und Kähnen, belastet mit den Schätzen der Reichen, mit den Geräthschaften der Armen. Alles eilte Venedig zu. Mit größerm Entsetzen waren einst im Alterthum nicht vor Attila's Anzug die Veneten in die Lagunen gerannt.

Nun in Venedig Unruhe und Verzweiflung; nun plötzlich nach allen Seiten Aufgebote und kriegerische Rüstungen angeordnet; die Zeughäuser mit Arbeitern angefüllt; Steuern ausgeschrieben; Kassen für Geschenke auf den Altar des Vaterlandes geöffnet. Aber die Provinzen des festen Landes zu vertheidigen, wars zu spät, und zur Vertheidigung der Hauptstadt wären nur Schiffe und Barken vonnöthen gewesen. Man wußte nicht, was man that. Man reizte durch drohende Veranstaltungen, die doch gegen Durchzüge der Oesterreicher unterlassen worden waren, unklugerweise den Argwohn der Franzosen, daß man ihnen entweder Furcht einflößen, oder, wenn sie durch Oesterreichs Glück einen Unfall erlitten, sich gegen sie erklären wollte.

Nachdem indessen der erste Schreck vorübergegangen war, kehrte, wenn auch nicht der wahrhaft neutrale Sinn gegen die kriegführenden Mächte, doch die frühere Besonnenheit zurück. Man haßte zwar die Franzosen, ihren Uebermuth, ihre Grundsätze, ihre Räubereien: man unterhielt zwar gern in den von ihnen durchzogenen oder besetzten Provinzen die stumme Wuth des vom fremden Kriegsvolk hartgeplagten Volks: aber predigte öffentlich Mäßigung, Ergebung in das Geschick, und redete mit Glimpf und Würde zu den Feldherren und Gesandten Frankreichs.

Diese trugen ein Bündniß an. Frankreich verhieß nicht nur Gewährleistung für alle Besitzungen, sondern versprach noch beträchtliche Vortheile. Aber der Senat von Venedig lehnte standhaft die Anerbietungen ab, mißtrauisch gegen die Dauer des französischen Waffenglücks, welchem er im Herzen fluchte. Er bereitete sich vielmehr insgeheim, sollten früher oder später Oesterreichs Fahnen wieder obsiegen, diesen durch einen allgemeinen Volksaufstand thätig beizustehen. In der Hauptstadt, noch mehr in den Provinzen, die abwechselnd von Franzosen und Deutschen verwüstet wurden, zeigte sich alles Volk willig. Der Podesta von Bergamo meldete seiner Regierung: man erwarte nur Venedigs Wink und 30,000 Mann würden sich in Waffen erheben. überall wurden die Rüstungen eifrig fortgesetzt; aus Istrien, Dalmatien und Albanien Soldaten gezogen; kleine Vesten aufgeworfen; Pässe verschanzt; alle Fahrzeuge der Lagunen bewaffnet. Es war endlich darum zu thun, einen Oberfeldherrn zu ernennen. Keinem der Patrizier traute man Kriegskunde genug zu; auch wollte man nicht von der Handlungsweise des Alterthums abweichen, sondern das Heer lieber einem Fremden anvertrauen. Es hielt sich eben damals zu Venedig der Prinz von Nassau-Siegen auf, der durch manche Waffenthat zu Land und zu Wasser, und besonders durch seine Anführung der schwimmenden Batterien vor Gibraltar einen Namen erworben hatte. Man dachte daran, ihn an die Spitze der venedischen Macht zu stellen. Aber ein Wink von Wien, der Kaiser sei diesem Prinzen persönlich abgeneigt, — und es ward unterlassen.

Inzwischen währte der Kampf der Deutschen und Franzosen auf italienischem Boden fort. Bonaparte schlug die Schlachten von Arcole und Rivoli. Mantua fiel (Febr. 1797). Erzherzog Karl trat zwar mit einem neuen Heer aus den deutschen Gebirgen hervor, wurde aber vom Tagliamento bald wieder bis ins Innere Oesterreichs zurückgedrängt. Die Regierung von Venedig sah damit neuerdings ihre Erwartungen vernichtet. Sie verbarg ihren Grimm, aber verlor die Hoffnung nicht, ihn früher oder später gegen Frankreich sättigen zu können. Sie hoffte vergebens. Der rechte Augenblick war schon verloren. Das Verderben brach ein.

11.

Abfall von Bergamo und Brescia. Feindseligkeiten Venedigs gegen die Franzosen.

Um die Frucht seiner Siege, und im Rücken seines Heeres die Ruhe zu sichern, hatte der französische Feldherr Bonaparte die Lombardei zu einem selbstständigen Freistaate gemacht. Gefährliche Nachbarschaft für Bergamo und Brescia! Denn die Freiheit der Lombarden mußte auch den venetianischen Unterthanen verführerisch werden. Hier lebte ein vom Stolz venedischer Patrizier geringgeachteter und gekränkter Adel; eine große Zahl gebildeter Männer in der Klasse der Kaufleute, Güterbesitzer, Gelehrten und untergeordneten Beamten. Die Verwirrungen Italiens, die ungeheuern Siege Frankreichs, das Beispiel der Lombardei, die erlittenen Verfolgungen derer, die sich freimüthig über die Gebrechen der venedischen Verfassung

geäussert hatten, trugen dazu bei, den Wunsch lebendiger zu machen, in einer neuen Ordnung der Dinge die Rechtsgleichheit aller Bürger aufgestellt zu sehen.

Der Podesta Alessandro Ottolini von Bergamo witterte Böses. Um zu erfahren, ob von Mailand aus, wo sich schon viele venedische Unterthanen befanden, staatsumwälzerische Umtriebe angezettelt würden, schickte er einen gewissen Stephani als Späher dahin. Dieser aber, von Vertrauten dortiger Polizei umgeben, erfuhr nur, was man ihm wissen zu lassen für gut fand; hinterbrachte, es werde wirklich in zehn Tagen ein Aufstand in Bergamo ausbrechen, der aber schon den Tag nach seiner Heimkunft ausbrach.

Die Nacht vorher hatte schon der französische Platzbefehliger die Kanonen aufführen und die Streifwachen verdoppeln lassen. Zum Vorwand nahm er dafür die Bewegungen unter den venedischen Soldaten der Besatzung. Bald erschienen beim Podesta Ottolini Mitglieder des Stadtraths und zeigten ihm an, der französische Befehlshaber habe sie ziemlich gebieterisch ermahnt, ohne Umstände den Wunsch des Volks nach Freiheit und Vereinigung mit Cisalpinien nachzugeben. Ottolini bat sie, standhaft zu sein, treu einer Regierung zu bleiben, der sich ihre Vorfahren seit vierhundert Jahren freiwillig unterworfen hätten. Unterdessen aber lief das Volk schon in großen Haufen zusammen, wählte eine neue Munizipalität, und diese schrieb folgenden Tags nach Mailand um Vereinigung mit Cisalpinien. Dem Podesta Ottolini ward angezeigt, er möge sich entfernen. Er gehorchte. — Es ist mehr als wahrscheinlich, daß die Franzosen, wenn auch keinen offentlichen, doch sehr thätig einen heimlichen Antheil an dieser Umwälzung genommen haben. Man kennt die Franzosen aus jener Zeit. Jeder Korporal nahm damals die Miene eines Staatsverbesserers und Freiheitsstifters an. Aber es ist eben so wenig zu läugnen, daß das Betragen der venedischen Regierung und ihrer Landvögte in den Provinzen einen großen Theil des Volks gegen sich gestimmt hatte. Ottolini war Vielen durch sein stolzes, herrisches, willkührliches Verfahren verhaßt worden. Erst da die Gefahr erschien, wollte er plötzlich ein freundlicher Volksmann werden, sprach er vom hundertjährigen Glück des Landes, von Vaterlandsliebe u. dgl. m., und machte eben damit sich, seine Regierung und die alte Ordnung nur verächtlicher.

Dies alles war zu Bergamo ohne weitere Ausschweifungen binnen wenigen Tagen geschehen (vom 12. bis 14. März 1797), und gleich darauf fiel auch Brescia ab. Hier war der Provveditore Battaia, ein schwacher, furchtsamer Mann, der aber sonst gern eine weltgebieterische Miene gehabt hatte. Eines Tages (den 17. März) hatten sich ungefähr hundert Menschen unweit der Stadt versammelt und rückten gegen sie an. Battaja schickte ihnen entgegen, um zu erfahren, was sie wollten. — „Die Freiheit!“ antworteten sie: „Es folgen uns auf dem Fuße fünfhundert Bergamasker, zehntausend Cisalpiner und viele Franzosen. Beim geringsten Widerstand wird Alles niedergemacht.“ Es war daran kein wahres Wort. Battaja aber verlor in der Angst die Besinnung; er ließ der Handvoll Aufrührer die Thore öffnen, seine zahlreiche Besatzung entwaffnen und die venedische Verfassung vernichten. Es zeigten sich weder

Bergamasker, noch Cisalpiner. Die Franzosen auf dem Schlosse von Brescia blieben stille Zuschauer.

Der Senat in Venedig wußte nicht, was thun. In seine Beschlüsse kam ein schwankendes, widerspruchsvolles Wesen. Während die Regierung durch Proklamationen, die Obrigkeiten durch freundliche Worte, die Geistlichen durch Predigten das Landvolk aufregten, die Bergamaskischen und Brescianischen Empörer zurückzustoßen, schwärmten diese am rechten Ufer des Mincio durchs Land, rissen die Fahnen des heil. Markus ab und pflanzten Freiheitsbäume auf. Der Senat verlor sich ängstlich in halben Maasregeln; schrieb nach Paris; schrieb an den Oberfeldherrn; näherte sich wieder dem französischen Gesandten. Dieser, befragt, ob sich Venedig, wenn es sich mit Frankreich verbände, Schutzes und Beistandes gewärtig sein dürfe, äusserte nur, ohne wohl eigentlich dazu von Paris aus bevollmächtigt zu sein: Man habe Frankreich lange zurückgestoßen und feindsinnig behandelt. Jetzt komme man etwas spät, das Geschehene ungeschehen zu machen. Er glaube nicht, daß sich seine Regierung in die zwischen dem venedischen Adel und dem Volke ausgebrochenen Zwistigkeiten mischen werde; wohl aber dürfte, zur Beseitigung dieser, so wie zur festern Freundschaft mit Frankreich, vortheilhaft werden, wenn Venedig selbst seine Staatsverfassung mehr dem Geist und Bedarf des Zeitalters annähern würde. Es gab darüber eine lange Berathung. Seit fünfhundert Jahren hörte man zum erstenmal über Abänderung der Verfassung reden. Von ungefähr zweihundert Anwesenden stimmten nur fünfe für Abänderung, nur etwa fünfzig für kraftvolle Maasregeln, den Revolutionsgeist im Lande zu dämpfen; weitaus die Meisten dafür, daß man die Verfassung allmälig, durch leichte Uebergänge, verbessern, aber die wirkliche Umgestaltung doch auf ruhigere Zeiten verschieben solle.

Der Prokurator Francesco Pesaro und der Staatsminister Joh. Bapt. Cornaro waren als Abgeordnete nach Görz zum französischen Oberfeldherrn gekommen. Dieser, nur mit dem Gange seines Feldzugs beschäftigt, bekümmerte sich für jetzt wenig um die innern Angelegenheiten der Venetianer, sondern behandelte die Sache bloß als Kriegsmann. Er verlangte Unterhaltung seines Kriegsvolks mit den unentbehrlichen Bedürfnissen, oder monatlich dafür eine Million baaren Geldes, — einen Freundschaftsdienst, wie sie in andern Arten auch den Oesterreichern vielfach geleistet hätten. Er versprach, die Summen sollten nach dem Frieden an die Republik zurückgestellt werden. „Es gibt für Sie keinen Mittelweg mehr," sagte Bonaparte, indem er den Prokurator beim Arm nahm: „Wollen Sie Krieg mit uns, so ist entweder Venedig, oder meine Armee verloren. Bedenken Sie also, was Sie thun wollen, und setzen Sie den altersschwachen St. Markus-Löwen nicht gegen das Kriegsglück eines Heeres, das wohl noch in seiner Ergänzungsmannschaft, unter seinen Verwundeten Leute genug haben dürfte, um durch Ihre Lagunen zu dringen."

Von Paris sandte der venedische Botschafter eben so wenig Trost. Während dieser Unterhandlungen verbreitete sich der Geist des Aufruhrs immer weiter im venedischen Lande. Im

Städtchen Salo am Gardasee rief man die Freiheit aus, verhaftete den Provveditore und entwaffnete die Sklavonier. Wenige Tage nachher geschah das Gleiche in der Stadt Crema (28. März), wo man erst kurz vorher das Volk zu einer neuen Eidesleistung aufgefordert hatte. Solche Eidesleistungen in Zeiten der Noth, wenn bessere Hilfsmittel fehlen, sind todte Feierlichkeiten und stellen nur die Verzweiflung der Regierungen auffallender zur Schau. Auch pflegen gewöhnlich bald darauf immer die Ausbrüche des Verderbens zu folgen. Wissen Regierungen sich in Friedenstagen nicht Vertrauen und Liebe des Volks aufs innigste zu gewinnen, sind in Tagen der Entscheidung und Noth alle Eide vergebens, alle Waffen stumpf. Die verjagten Podesta's meldeten immerdar nach Venedig, das Volk wäre der Republik treu und ergeben; es wären nur einige Bergamasker und Franzosen, welche die Unruhen und Umwälzungen machten. Inzwischen beweiset Daru, daß das zerstreute französische Kriegsvolk sich überall ganz ruhig verhielt. Aber man war damals gewohnt, auch Inländer, die sich der Staatsumwälzung gewogen zeigten, Franzosen zu heißen. Es war aber lächerlich, daß die Podesta's behaupteten, eine Handvoll Bergamasker und Mißvergnügter habe aller Orten Insurrektionen gemacht, wo Podesta's, Hatschiere, venedische Besatzungen standen; und noch thörichter wars, daß man sich in Venedig so gern täuschen ließ.

Wirklich waren nur die Bauern in den Alpenthälern von Bergamo, Brescia, und besonders im Val-Sabbia, der Regierung rechtschaffen ergeben; fielen, aufgeboten und angeführt vom Podesta Ottolini, über die Aufständischen von Salo her, berannten Brescia und griffen selbst zerstreutliegende französische Besatzungen an. Von der polnischen Legion fielen zweihundert Mann in ihre Gewalt. Das bewog den französischen General, der damals in der Lombardie befehligte, die Bergbauern zu entwaffnen. Es war Gefahr. Es ging nicht ohne Brand und Blutvergießen ab. Thätig, vielleicht nicht ohne Einverständniß mit Oesterreich, ward von Venedig aus der Aufstand des Landvolks gegen die Franzosen fort und fort begünstigt. Bonaparte stand mit seinem Heer in Tirol gefahrvoll. Er konnte, ohne Furcht für das Schicksal seiner Kriegsmacht, die Unruhen im Rücken derselben nicht länger gleichgültig ansehen.

Er schickte sogleich einen seiner Feldgehilfen mit zwei Briefen nach Venedig, den einen mit Weisungen an den französischen Gesandten daselbst, den andern an den Duca Luigi Manini, aber der Feldgehilfe mußte den Brief an diesen in voller Rathsversammlung ablesen. Er ward (den 15. April) in den Rath eingeführt und las folgendermaßen:

„Das ganze Festland der erlauchten Republik Venedig ist unter Waffen. Von allen Seiten schreien die Bauern, die Sie aufgewiegelt und bewaffnet haben: Tod den Franzosen! Mehrere hundert Soldaten des Heeres von Italien sind schon das Opfer geworden. Vergebens sagen Sie sich selbst davon los; Sie haben diese Zusammenrottungen bewerkstelligt. Glauben Sie, daß ich nicht das erste Volk der Welt noch in Achtung erhalten kann, wenn ich mich im Herzen Deutschlands befinde? Glauben Sie, daß die Legionen von Italien die Metzeleien dulden werden, die Sie anstiften? Das Blut meiner Waffenbrüder soll gerächt werden; es ist

kein französischer Schlachthaufe, der für so einen edeln Auftrag seinen Muth nicht verdoppelt, seine Kraft nicht verdreifacht fühlt. Der Senat von Venedig hat unserm großsinnigen Verfahren mit der schwärzesten Tücke entsprochen. Ich schicke Ihnen mit diesem Briefe meinen Feldgehilfen, der Ihnen Frieden oder Krieg zu erklären hat. Zerstreuen Sie die Zusammenrottungen nicht auf der Stelle, verhaften und liefern Sie mir nicht die Anstifter der Aufrühre sogleich aus, so ist Krieg erklärt. Es ist kein Feind auf Ihren Grenzen, der Türke steht nicht da, und doch haben Sie, wohlbedacht, Aufgebote gegen das französische Heer gerichtet. Binnen vierundzwanzig Stunden sind die Rotten zersprengt. Wir leben nicht mehr in Karls VIII Tagen. Wenn Sie mich aber wider die wohlbekannten Gesinnungen der französischen Regierung zum Krieg zwingen, so bilden Sie sich nicht etwa ein, daß die französischen Soldaten die Ländereien der schuldlosen und unglücklichen Bewohner des Festlandes verwüsten werden, wie jene von Ihnen bewaffneten Mordbanden; nein, ich werde dieselben vielmehr schützen, und sie werden einst vielleicht sogar die Frevel selbst segnen, durch welche das französische Heer genöthigt war, sie alle vom Joch ihrer tirannischen Herren zu befreien."

Man kann sich denken, mit welchen Empfindungen die Ablesung dieses Briefs angehört ward. Der Senat, zu stolz bei seiner Schwäche und zu feig bei seinem Stolz, antwortete mit Versicherungen seines festen Entschlusses, Friede und Freundschaft zwischen Frankreich und Venedig aufrecht zu halten; bedauerte die vorgefallenen Unordnungen von Seiten derer, die freiwillig die Waffen ergriffen hätten, um Abtrünnige und Empörer wieder zum alten Gehorsam zurückzuführen; versprach über diejenigen, welche Morde an Franzosen verübt hätten, Nachforschungen zu halten, und sandte zur Beförderung bessern Einverständnisses zwei neue Abgeordnete, den Zensor Francesco Doria und den ehemaligen Kriegsminister Lenardo Giustiniani ins Hauptlager des französischen Oberbefehlshabers.

12.

Ermordung der Franzosen zu Verona; Mißhandlung derselben zu Venedig und andrer Orten.

Mittlerweile dort und in Paris neu unterhandelt ward, um Zeit zu gewinnen (denn noch immer hoffte man auf Oesterreichs wiederkehrendes Kriegsglück), geschahen in verschiedenen Gegenden des venedischen Gebiets Vorfälle, welche, im vollen Widerspruche mit den freundlichen und beruhigenden Aeusserungen des Senats, die Rache Frankreichs wider denselben hervorrufen mußten.

Im Tirol stand der kaiserliche Feldherr Laudon. Die Venetianer hatten mit ihm Einverständniß, und erwarteten ihn, um, verbunden mit ihm, im Rücken der Franzosen plötzlich aufzustehen. Er mußte sich gegen Verona bewegen, um einen festen Punkt zu haben. Hier lagen in der Stadt, ausser der Bürgerwacht, zweitausend Mann Sklavonier, ein italienisches

Regiment, mehrere tausend Bauern, und in der Nähe der Stadt befand sich eine Heerschaar von achttausend Mann, sowohl Soldaten, als bewaffnete Bauern. Die Franzosen hingegen hatten, die drei Vesten Verona's und die verschiedenen Stadtthore zu besetzen, nur dreizehnhundert Mann, die sie endlich, als sie Gefahr witterten, mit großer Mühe auf neunzehnhundert brachten. Ausserdem befanden sich in der Stadt von den Franzosen Beamte, die zur Kriegsverwaltung gehörten, Weiber und ungefähr vierhundert Kranke.

Der Proveditore und Podesta zu Verona wollten gewiß keinen voreiligen Volksaufstand. Aber bei der Wuth, die man dem Volke gegen die Franzosen gern ließ, und bei dem Gefühl der gegenwärtigen Ueberlegenheit und der Annäherung Laudons, waren die Unordnungen nicht mehr zu hindern. Es geschah Auflauf (den 17. April Nachmittags). Ein französischer Bataillons-Chef und drei andre Franzosen wurden dabei ermordet. Darauf donnerten drei Kanonenschüsse von den Vesten zur Warnung. Dann ward mit Kugeln herabgeschossen. Das Volk zog die Sturmglocke, fiel über alle Franzosen in der Stadt her; mordete Soldaten, Angestellte, Weiber ohne Unterschied, und drohte jedem den Tod, der verdächtig war, französisch gesinnt zu sein. Ueber hundert Franzosen und sechsundzwanzig Veronesen kamen um.

Mit vieler Mühe gelang es dem Proveditore und Podesta, die Sturmglocke schweigen zu machen, die weiße Fahne aufzustecken und Unterredner an die Befehlshaber in den Vesten abzuschicken, die Ursache der Feindseligkeiten zu erfahren. Der Kommandant Beaupoil kam zu den Abgeordneten herab. Der wüthende Pöbel aber ergriff ihn, riß ihn zu Boden, und er rettete sein Leben mit Noth. Die Metzeleien dauerten fort. Venedische Nobili an der Spitze, griffen die Sklavonier und Bauern die französischen Wachten an den Thoren an. Diese fochten verzweifelt. Es kamen viele Menschen um. Aber die Franzosen wurden übermannt. Noch einmal erschien Beaupoil mit zwei Feldgehilfen, begleitet von der Bürgerwacht, um sich zur Unterhandlung ins Regierungsgebäude zu begeben. Kaum erkannte ihn der Pöbel, so fiel man ihn von hinten an, riß ihn bei den Haaren nieder, mißhandelte ihn und seine Begleiter. Es kostete viel, ihm das Leben zu erhalten. Man kam endlich mit ihm überein, es solle Alles wieder in den vorigen Stand zurückgesetzt, die vorgefallene Unordnung, als zufällig, nicht für das gute Einverständniß beider Nationen störend sein; aus Verona sollten die bewaffneten Landleute fortgeschickt werden; aber dagegen müßten auch die von Peschiera anrückenden französischen Truppen nicht in die Stadt ziehen. Beaupoil bewilligte in der gefahrvollen Lage, worin er sich zwischen rasenden Volkshaufen befand, Alles, doch auf Genehmigung des den Oberbefehl führenden Generals Balland hin. Balland aber schickte statt dessen folgende Bedingungen: Binnen drei Stunden Entwaffnung aller Bauern und Bürger; Wiederherstellung sichern Verkehrs; schnelle Genugthuung für den Mord aller Franzosen; sechs Geiseln ihm nach seiner Auswahl zu geben.

Der Lärm dauerte fort; eben so das Feuer zwischen der Stadt und den Vesten. In der Nacht plünderte das Volk die französischen Magazine. Man verlangte, die Vesten müßten

gestürmt werden, um alle Franzosen auszurotten. Tags vorher schon waren Boten zum General Laudon geeilt, seinen Anzug, zum Beistand Verona's, zu beschleunigen.

Der Tag brach an. Man unterhandelte und kämpfte durch einander. Das Feuer zwischen der Stadt und den Schlössern dauerte fort. Die Franzosen machten einige fruchtlose Ausfälle. Der venedische Senat, von Allem belehrt, befahl dem General-Proveditore zu Vicenza, den Veronesen mit Mannschaft und Geschütz Hilfe zu bringen. Er brachte ungefähr zweitausend Mann.

Am 21. April schossen die Schlösser mit glühenden Kugeln auf die Stadt. Die Franzosen sahen die Menge der Belagerer stündlich sich mehren, und wußten, daß eine österreichische Heersäule im Anzuge sei. Sie litten Mangel an Brod. Ihre Lage war schrecklich. Indem entdeckten sie vom Schlosse St. Felice herab einige französische Schlachthaufen, die sich der Stadt näherten. Es war General Chabran mit 1200 Mann. Die Veronesen vertheidigten die Stadt gegen ihn. Gefechte und Unterhandlungen dauerten auch den folgenden Tag fort. Aber am 23. erfuhr man, der Friede zwischen Frankreich und Oesterreich sei abgeschlossen. General Viktor rücke mit sechstausend Franzosen an. Da allgemeine Bestürzung in Verona. Die venedischen Proveditoren machten sich in der folgenden Nacht davon. Die Veronesen bewilligten vierzigtausend Dukaten Brandschatzung, ihr Eigenthum und Leben gegen jede Rache zu schützen. Die Bauern wurden entwaffnet und heimgeschickt. Die venedischen Kriegsvölker wurden mit Waffen und Gepäck nach Vicenza entlassen.

Während jener Vorfälle, da man in Venedig noch auf den Ausgang des veronesischen Aufruhrs gespannt war, begegnete in Venedig selbst ein nicht minder trauriger Vorfall. Franzosen und Venediger erzählen die Veranlassung dazu verschieden, indem die Einen alle Schuld auf die Andern schieben.

Am 20. April des Abends sah der venedische Befehlshaber der am Eingange des Hafens gelegenen Veste Lido drei bewaffnete Schiffe gegen den Hafen kommen. Er schickte ihnen entgegen und ließ ihnen verbieten, sich zu nähern. Zwei derselben, die hintern (es waren österreichische Korsaren), kehrten um. Das vorderste, eine Brik mit acht Kanonen und vierunddreißig Franzosen, unter Befehl des Kapitän Laugier, von jenen verfolgt, setzte seinen Lauf fort, warf zwischen den venedischen Schiffen Anker und schoß (die Venetianer sagen, auf sie; die französische Mannschaft sagte, es begrüßte das Fort Lido). Jetzt ward von der Veste, wie von den benachbarten Schiffen Feuer gegeben. Venedische Matrosen und Soldaten sprangen auf die Brik über und nahmen und plünderten sie. Hauptmann Laugier und einige Mann wurden dabei getödtet. Der Senat bezeugte, durch einen Beschluß vom 22. April, den Hauptleuten und dem Kommandanten von Lido seine höchste Zufriedenheit wegen ihres Betragens und belohnte die Mannschaft der Schiffe, welche die Brik angegriffen hatten, mit einem Monatssold. Noch wußte man damals zu Venedig vom Ausgange der Dinge in Verona und vom Friedensschlusse von Leoben nichts. Zu gleicher Zeit hatte man auch, weil man auf

Laudons nahe Ankunft zählte, die verschiedenen, zerstreuten, kleinen Besatzungen der Franzosen zu Chiuda, Castiglione, Desenzano, Chiari und Valeggio überfallen, gefangen oder niedergemacht.

13.

Bonaparte und die venedischen Gesandten.

Inzwischen waren auch die Abgeordneten Doria und Giustiniani ins Hauptlager Bonaparte's nach Grätz gekommen, um seinen Zorn wegen der frühern Vorfälle zu beschwichtigen. Vom Blutbade zu Verona, von der Geschichte bei Lido u. s. w. war weder ihnen selbst, noch im Lager des Oberfeldherrn damals etwas bekannt. Er empfing sie sehr höflich und ließ sie zuerst alles sagen, was sie sagen zu müssen glaubten, um ihn von der Freundschaft und Zuneigung der venedischen Republik zu Frankreich zu überzeugen. Sie fügten hinzu, man wäre bereit, die Urheber der Meuchelmorde aufzusuchen und abzustrafen; alle Unterthanen zu entwaffnen, sobald man nur auch französischer Seits die abgefallenen Städte Bergamo und Brescia anhalten würde, zum Gehorsam gegen ihre rechtmäßige Obrigkeit zurückzukehren; und Alles wolle man thun, um jeden möglichen Verdacht abzulehnen.

Nachdem Bonaparte Alles ruhig angehört hatte, war seine erste Frage: „Gut! sind die Gefangenen jetzt frei?"

Die Abgeordneten sagten: Die Franzosen, die Polen und einige Brescianer, ja!

„Nein, nein!" rief er; „Alle will ich, Alle, die wegen Meinungen eingekerkert sind, woher sie auch seien, selbst die Veronesen. Alle sind sie Freunde von Frankreich. Gibt man sie nicht Alle los, so sprenge ich selbst eure Bleigewölbe. Ich will keine Inquisition mehr. Das ist ein Geschöpf des barbarischen Zeitalters. Meinungen sollen frei gehen."

— Ja, aber soll eine kleine Zahl Menschen das Recht haben, einem ganzen treu bleiben wollenden Volke Gewalt zu thun?

„Ich sage es noch einmal, meine Meinung ist, Alle sollen losgelassen werden, die wegen Meinungen eingekerkert sitzen. Ich habe das Verzeichniß von ihnen."

— Aber dies Verzeichniß meldet wahrscheinlich nicht, ob sie wegen Meinungen oder Verbrechen sitzen. Die Brescianer zum Theil wurden mit den Waffen in der Faust durch die von ihnen angefallenen Bürger von Salo gefangen.

„Nun denn, und meine Leute, die man ermordet hat? Die ganze Armee schreit um Rache. Ich kann sie nicht verweigern, wenn Sie selbst die Mörder nicht strafen."

— Sie sollen gestraft werden, wenn man sie uns anzeigt, wenn man Beweise gibt . . .

„Ihre Regierung hat der Spione doch genug; so strafe sie die Verbrecher. Hat sie keine Mittel, den Pöbel in Ordnung zu halten, so ist sie erbärmlich und verdient nicht da zu sein. Der Pöbel haßt die Franzosen. Warum? Weil der Adel sie haßt, und dafür sollte die Regierung ihn züchtigen. Zu Udine, wo ein guter Gouverneur ist, sieht man solche Unordnungen nicht, wie anderswo."

— Es gibt aber keine Polizei, die Millionen Unterthanen im Zaume halten oder die Meinungen beherrschen könnte. Die Wuth der Bauern rührt von der Verwüstung ihrer Felder und Wohnungen her; wenn das Volk die Franzosen haßt, so muß man die Uebel anklagen, welche der Krieg bringt . . .

„Kurz, wenn nicht Alle, die Frankreich beleidigt haben, gestraft, nicht alle Gefangene losgelassen werden, wenn der englische Minister nicht fortgejagt, das Volk nicht entwaffnet wird, wenn sich Venedig nicht zwischen Frankreich und England entscheidet, so erkläre ich euch den Krieg. Ich habe eben mit dem Kaiser Frieden geschlossen. Ich hätte können bis Wien gehen; ich verzichtete darauf. Ich habe achtzigtausend Mann und zwanzig Kanonenbarken. Ich will keine Inquisition, keinen Senat mehr. Ich will ein Attila für Venedig werden. Als ich noch den Prinzen Karl mir gegenüber hatte, bot ich dem Herrn Pesaro den Bund mit Frankreich an, bot ihm unsre Vermittlung an, die empörten venedischen Städte wieder zur Ordnung zurückzubringen. Er schlugs ab, weil er einen Vorwand haben mußte, das Volk unter den Waffen zu halten, um mir den Rückzug abzuschneiden, wenn ich ihn nöthig gehabt haben würde. Jetzt, nun Sie das, was ich umsonst anbot, fordern, schlage ichs meinerseits ab. Ich will kein Bündniß mehr mit Ihnen, will nichts von Ihren Plänen; ich will nun das Gesetz selbst machen. Jetzt gehts nicht mehr, mich zu betrügen, um Zeit zu gewinnen, wie Sie es durch Ihre Sendung bezwecken möchten. Ich weiß es recht gut, daß Ihre Regierung, die keine Mannschaft hatte, um die kriegführenden Mächte von ihrem Gebiete abzuhalten, auch keine Mittel hat, um ihr eigenes Volk zu entwaffnen. Ich will die Mühe übernehmen, wider Willen Ihrer Herren werde ich das Volk entwaffnen. Die Adelichen in den Provinzen, die nur Ihre Knechte waren, sollen so gut, wie die andern, Theil an der Regierung haben. Aber diese Regierung ist schon altersschwach; sie stürzt von selbst zusammen.“

Die venedischen Abgeordneten erwiederten die Drohungen mit Ruhe und Würde. Inzwischen setzte man die Unterhandlungen wegen Freilassung aller Gefangenen und wegen einer allgemeinen Entwaffnung fort mehrere Tage. Es flogen deswegen Eilboten nach Venedig.

Die Abgeordneten waren schon im Begriff abzureisen, als sie vom Senat Nachricht über den Vorfall bei Lido und Weisung erhielten, wie sie die Sache dem französischen Oberfeldherrn vorzustellen hätten. Sie waren darüber so erschrocken, daß sie es nicht wagten, mündliche Eröffnungen zu thun. Sie thaten es schriftlich und reiseten ab. Unterwegs brachte ihnen schon ein Bote aus Venedig Anzeige von Bonaparte's vollzogenen Drohungen; vom Einzug der Franzosen in Vicenza und Padua und dort vollbrachter Revolution. Jetzt beschlossen sie dennoch mit Bonaparte noch einmal persönlich zu reden. Sie erwarteten seine Ankunft in Palma nova und verlangten schriftlich bei ihm Gehör. Er schrieb zurück: „Meine Herren, ich kann Sie, mit französischem Blute bedeckt, nicht empfangen. Wann Sie mir den Admiral von Lido, den Kommandanten des Thurms und die Staatsinquisitoren, welche die Polizei von Venedig unter sich haben, werden ausgeliefert haben, will ich anhören, was Sie zu Ihrer Rechtfertigung zu

sagen haben. — Sie sind ersucht, das feste Land aufs schleunigste zu verlassen. Indessen, meine Herren, wenn der Eilbote, den Sie erhalten haben, Bezug auf die Sache von Laugier hat, so können Sie sich vor mir einstellen.„

Sie benutzten freudig den letzten Wink. Sie begaben sich zu ihm, sagten ihm: es solle bei ihm stehen, die Art jeder Genugthuung, die er verlange, vorzuschreiben; sie solle gewährt sein, wenn sie sich nur mit dem staatsthümlichen Dasein Venedigs und seiner Staaten vertrüge. Das sei der Wunsch der ganzen Nation. Sie hofften, er werde sich gegen sie so zeigen, wie gegen die Feinde, mit denen er Frieden gemacht. — Er hörte ruhig zu, beharrte aber auf das, was er schon im Briefe ausgesprochen hatte. Die Abgeordneten versuchten gar leise, ihm eine Genugthuung anderer Art in Vorschlag zu bringen. Allein heftig erwiederte er: „Nein, nein, und wenn Sie mir dies ganze Land mit Gold überdeckten, alle Ihre Schätze, alles Gold von Peru können das vergossene französische Blut nicht zahlen!“

Bonaparte, sobald er aus dieser Zusammenkunft trat, machte die Kriegserklärung gegen Venedig öffentlich bekannt.

14.

Verwirrungen in Venedig.

So war der Tag des Untergangs für diesen Staat herangekommen, der an die Möglichkeit seines Untergangs selbst nicht glaubte, während er, schon längst seiner edlern Lebenskräfte verlustig, nur noch in todten Formen und Uebungen zusammenhing und dem morschen Gerippe nur durch äussere Pracht und Ansehnlichkeit den Schein von Lebenswürdigkeit gab. So pflegen Greise zuweilen sich selbst über die Nähe ihres Todes zu täuschen, indem sie ihren hinfälligen Leib jugendlich bekleiden.

Als die ersten Ahnungen der gänzlichen Auflösung den Senat durchbebten, waren mehrere der Einsichtsvollern in demselben, welche freiwillig bekannten, daß Venedig selbst die Schuld davon trage; daß Frankreich volles Recht zum Kriege und zur Rache gegen einen Staat habe, dessen Regierung mit kluger Feigheit immer gleißnerische Worte der Unparteisamkeit gegeben und sich immer, sobald es heimlich geschehen konnte, davon entbunden hatte. Daß aber die Regierung so und nicht anders verfahren hatte, war die nothwendige Wirkung ihrer Natur.

Als Venedig, seit Einführung der Aristokratie, auf Benutzung aller im Volk lebenden höhern Geistesgaben für das gemeine Wesen Verzicht that und die grossen Angelegenheiten des Staats zur ausschließlichen und erblichen Sache einer kleinen Zahl von Adelsgeschlechtern gemacht hatte, war es des mächtigsten Hebels beraubt, wodurch Staaten Macht und Wachsthum erlangen und behaupten, nämlich des allgemeinen Wetteifers der Talente, der Tugenden, der Einsichten und der Vaterlandsliebe. Der herrschaftfähige Adel, gegenübergestellt einer zur reinen Dienstbarkeit verurtheilten Nation, vergaß äussere Feinde und Erwerbungen, weil er den stillen Krieg mit dem selbstgeschaffenen Feinde im Innern zu führen hatte, um die

angemaßte Würde und Hoheit gegen ihn zu behaupten. Im Genuß der Gewalt und des ererbten Wohllebens erschlaffend, änderte er die Bestimmungen des Lagunenstaats; Venedig hörte auf, Seemacht zu sein, und mußte Landmacht werden. Landmacht sollte es werden, aber durch gemiethete Kriegsvölker und durch gemiethete Fremdlinge als Feldherren; denn der Adel traute weder dem eigenen Volke, noch seinen eigenen Gliedern. Bald durch die wachsende Macht der benachbarten Könige zurückgedrängt, welche ihren Unterthanen, fortschreitend mit den Jahrhunderten, freie Entwickelung jeder Kraft gestatteten, hörte Venedig auch auf, bedeutende Landmacht zu sein. So sank es, sich selbst im Innern nicht dem Geist der Zeitalter gemäß entfaltend, von der Mittelmäßigkeit zur Schwäche, und ward alt, weil es, mit feiger Aengstlichkeit an das Alte angeklammert, jeden Uebergang zum Bessern als gefährliche Neuerung haßte. Der Adel aber haßte die Neuerungen, weil sie nur seinem ererbten Vortheil allein gefährlich werden konnten. Der Wunsch, den Fortgang und die Entwickelung des menschlichen Geschlechts festzuhalten, Alles in den gegenwärtigen Formen festzubannen, Herrschaft und Knechtschaft, Recht und Pflicht, Einsicht und Unwissenheit, das ist der Wunsch jeder reinen Aristokratie, sie bestehe in Republiken oder Monarchien.

Daher mußten die Grundsätze der nordamerikanischen, noch mehr der französischen Staatsumschaffung den Nobili's von Venedig ein Gräuel sein. Daher traten sie mit sich selbst in Widerspruch, wenn sie, im Kampf der europäischen Fürsten gegen Frankreich, von Staatswegen Venedigs Unparteisamkeit aufstellten, während der Geist der Regierung entschiedene Partei genommen hatte. Sie predigten ihrem Volke Haß gegen Frankreich, und in diplomatischen Noten friedfertige Gesinnungen gegen dasselbe. Sie schmeichelten sich, mit den Verbündeten den Genuß der Siege dereinst theilen zu können, ohne Opfer dafür bringen zu müssen. Aber sie vergarnten sich im Netz ihrer eigenen Klugheit.

Einen Theil ihres Volks konnten sie begeistern oder mit blinder Wuth erfüllen wider die Ideen, in welchen und für welche die französische Nation kämpfte; nicht aber einen andern Theil, den erleuchtetern, welcher ihr Spiel durchsah, und sich selbst die Rechte wünschte, die man zu verwünschen ermahnte. Daher entgegengesetzte Wirkungen, als die französischen Heere, indem sie, durch Sieg begünstigt, dasselbe thaten, was vorher den österreichischen gestattet war, und den Boden des venedischen Gebiets betraten. Ein Theil des Volks sah die Erscheinung derselben mit eben so vielem Vergnügen, als der andere mit wüthendem Ingrimm. Daraus heillose Verwirrung, Aufstand, Selbsthilfe, Bürgerkrieg. Indem die Einen von der alten Ordnung und Staatsverfassung abfielen, die Andern aber Franzosen überfielen und mordeten, brachten beide dem Staate gleiches Unglück. Die Auflösung des Ganzen war da. Die Regierung war sowohl zu schwach, die Abtrünnigen zu versöhnen, als die Wuth der Andern zu bändigen, die sie selbst aufgereizt hatte. Sie, die noch nie, so lange Frankreichs Kriegsglück zweifelhaft war, offene Feindin gegen Frankreich gewesen, begann die Feindseligkeiten, als Frankreichs Heer im Herzen des überwundenen Deutschlands den Frieden gebot und schrieb.

Nun erst vernahm man in Venedig, doch nur als dunkles Gerücht, durch Muthmaßungen, daß selbst der Wiener Hof, von dem man alle Gunst, allen Schutz hoffte, in den Verhandlungen zu Leoben, für eigenen Vortheil, die venedische Republik aufgeopfert habe. In der That war zu Leoben vorläufig bedungen, Oesterreich solle zur Entschädigung seiner Verluste Istrien, Dalmatien und das venedische Festland empfangen; der Stadt in den Lagunen aber wolle man ein neues Gebiet aus drei Bezirken des Kirchenstaats, aus Bologna, Ferrara und Romagna, erst schaffen.

Unterdessen vollzogen Bonaparte's Unterfeldherren dessen Befehle und entwaffneten überall im venedischen Lande das Volk; eine französische Heerschaar, ohne andern als diesen Zweck, rückte bis zum Ufer der Lagunen vor. Nun tiefe Bestürzung in der Hauptstadt, wohin sich alles geregelte Kriegsvolk der Republik hatte zurückziehen müssen. Man zählte hier nun ungefähr 3500 italienische und 11,000 slavonische Soldaten; dazu 37 Galeeren oder Feluken, 168 Kanonenbarken mit 750 Feuerschlunden und 8500 Mann. Alle Stückschanzen, welche die Zugänge bewachten, und man hatte noch neue aufgeführt, waren wohlbesetzt. Jetzt war der Augenblick gekommen, wo Venedig, konnte es sein'n Untergang nicht hindern, ihn ruhmreich für Welt und Nachwelt machen konnte. Aber auch dazu gebrach die sittliche Kraft, die Tugend jener Zeit, als der Genuese Doria schon siegreich in den Lagunen selbst stand.

Die Abgeordneten waren von ihrer Sendung an Bonaparte zurückgekommen. Sogleich bildete sich (Abends den 30. April) aus den Ersten des Staats ein ausserordentlicher Zusammentritt beim Duca Manini, von dreißig Personen, um vorläufig zu berathen, wie dem großen Rathe die Lage der Republik darzustellen wäre. Der Duca fragte zuerst den Ritter Daniele Delfino an, einen der alten Savi des Rathes. Dieser erzählte, er habe während seiner Gesandtschaft zu Paris einen Banquier kennen gelernt, der beim französischen Oberfeldherrn großes Vertrauen genösse und sich jetzt auch in Italien befände. Er schlug vor, dessen Dazwischenkunft anzurufen, um den Feldherrn milder zu stimmen.

Niemand nahm über diesen Vorschlag das Wort. Der Prokurator Antonio Capello drehte das kindische Ausbilfsmittel ins Lächerliche. Andere gaben ihre Meinung, wie und was man im großen Rath vortragen solle. Der Prokurator Francesco Pesaro aber erklärte: in diesem Augenblick sei nur eins zu thun, die innere Ruhe der Stadt zu handhaben und sich mit dem Degen in der Faust zu vertheidigen. Diese Erklärung hörte Jeder mit Entsetzen. Antonio Capello bemerkte, der politische Horizont sei sehr dunkel; man wisse nicht, was zu Leoben eigentlich vorgegangen sei. Man vereinigte sich, den Redner, der die Sache im großen Rathe vortragen sollte, und zwei neue Abgeordnete an Bonaparte zu wählen, um mit ihm einen Vertrag abzuschliessen. Darüber rückte die Nacht an. Es kam ein Brief vom Befehlshaber der Flotille. Er meldete, die Franzosen hätten angefangen sich am Ufer der Lagunen zu verschanzen; er aber mache sich anheischig, Alles mit seinem Geschütz zu vernichten, sobald man Befehl geben wolle.

Das verbreitete gewaltige Bestürzung in der Versammlung, -- (ich bediene mich der Worte des genau unterrichteten Daru). Man fühlte weder Kraft zur That, noch zum Entschluß. Der Duca Manini, nicht minder beklemmt, als die Andern, irrte im Saal auf und ab, und ließ nur die Worte hören: „Wir sind schon diese Nacht nicht mehr sicher, ruhig in unserm Bett zu schlafen."

Antwort aber mußte der Admiral auf seinen Brief haben. Es gab großen Wortwechsel. Pietro Dona und Carlo Ruzzino wollten auf der Stelle wegen Uebergabe der Stadt unterhandeln. Andere schrien, man könne nicht wohl anders, als sich vertheidigen. Darüber empfing der Admiral den Befehl endlich: er solle mit aller Macht die Franzosen verhindern, ihre Werke fortzusetzen, aber zugleich bevollmächtige man ihn, einen — Waffenstillstand zu unterhandeln.

Dies war nicht mehr nothwendig. Schon denselben Abend hatte man zu Venedig ungefähr vierzig Kanonenschüsse gehört. Der französische Vortrab, der zu Fusine ankam, und einige dort wachthabende Schaluppen hatten Kugeln gewechselt. Nun drang die Partei in der Versammlung, welche die Vertheidigung verworfen hatte, durch. Man entwarf sogleich für die Abgeordneten eine Weisung. Während dies geschah, sagte der Prokurator Francesco Pesaro mit Thränen im Auge, zu einigen bei ihm Stehenden: „Ich sehe es, um mein Vaterland ist's geschehen. Ich kann ihm nicht helfen. Aber ein Ehrenmann findet überall ein Vaterland. Man muß in die Schweiz gehen!"

Bekanntlich hatte schon Bonaparte zu Grätz erklärt, die Verfassung Venedigs müsse abgeändert, freier werden. Dies war schon im Senat zur Sprache gekommen. Eine Partei hatte dafür gehalten, man solle die vaterländische, uralte Verfassung wieder herstellen, die vor Einführung der Aristokratie bestanden habe. Als diese Meinung ins Mehr gesetzt ward, erhielt sie nur fünf Stimmen. Eine andere war gewesen: man müsse jede zugemuthete Neuerung verwerfen, und was dastehe, zu vertheidigen und zu behaupten wissen. Das hatten beinahe fünfzig Senatoren unterstützt. Die dritte Meinung war die schwankendste und dunkelste von allen, nämlich man wolle sich stufenweise den demokratischen Formen, sonder merkliche Erschütterung, annähern, ohne jedoch, soviel als möglich, die Verfassung von Venedig selbst zu ändern. Dafür hatten sich hundert und achtzig Senatoren erhoben, weil dies Hinhalten und politische Nichtssagen den Meisten zusagte oder das feinste aller Mittel schien.

Am 1. Mai ward der große Rath versammelt, der Palast mit Kanonen und Kriegsvolk umringt. Streifwachen durchzogen die Straßen der Hauptstadt. Tiefe Bestürzung ringsum. Sechshundert und neunzehn Patrizier, also ungefähr die Hälfte des gesammten Adels, traten in den Saal des großen Raths.

Der Duca, bleich, entstellt, entwarf mit einer oft von Thränen unterbrochenen Stimme das Gemälde vom Zustande der Republik und fügte hinzu: es scheine nothwendig, zwei Abgeordnete an Bonaparte mit ausgedehntester Vollmacht zu senden, um wegen einiger Milderungen

in der Verfassung mit ihm sich zu verständigen. — Es folgte den fernern Entwickelungen dieses Vorschlags dumpfes Schweigen. Man schritt zum Abstimmen. Fünfhundert und achtundneunzig Glieder genehmigten den Vorschlag.

Bonaparte war nicht mehr entfernt. Mit seiner Kriegserklärung fast zu gleicher Zeit war er in Treviso angekommen. Da befand sich, als Proveditore, Angelo Giustiniani, welcher, unkundig dessen, was in den letzten Tagen vorgefallen war, dem Oberfeldherrn seine Aufwartung machte und die gewohnten Redensarten von treuer Freundschaft und Achtung seiner hohen Regierung gegen die französische Republik anbrachte. Bonaparte unterbrach ihn finster: „Die beiden Republiken sind im Krieg; der venedischen aber spiele ich in achtundvierzig Stunden Garaus. Sie aber, Herr, machen sich binnen zwei Stunden fort von hier, oder ich lasse Sie füsiliren.“ Angelo Giustiniani hatte Festigkeit genug zu erwiedern: er könne seine Stelle nicht anders, als auf Geheiß seiner Regierung verlassen; — worauf ihm der Feldherr mit einer gleichgültigen Miene erwiederte: „Gut denn, so werden Sie füsilirt.“ Der Proveditore hatte aber nicht Festigkeit genug, zu seinem großen Wort groß zu stehen. Er machte sich alsbald auf den Weg nach Venedig.

Die Abgeordneten des großen Raths trafen Bonaparten schon am Ufer der Lagunen, zu Marghera. Er empfing sie höflich. Die Nachricht von der Einmüthigkeit des großen Raths, in Abänderungen der Verfassung zu willigen, machte ihn stutzen. Vielleicht hatte er mehr Starkmuth von den Enkeln der Dandolo's, der Zeno's und anderer Erlauchten erwartet. Aber alle Kunst der Abgesandten blieb eitel. Er erklärte, daß er in keine weitere Unterhandlung eintreten werde, so lange nicht Laugiers Tod und das Blut so vieler ermordeten Franzosen gerächt sei, wofür er den Kopf des Befehlshabers von Lido und der drei Staatsinquisitoren begehre. Mit Mühe nur war ein sechstägiger Waffenstillstand zu gewinnen. Das den Abgeordneten deswegen mitgegebene Schreiben besagte: „der Oberfeldherr trete in nichts ein, bis der große Rath die Staatsinquisitoren und den Admiral hätte verhaften und auf eine exemplarische Weise strafen lassen.“ Man wünschte sich Glück, daß im Schreiben nur von Bestrafung der Personen Rede sei und nicht ihr Tod wörtlich ausgedrückt wäre.

In Venedig herrschten Furcht und Bestürzung. Bald schien der äussere Feind kaum noch so gefährlich, als der innere. Es gingen Gerüchte, daß bei sechszehntausend Bürger über die Patrizier herfallen und sie niedermachen würden, wenn sie die Verfassung nicht änderten. Man empfing Berichte, durch welche die Treue der sklavonischen Soldaten anfing verdachtig zu werden. Man schlug vor, sie wegzuschicken.

Es versammelte sich der große Rath am 4. Mai des Morgens. Schrecken war in Aller Zügen. Der Duca trug mit zitternder Stimme vor, man solle die Staatsinquisitoren und den Befehlshaber von Lido gefänglich einziehen, um ihnen den Prozeß zu machen; man solle zugleich Bevollmächtigte an den Oberfeldherrn senden, um noch einmal Versöhnung zwischen Frankreich und Venedig, selbst mit Aufopferung der Unverletzbarkeit der Verfassung, zu versuchen, jedoch

Alles unter Vorbehalt der endlichen Genehmigung durch den großen Rath. Siebenhundert und vier Stimmen nahmen den Antrag an gegen zehn, die dagegen waren. Die neuernannten Abgeordneten reiseten sogleich ab und suchten den französischen Oberfeldherrn erst in Mantua, dann in Mailand auf, wohin er sich begeben hatte.

15.

Gänzliche Auflösung der Republik.

Die Eil, in welcher über Ruhm und Schmach, Sein und Nichtsein der Republik entschieden, man kann nicht sagen, berathen wurde; die ganze Verkettung von Mißgriffen und Staatsfehlern jeder Art, bewiesen bisher genugsam, wie wenig diese Senatoren, diese Räthe, diese Patrizier fähig und würdig waren, die Schicksale einer Nation zu leiten. In ihren beschränkten, kleinlichen Ansichten unvermögend, einen höhern Standpunkt zu fassen; eingerostet mit ihren Vorstellungen in das Gewohnte und Gemeine des Geschäftsganges; zu selbstsüchtig und feig, als daß sie die Ehre des Vaterlandes ihrem eigenen Leben hätten vorziehen, oder daß sie, wie einst Roms Senatoren die Galen, die eindringenden Franzosen mit unerschrockener Maiestät hätten erwarten können, waren sie weder besonnen genug, freiwillig die Vorrechte ihres Standes aufzugeben und mit der venedischen Bürgerschaft, von der sie Aufruhre fürchteten, gemeine Sache zu machen, noch starkmüthig genug, unter den Trümmern ihrer Stadt zu sterben.

Selbst einem französischen Heere wäre die Eroberung Venedigs noch nicht leicht geworden. Dazu mußte erst eine Flotille für die Lagunen geschaffen werden; unter dem Feuer von tausend Kanonen der gefährliche Weg durch die unsichern Krümmungen der Kanäle gesucht werden; Insel um Insel, jede einer Festung gleich und von zwei- bis dreihundert Fahrzeugen mit achttausend Seeleuten und von vierzehntausend Streitern vertheidigt, mußte erstürmt werden. Das Alles ward vergessen. So groß war die Muthlosigkeit, daß man den Tag nach der Abreise der Abgeordneten, in einer Zusammenkunft beim Duca, sogar schon vorschlug, die Hauptstadt zu übergeben, und nur Sicherheit des Lebens und der heiligen Oerter zu begehren. Als einige der Anwesenden sich sträubten, Venedig auf Gnade und Ungnade den Franzosen auszuliefern, wurden sie nur wie junge Wagehälse und Brauseköpfe behandelt, welche alles Volk der Gefahr preisgeben wollten, über die Kluige springen zu müssen. Wirklich gab man, ohne nur die Rückkehr der an Bonaparte Gesandten zu erwarten, dem venedischen Befehlshaber der Lagunen Vollmacht, mit den Franzosen, sobald sie sich zeigen wurden, die Uebergabe der Stadt abzuschliessen; bestimmte ihm die Bedingungen und behielt sich nur die Genehmigung des großen Raths vor.

Unterdessen verzögerte sich die Rückkehr der Abgeordneten, weil sie nach Mailand waren. Man erhielt deswegen von den am Ufer der Lagunen zurückgebliebenen feindlichen Feldherren Verlängerung des Waffenstillstandes. Diese Frist, statt klug benutzt zu werden, verlängerte nur Verwirrung und Angst. Schon dreimal hatte man in Berathung gesetzt, ob man nicht die eilftausend

Sklavonier, die in der Stadt lagen und einen meuterischen Sinn zu zeigen anfingen, fortschicken wolle, weil man sich doch nicht zu vertheidigen im Stande sei. Man beschloß es endlich am 8. Mai. Einige Glieder des Raths wollten sich dieser Maasregel widersetzen, als es plötzlich hieß, die Revolution von Venedig werde sich am folgenden Tage machen und die Sklavonier selbst würden den Freiheitsbaum aufpflanzen. Nun stieg die Furcht aufs höchste. Der Duca hatte schon in der Sitzung den Antrag gemacht, er wolle die Zeichen seiner Würde ablegen.

Wenn sich eine Regierung in Tagen der Gefahr unter ihrem eigenen Volke nicht sicher und wohl fühlt, erkennt sie damit an, daß sich das Volk vorher unter ihr nicht sicher und wohl befand; daß Regierung und Volk, statt eines Geistes zu sein, in doppeltem Geist lebten. Der venedische Senat, wie gern er sonst, sich und Andere täuschend, die Ergebenheit und allesopfernde Treue der Unterthanen zu loben pflegte, vertraute jetzt darauf so wenig, daß ihn schon der bloße Schatten einer Gefahr von Seiten der unzufriedenen Bürger zum Aeussersten brachte, wie aus folgendem Zuge erhellet.

Am 9. April, als der Ausschuß des Raths beim Duca versammelt war, hieß es, zwei Männer seien draussen, welche eine wichtige Schrift zu überreichen hätten. Man schickte zwei Glieder der Versammlung zu ihnen. Sie kamen bald mit einem Papier in der Hand zurück, dessen Inhalt ohne Unterschrift, aber unter den Augen des französischen Gesandtschaftschreibers abgefaßt sein sollte. Es hieß darin: um größern Gefahren vorzubeugen, müsse man den Absichten des französischen Oberbefehlshabers entgegengehen, und sich ihn gewogener machen. Als Maasregeln dazu wurden vorgeschlagen: Verhaftung des königl. französischen Geschäftsträgers d'Entragues; Versiegelung und Auslieferung seiner Papiere; Freilassung aller wegen Meinungen Verhafteten mit einer Geldentschädigung; Aufschliessung der Bleigefängnisse u. s. w., daß das Volk sie sehen könne; Zusage für alle andere Gefangene, daß ihre Rechtshändel einer abermaligen Revision unterworfen werden sollen; Abschaffung der Todesstrafe; Bezahlung und Wegschickung der Sklavonier; Uebergabe der Stadtbewachung an die Bürgerschaft unter der Leitung eines einstweiligen Ausschusses, zusammengesetzt aus dem Generallieutenant Salimberi, Morosini, Antonio Baratti und Piedro Spada. — Ferner: Errichtung des Freiheitsbaums auf dem St. Markusplatz und einer provisorischen Munizipalität von vierundzwanzig Gliedern, nebst Einladung an die Provinzen des Festlandes, Istriens, Dalmatiens und der Levante, sich mit der Mutterstadt zu vereinigen; Proklamation, daß eine demokratische Regierung und Wahl von Stellvertretern statt finden werde; Verbrennung der Zeichen von der alten Regierung unterm Freiheitsbaum; Amnestie über alle ehemaligen staatsthümlichen Vergehen; Preßfreiheit, mit Verbot gegen die geschehenen Handlungen der Personen oder der Regierung zu reden; feierlicher Zug der Munizipalität am folgenden Tage in die St. Markuskirche, Ausstellung der heil. Jungfrau, Tedeum überall; Einladung, daß viertausend Mann Franzosen in die Stadt als Garnison kommen; doch Palast, Münze und andere öffentliche Gebäude zu bewachen, bleiben der Bürgerwacht; Abgebung der venedischen Flotte unter den Befehl der französischen Feldherren;

Präsidenten der provisorischen Munizipalität: der Alt-Duca Manini und Andrea Spada; Abgeordnete an Bonaparte: Franc. Battaja und Thom. Pietro Zorzi; Zurückberufung und Wiedereinsetzung der Gesandten an fremden Höfen; nach Paris zu senden Thoma Calligini, und als seinen Sekretär Sordina; Zusicherung einer lebenslänglichen Rente für die armen Ex-Nobili; Zusammensetzung der Munizipalität aus wahren Patrioten, und Nichthinzulassung von mehr als einem Drittel Ex-Nobili u. s. w.

Dieser seltsamen Schrift, mit ihren bunten Vorschlägen, die, eben so oberflächlich, als wieder ins Einzelnste gehend, den Gang der Geschäfte vorzeichnen wollte, fehlten alle Kennzeichen der Bedeutsamkeit oder Amtlichkeit. Niemand wußte, wer sie verfaßt hatte; und wäre sie vom französischen Gesandtschafts-Sekretär gekommen, so kam sie von einem subalternen Angestellten, der sich ohne alle Vollmacht in Venedig befand. — Die Versammlung der Rathsherren beim Duca hatte sich noch nicht von ihrem Erstaunen erholt, als Nicola Morosini, dem aufgetragen war, für die öffentliche Ruhe in der Stadt zu sorgen, Bericht sandte, er sehe Volksbewegungen vor. Wenn man nicht frische Mannschaft zu seiner Verfügung stelle, könne er für nichts gut stehen.

Diese Botschaft steigerte das Schrecken und bestimmte die Versammlung, Alles, was jenes Papier verlangte, treulich zu befolgen. Zwei Glieder des Raths und die fünf Savi des Festlandes widersetzten sich vergebens, indem sie erinnerten, die Schrift habe gar kein amtliches Zeichen; der Waffenstillstand sei ja um acht Tage verlängert; man müsse doch auch die Rückkehr der an Bonaparte Abgeordneten erwarten. Indessen verzögerte sich nur die Vollziehung des Beschlusses um vier Tage. Unterdessen ließ man die Sklavonier ihre Waffen im Zeughause abgeben und einschiffen und die Flotille ebenfalls entwaffnen.

Endlich am 12. Mai ward der große Rath versammelt. Es erschienen, sagt man, fünfhundert und siebenunddreißig Glieder; also wäre der Rath nicht einmal gesetzlich vollständig gewesen. Der Duca, verworren und beklemmt, stellte die Lage des Staats mit pathetischer Beredsamkeit dar. Man las einen langen Bericht über die zu nehmenden Maasregeln. Ein Redner übernahm es, die Vorschläge noch weiter auseinanderzusetzen. Während seiner Rede hörte man ein paar Flintenschüsse vor dem Palast. Einige sagten, sie kämen von Leuten aus dem Volke, um den großen Rath zu schrecken; Andre, die Sklavonier brennten ihre Flinten ab, weil sie sie eben abgeben müßten. Aber die Verwirrung, welche durch jenen Knall nun im ganzen Saale entstand, war unbeschreiblich. Jeder glaubte, es sei nun daran, daß man alle Nobili niedermachen werde. Die Glieder des großen Raths sprangen von ihren Sitzen auf und schrien: „abgestimmt! abgestimmt!" Fünfhundert und zwölf Stimmen waren für den Beschluß, der das Leben der venedischen Republik endete, zwölf dagegen und fünf null.

Der große Rath eilte hastig von einander. Die Erschrockensten flüchteten sogleich ihren Wohnungen zu; einige Personen blieben beim Duca, und die alte Regierung war aufgelöset, ohne daß man etwas Anders an deren Stätte hatte. Das Volk vor dem Palast schrie durch-

einander: „Es lebe die Freiheit! Es lebe St. Markus!“ Nun Ungebundenheit überall. Der Pöbel fing an hin und wieder zu plündern, besonders in den Häusern derer, die im Verdacht waren, an der Revolution Theil gehabt zu haben. Der Unfug dauerte bis in die Nacht. Erst gegen zwei Uhr Morgens brachte man einige Mannschaft unter Gewehr zusammen. Zweihundert Soldaten, auf die Rialto-Brücke gestellt, gaben gegen einen auf sie anrückenden Volkshaufen Feuer. Einige Kanonenschüsse zersprengten den Haufen. Ungefähr zwanzig Menschen blieben todt. Folgenden Tags verkündete ein Anschlagzettel Todesstrafe gegen jeden Frevler an der nun vollendeten Revolution.

Es ward eine Munizipalität von sechszig Personen gewählt, worunter nur zehn Patrizier waren. Am 16. Mai holte, mit vieler Festlichkeit, eine Flotille ungefähr dreitausend Mann Franzosen vom festen Lande. Sie wurden auf den St. Markusplatz ausgeschifft und von einem Theile des Volks mit lärmender Freude empfangen, während das düstere Schweigen vieler Andern noch beredter war, als das Jauchzen.

In den ersten Tagen nach Auflösung der alterthümlichen Aristokratie wurden die Gefängnisse der Inquisition zerstört, dreifarbige Kokarden vertheilt, das goldene Buch unter Feierlichkeiten am Freiheitsbaume verbrannt und ähnliche Dinge im Geschmack jener Zeit gethan.

16.

Vernichtung des venedischen Staats.

An demselben Tage, da die vom festen Lande gerufene französische Besatzung in Venedig einzog, hatten die Abgeordneten der Republik mit dem Oberfeldherrn Bonaparte zu Mailand den Friedensvertrag abgeschlossen. Zwar dieser war demüthigend gewesen. Er stellte die Aufhebung der erblichen Rechte der Aristokratie fest, die Entrichtung von drei Millionen baaren Geldes Brandschatzung an Frankreich und eben soviel an Werth in Schiffsmunition, Uebergabe von drei ganz ausgerüsteten Kriegsschiffen und zwei Fregatten, desgleichen von zwanzig Gemälden und fünfhundert alten Handschriften. Es war auch festgesetzt, daß eine französische Besatzung, so lange es die neue Regierung wünsche, in Venedig sein, den Staatsinquisitoren, dem Befehlshaber von Lido und Andern, die sich des Mordes der französischen Soldaten schuldig gemacht hätten, Verzeihung ertheilt, und wegen Gebietsaustauschungen zwischen beiden Republiken Frankreich und Venedig Uebereinkunft getroffen werden sollte. Aber doch war noch immer wenigstens das Dasein dieser Republik förmlich anerkannt.

Wie nun die Gesandten mit dem Vertrage nach Venedig kamen, fanden sie schon Alles verwandelt. Es war kein großer Rath mehr vorhanden, der über Annahme oder Verwerfung des Vertrags berathschlagen konnte. Die provisorische Munizipalität indeß genehmigte ihn, ohne sich darum zu bekümmern, ob sie das Recht habe. Sie war ihrer Natur nach nur eine Ortsbehörde; doch maßte sie sich gern das Recht der alten Regierung an. Dafür aber erkannten

sie die Städte des Festlandes nicht an und wiesen ihre Aufträge zurück. Man hatte drei Millionen baares Geld an Frankreich versprochen, und die Franzosen forderten nun statt dessen fünf Millionen. Man mußte zahlen und gezwungene Anleihen machen. Der Herzog von Modena hatte sich mit seinem Schatze nach Venedig geflüchtet; nun umringte man sein Haus und entführte ihm 190,000 Zechinen, um der Armee Genüge zu thun.

Alles dies brachte Gesetzlosigkeit, Verwirrung und Niedergeschlagenheit hervor. Man sah durch Machtsprüche Frankreichs altvenedische Provinzen dem Gebiet des cisalpinischen Freistaats einverleiben, ohne daß von Entschädigungen für Venedig die Rede war. Man zitterte für die Zukunft, für Beibehaltung der Freiheit selbst. Die Munizipalität beschloß endlich sogar Einverleibung Venedigs in die cisalpinische Republik. Aber auch darüber behielt die französische Regierung ein verdächtiges Schweigen bei.

Endlich ward der Friedensvertrag von Campo Formio kund und enthüllte Venedigs Schicksal. Das Gebiet dieses Staats ward zwischen Frankreich, Oesterreich und Cisalpinien getheilt. Venedig, die Hauptstadt selbst, mit Istrien, Dalmatien und andern Landstrichen, ward an Oesterreich gegeben. Verzweiflung und Wuth herrschten zu Venedig; aber es war ein ohnmächtiges Jammern. Die Franzosen entführten die venedische Flotte, die Vorräthe des Zeughauses, die ehernen Rosse, welche einst Dandolo als Siegesbeute aus der Eroberung Konstantinopels in seine Vaterstadt gebracht hatte.

Am 18. Jänner 1798 räumten die Franzosen Venedig. An demselben Tage rückten die Oesterreicher ein. Der ehemalige Prokurator Francesco Pesaro, eben derjenige, welcher noch vor Kurzem gesagt hatte, er wolle die Freiheit in der Schweiz suchen, — er erschien wieder in seinem Vaterlande als — österreichischer Regierungs-Kommissär. Er war es, in dessen Hände die alten Magistrate Venedigs den Eid der Treue gegen den deutschen Kaiser ablegen mußten. Auch der letzte Duca Venedigs, Mantni, mußte vor ihm erscheinen. Als dieser seinen in einen kaiserlichen Kommissär verwandelten Mitbürger sah, erblaßte er und sank ohnmächtig zu Boden.

So verschwand die alte Republik Venedig, nach einem Dasein von mehr denn tausend Jahren, durch die Gleichgültigkeit des Volks gegen das Vaterland, durch die Schlechtigkeit der Vornehmen, durch die Untüchtigkeit der Regierung und durch die Verhöhnung alles Völkerrechts von Seiten eines ungroßmüthigen Siegers aus der Reihe der europäischen Staaten, Andern eine furchtbar belehrende Warnung!

Mannigfaltiges.

Aus Frankreich.

Entwickelung und gegenseitiges Verhältniß der ministeriellen und der Oppositions-Partei. — Erinnerungen an den National-Convent. — Aufschlüsse über den achtzehnten Fructidor.

Die nachstehenden Beiträge zu einer pragmatischen Geschichte der französischen Staatsumwälzung sind einem merkwürdigen Buche enthoben, worin man sie nicht leicht suchen würde. Die so eben erschienenen Mémoires historiques sur la vie de Mr. Suard, sur ses écrits et sur le XVIIIme siècle, par *Dominique Joseph Garat* (2 Tomes. Paris, Belin. 1820. 8.) enthalten in der That ungleich wenigere Nachrichten vom Leben des Hrn. Suard, als eine Reihenfolge geistreicher und höchst anziehender Schilderungen der Dinge und Menschen, deren Vereinbarung das Ganze bildet, welches man, mit Hinsicht auf Frankreich zunächst und die von diesem Lande ausgegangenen Wirkungen, das achtzehnte Jahrhundert zu nennen gewohnt ist. Diesen Schilderungen dient das Leben des Hrn. Suard als eine Rahme, die dem Gemälde wohl ansteht und ihm auch zur Zierde gereicht, weil dieser beständige Sekretär der französischen Akademie nicht allein jenen ganzen denkwürdigen Zeitraum im Umgange und gutentheils in vertrauter Freundschaft mit allen seinen Koryphäen durchlebt hat, sondern weil auch je die schönsten Blüthen desselben sich in seinem Geiste, in reinerm Glanze, und von den Schlacken jeglichen Uebermaaßes gleichsam gereinigt, darstellten. Dieser Vorzug war das Ergebniß eines höchst edeln sittlichen Karakters und einer bescheidenen Mäßigung, welche allezeit die Gefahren vermieden hat, wo die Gewalt der Umstände sie zur Schwäche machen und alsdann aus der glücklichen Stellung verdrängen konnte.

Dem Freunde und Biographen des Hrn. Suard ist dieser letztere Vortheil nicht zu Theil geworden. Wenn Hr. Garat an Scharfsinn, an Geschmack und an umfassenden Kenntnissen dem Hrn. Suard zur Seite stehen kann, wenn die aus diesen Eigenschaften hervorgehende Mäßigung in Denkart und Karakter ihm hinwieder auch eigen war, so ist er hingegen nicht, wie dieser, dem öffentlichen Leben des Staatsmannes fremd und auf dasjenige des Akademikers und Schriftstellers beschränkt geblieben. Die öffentliche Laufbahn des Hrn. Garat begreift die schwierigsten Epochen der Revolution, und seine Stellung in denselben mußte ihn unvermeidlich großem und vielfältigem Tadel aussetzen; einem Tadel nämlich, welcher ohne Ausnahme alle damals vorragenden und handelnden Personen, in mehr oder minderm Grade und in verschiedentlichem Sinne, treffen muß, dem aber, wenn es um die persönliche Würdigung der Einzelnen zu thun ist, jene so oft und so leicht vergessenen Dienste Wage halten sollen, welche sie mit vieler Anstrengung, mit großer Aufopferung und unter Gefahren leisteten, die denen unbekannt geblieben sind, welche es gerathener fanden, ihre Kräfte gegen den Sturm der Wellen nicht zu versuchen und dieselben vielmehr einer ruhigern Zeit aufzubewahren.

Wenn viele Zeitgenossen dem einseitigen Urtheile huldigen, so wird die gerechte Nachwelt den billigern Maasstab anwenden, und diesen darf Hr. Garat nicht scheuen. Ihm verdanken wir aber auch einen reichen Schatz von Materialien der Zeitgeschichte, zumal derjenigen Begebenheiten, an welchen er selbst Theil genommen hat (quorum pars fuit). Sie sind meist in periodischen Schriften und Tagblättern niedergelegt, die für unsere Zeiten Archive bilden, welche, ihrer Oeffentlichkeit unerachtet, in der That doch, ihrer Masse und Beschaffenheit wegen, leider nicht weniger schwer zugänglich und benutzbar sind, als manche verschlossene Archive. Als Deputirter bei der konstituirenden Nationalversammlung hat Hr Garat im Journal de Paris die Verhandlungen derselben und viele eigene Aufsätze geliefert. Im Jahr 1793, nachdem er Justizminister zu sein aufgehört hatte, eröffnete er ein neues Tagblatt, die Feuille de salut public, welches aber bald des

Moderantismus beschuldigt wurde und in andere Hände überging. Während des größten Terrorismus war Hr. Garat Mitstifter der École normale und seine Vorträge an derselben sind in den Denkwürdigkeiten dieser Anstalt (Leçons et débats de l'école normale) abgedruckt. Zur Zeit des Direktoriums ist er einer der vorzüglichsten Mitarbeiter des Tagblattes la Clef du cabinet gewesen. Eine größere Schrift über die ersten Zeiten der Revolution und die Darstellung seiner Theilnahme an ihren Ereignissen geben die 1795 erschienenen und auch ins Deutsche (einzeln sowohl, als in den Beiträgen zur Geschichte der französischen Revolution) übersetzten Mémoires sur la révolution, ou Exposé de ma conduite dans les affaires et fonctions publiques. Im Senat conservateur war Hr. Garat, als Ideologe, in des Kaisers Ungnade gefallen und darum auch in den hundert Tagen nicht in die Pairskammer gewählt worden; das Departement der obern Pyrenäen, wo er Grundeigenthum besitzt (er ist zu Ustarits ums Jahr 1760 geboren) ernannte ihn in die Repräsentantenkammer, und die Reaktion im J. 1815 hat durch seine Ausschließung vom Institut, welchem er mehr Ehre brachte, als der gelehrte Verein ihm bringen konnte, unedle Rache geübt.

ll.

Die ministerielle und die Oppositions-Partei in Staaten, deren Grundgesetze vom Stellvertretungssystem ausgehen.

Vor allem, dünkt mich, muß bemerkt werden, daß die Namen ministerielle Partei und Oppositions-Partei zu unbestimmt sind, um richtige Begriffe zu geben und Irrthümer abzuwenden.

Zuverläßig wird man überall in verfassungsmäßigen Staaten die Minister, mögen sie sein, wer sie wollen, ungefähr ein gleiches Verfahren und System befolgen, den gleichen Gang nehmen sehen: hinwieder wird man bei den Häuptern der Opposition überall ungefähr gleiche Maximen, gleiche Ansichten und auch einigermaßen die gleiche Sprache finden; wenn beide ihre Stellen austauschen, was öfters geschieht, so werden die Minister den Geist der Opposition, und die Häupter der Opposition den Geist des Ministeriums annehmen; es sind nicht die Menschen, welche sich alsdann verändert haben; denn so beweglich sind diese nicht, so beweglich sie übrigens auch sein mögen: ihre Stellung einzig nur hat sich verändert.

Die Naturforscher haben recht gut eingesehen, daß die so mannigfachen, aber eben so standhaften als unwandelbaren Gesetzen unterworfenen Bewegungen des Weltalls von einer ersten unveränderlichen Ursache ausgehen müssen. Wer den sich jederzeit ungefähr gleichbleibenden Geist im Ministerium und in der Opposition beobachtet, der muß hinwieder auch die Ueberzeugung schöpfen, daß, was in beiden standhaft und unwandelbar erscheint, den Stellen und nicht den Menschen angehört; ganz zuverläßig verhält es sich also.

Der erste dieser beiden Geister ist nicht der des Ministeriums, sondern derjenige der Gewalt; der zweite hinwieder ist nicht der Geist der Opposition, sondern derjenige der Freiheit.

Die Freiheit und die Gewalt, diese sind die zwei stets mehr oder minder in Opposition oder einander gegenüberstehenden Mächte. Ihr Widerspruch geht keineswegs aus ihrer Natur hervor, und sie können auch nicht eine ohne die andere bestehen; ihre Bedürfnisse hingegen sind öfters sehr verschieden; jede fühlt die ihrigen lebhafter, und aus dieser einzigen

Verschiedenheit ergeben sich, auch ohne feindselige Plane und Absichten, Streithändel, die beständig andauern, und Kriege, welche sich öfters erneuern.

Eine bloße Modifikation der nämlichen Ursache trägt wesentlich zur Erweiterung des Feldes und der Anzahl ihrer Streitigkeiten bei.

Das Dasein der menschlichen Gesellschaften ist, wie dasjenige der einzelnen Menschen, mit den drei Abtheilungen jenes metaphysischen Wesens, welches die Zeit heißt, verknüpft, der Vergangenheit, der Gegenwart und der Zukunft. Die Gegenwart hat ihre eigenthümlichen Bedürfnisse, und diese sind es, für welche die Gewalt vorzugsweise zu sorgen hat; die Zukunft, obgleich sie noch nicht vorhanden ist, hat die ihrigen, über welche die Freiheit wacht, von der sie vorausgefühlt werden; die Vergangenheit, welche nicht mehr vorhanden ist, und darum auch keine Bedürfnisse mehr hat, übt allezeit eine große, und nur allzuoft die größte Herrschaft.

Dies sind die Quellen, von denen jene zwei so hartnäckig gegen einander stehenden Geister der ministeriellen und der Oppositions-Partei ausgehen; sie mögen passender der Geist der Gegenwart und der Gewalt, der Geist der Freiheit und der Zukunft heißen.

Um ihre Karakterzüge richtiger aufzufassen und genauere Beschreibungen von ihnen zu erhalten, als die sie selbst von einander wechselsweise liefern, gibt es ein einziges Mittel: man muß sie in ihrem Entstehen beobachten.

Die Vergangenheit ist es, von der wir Alles erhalten; sie scheint Alles gefühlt, gesehen, überdacht, für alle Zeiten eingerichtet zu haben; und sie hat in der That nicht bloß Alles angefangen und befördert, in den nützlichen und in den schönen Künsten, in den Wissenschaften, in der Sittenlehre, in den Gesetzen; sie hat für alle Fächer Beispiele, Muster und Vorschriften geliefert; Vorschriften, die befolgt werden müssen, Beispiele, welche nachzuahmen rathsam ist, Vorbilder, die allezeit Vorwürfe des Studiums sein werden, auch alsdann noch, wenn sie Vorbilder zu sein aufgehört haben. Aber stolz auf ihre Schöpfungen, in denen mehr Schönheit als Verstand angetroffen wird, und die auch nicht alle gleich schön sind, hat sie, mit der Anmaßung, das menschliche Geschlecht zu erleuchten, nicht zufrieden, dasselbe auch auf dem Punkte, wohin es von ihr geführt ward, still zu stellen verlangt. Allen ihren Gesetzen ist das Verlangen der Unabänderlichkeit aufgedrückt; ihre Lehrsätze machen auf Unfehlbarkeit Anspruch; und ihre Ansprüche sowohl, als was sie wünscht, spricht sie als Befehle aus. Wenn sie Aenderungen gestattet, so geschieht es unter Umständen, die sie vorausgesehen hat, und unter Bedingnissen, die von ihr vorgeschrieben wurden; sie hat als Alleingebieterin zu den andern Abtheilungen der Zeit, von der sie doch selbst nur einen Theil bildet, gesprochen. Sie ist insonderheit eine große Stifterin von Staatsverfassungen in sehr verschiedener Gestaltung gewesen. Tempel, Altäre und Priester; Paläste, Thronen und Könige; alles, was angebetet und angerufen wird, was man verehrt und was man fürchtet, das ist Schöpfung der Vergangenheit; ihre Abstam-

mung von Jahrhunderten scheint eine Abstammung vom Himmel zu sein. Gleichartig mit all' diesen Abstammungen ist die Abstammung der Gewalten und die der ministeriellen Parteien.

In den nämlichen Zeiten, wo eine umfassende Gelehrsamkeit eifrig bemüht ist, diese bewährten Ueberlieferungen zu sammeln, zu erklären und fester zu gründen, sind andere, durch Nachdenken mehr als durch Gelehrsamkeit erleuchtete Geister — solche, die, was zweifelhaft ist und also Irrthum sein kann, nicht ertragen mögen — beschäftigt, das glänzende Erbgut der Vergangenheit sorgfältig zu prüfen; sie stellen darüber genaue Rechnung und wollen es nur mit Vorbehalt der Untersuchung für das Menschengeschlecht annehmen; nun selbst hinwieder auch stolz darauf, sich mit soviel Geistesgröße gemessen zu haben und nicht hinter derselben zurückgeblieben zu sein, verweigern sie weiterhin, unsere Pflichten, Rechte und Gesetze aus den nur allzuoft täuschenden Quellen der Geschichte herzuleiten, und sie weisen hingegen auf die Quellen der Natur hin, welche diejenigen nie trügt, die sie befragen und verstehen können; daß in mancherlei Fächern die Vergangenheit die Sachen in ziemlich gutem Zustande überliefert hat, genügt ihnen nicht mehr; auch der langsame Fortschritt vom Schlimmen zum Guten und vom Guten zum Bessern mag sie nicht befriedigen; ihre Gedanken haben Flügel; sie möchten gern auch den Gesetzen ihre Flügel leihen. So erzeugt sich, was in der konstitutionellen Sprache die Opposition heißt.

Nachdem die wahren Quellen der Opposition und des Ministeriums in jedem verfassungsmäßig regierten Staatskörper also erkannt und bezeichnet sind, müssen damit hinwieder auch ihre Karaktere, ihre Pflichten, ihre Reden, ihre Verhandlungen zum Voraus und gar viel zuverläßiger bezeichnet sein, als die Sprache und das Betragen jener Theaterfiguren sind, welche ein genialischer Mensch der Natur und Geschichte gemäß handeln und sprechen läßt.

Sobald eine erste Magistratsperson oder ein König erwählt ist, so wird derselbe, da er Alles selbst zu thun, weder den Willen, noch die Kraft, weder die Fähigkeit, noch die Pflicht hat, hinwieder seine Minister wählen; sie gehören ihm an, weil er sie ernennt, um für ihn und statt seiner zu handeln. So lange er dieselben nicht entfernt oder sie sich nicht zurückziehen, muß man in ihnen, nicht zwar den König, wohl aber die ganze ihm zustehende Gewalt erblicken; sie sind ihm durch die zwei heiligsten Pflichten, welche es auf Erden gibt, durch die Pflicht des Eides und durch die Pflicht der Dankbarkeit verbunden. Von ihnen etwas Anderes erwarten, hieße als Vollzieher der Gesetze solche Menschen wollen, welche sich die Verletzung des Heiligsten zum Verdienste rechnen.

In den Ministerien, welche gewissermaßen Fideikommisse der Gewalt und der Thronhandlungen heißen können, ist es die Gegenwart, und in der Gegenwart sind es zunächst die königlichen Vorrechte, die den ersten Organen des Königs anvertraut sind. In den Augen der Minister werden diejenigen Gesetzvorschläge und Vollziehungs-Maasnahmen jederzeit den Vorzug haben, durch welche jene Vorrechte am meisten gewinnen oder am wenigsten verlieren.

Diese Hingebung grenzt an mehr als ein Uebermaas; sie grenzt auch wohl an mehr als ein

Verbrechen; aber ihre Quelle oder ihr Grundsatz ist rein, und alles, was sich heimlich davon entfernt, ist schändlich, auch alsdann noch, wenn es auf Freiheit und Wohlfahrt des Menschengeschlechts berechnet wäre, und wenn ihm allgemeiner Dank und Beifall zu Theil würden. Dies ist das Verhältniß aller Ministerien; so sind alle Minister beschaffen.

Würde man ihre Lage besser erkannt haben, so hätte man, in jedem Fall, ihre Reden und ihre Handlungen kaltblütiger und billiger beurtheilt, und ehe man sie strafbar erklärte, den Ausspruch der Gerichte abgewartet.

Es sind jedoch weniger ihre Handlungen, als vielmehr gewisse, in ihren Umgebungen übliche und geläufige Maximen, welche die Namen Minister und Ministerien unter den freien oder nach Freiheit strebenden Völkern verdächtig gemacht haben.

So lange der Despotismus sich auf Rasereien und tolle Streiche beschränkte, blieb, wofern man ihn nicht fesseln oder zerbrechen konnte, das Schweigen allein übrig. Als er Grundsätze (Dogmen) verlangte, fanden sich bald auch Gelehrte, welche solche abfaßten, Tempel und Priester zum Predigen derselben, und Große, die ihnen Verehrung bezeugten; wie vor den Stufen des Altars, so bogen sich vor den Stufen des Throns jegliche Knie. Da geschah es dann aber auch, daß zum erstenmal die kraftvolle und starke Stimme jener Opposition gehört ward, deren Bestimmung ist, allen Gewalten der Throne und der Minister die Wage zu halten; ihre Stimme war die Stimme der Natur selbst. Man rief ihr entgegen: die Grundsätze der Natur seien von denjenigen der Staatsgesellschaften verschieden; obgleich nun aber alle Verfassungen, welchen Ursprung und welche Formen sie auch haben mögen, in der That nur gute oder schlechte Gesellschafts-Einrichtungen sind, so war den Philosophen jedoch nie zu Sinn gekommen, für Anwendung der politischen Theorien reinen Tisch zu machen, wie jene kühnen Metaphysiker für die Theorien des Erkenntnißvermögens gethan haben, wodurch sie den menschlichen Geist so rühmlich und glücklich, gleichsam in einem Siegeswagen, der nie umwirft, auf sicherer Bahn zur Entdeckung aller erreichbaren Wahrheiten hinführten.

In ihren Theorien des Denkens haben sie sehr richtig ausgesprochen, dieselben hätten nichts mit dem, was vor ihnen gewesen ist, und eben so wenig mit dem, was nach ihnen kommen würde, zu thun; in den Einrichtungen der Staatsgesellschaft hat aber auch Niemand besser als sie eingesehen, daß alle Zeitfolgen meist unter einander durch eine Folgenreihe von Rechten vereinbart sein können, welche die Gegenwart von der Vergangenheit erhalten hat und die sie der Zukunft hinwieder zu überliefern auf so lange verpflichtet ist, bis dieselben durch freiwilligen Vertrag zum gemeinsamen Vortheile Aller erlöschen.

Von dieser Klugheit und Umsicht auf dem höhern Standpunkte ihrer Ansichten geleitet, haben jene Männer von großem Geiste, die während der Staatsumwälzungen zu Rathgebern der Nationen berufen wurden, den neuaufgeführten Gesellschafts-Einrichtungen so mancherlei Bestandtheile, Ansprüche und Rechte einverleibt, welche Ergebnisse der Zeit vielmehr, als der Natur, gewesen sind, hinwieder aber auch durch Vernunft und Recht anerkannt werden, weil

die Zeit, die ihre Erzeugerin war, sie durch lange Ueberlieferungen mit den heiligsten und unverletzbarsten Rechten der Nation vermengt und vereinbart hat. Die Verfassung Großbritanniens ist voll davon; und es hat diese Behutsamkeit mehr Vortheile als Stürme gebracht. Es mag nunmehr eine nähere und anwendbare Vergleichung zwischen dem allgemeinen Geiste des Ministeriums und dem allgemeinen Geiste der Opposition ohne Schwierigkeit vorgenommen werden.

Eine erste, doch bloß geschichtliche Bemerkung ist diese, daß die Opposition den Grundgesetzen (Konstitutionen) lange voranging und daß diese auch vollends ihr Werk sind. Eine zweite macht aufmerksam, daß, wenn die Minister durch die Könige ernannt werden, die Könige hinwieder öfters durch die Opposition ernannt worden sind, und daß Könige, Minister und Opposition gleichmäßig den Grundgesetzen untergeordnet sind.

Mit Streithändeln aller Art unaufhörlich beschäftigt und verpflichtet, solche Schritt für Schritt zu verfolgen, täglich und stündlich Weisungen und Entscheidungen darüber zu ertheilen, muß ein Minister die beständige Ueberzeugung haben, daß gesetzliches Recht ihn allein nur leiten kann, daß Alles durch ältere Urkunden bestimmt ist, daß sein Hauptgeschäft darin besteht, die Gesellschafts-Verhältnisse so zu erhalten, wie sie ihm übergeben wurden, und daß er sehr strafbar werden kann, wenn er nicht sogar auch die seiner Obsorge anvertrauten Mißbräuche, welche seine Vernunft mißbilligt und die seinen Gefühlen wehe thun, aufs kräftigste unterstützt.

Für ein Mitglied der Opposition geht die höchste Pflicht aus seiner innern Ueberzeugung, für ein Mitglied des Ministeriums geht dieselbe aus seiner Stelle hervor; sollten Ueberzeugung und Gewissen beim letztern in zu großes Gedränge kommen, so darf er seine Stelle nicht annehmen oder nicht behalten.

Wie ausgedehnt immerhin die königlichen Vorrechte sein mögen und über wie große Summen auch die Staatsverwaltung verfügen kann: die ausübende Gewalt wird allezeit noch Widerstand von mehr als einer Art zu bekämpfen haben, und die Mittel zur Ausführung nützlicher oder rühmlicher Arbeiten werden ihr öfters noch fehlen. Auch rechtschaffene und talentvolle Minister können darum selten nur stark und reich genug und mit den unentbehrlichen Mitteln versehen sein, um den Gesetzen schnellen, allgemeinen und willigen Gehorsam zu verschaffen.

Die Minister mögen sich nur innerhalb der Schranken ihrer Befugnisse bewegen, und diese Schranken kommen großen Geistern oft zu enge vor; selbst solche, denen davor schaudert, sie umzustürzen, würden dieselben doch gern zurückschieben lassen. Die Geschichte bezeugt, daß mehr als ein Minister seine Pflichten verletzt hat, um seinen Tugenden ein weiteres Feld zu öffnen.

Endlich dann liegt auch die Macht des Thrones, obgleich verschieden von derjenigen der Minister, doch stets in ihrer Hand, und es ist natürlich, daß sie allezeit geneigt sind, den Glanz desselben, von dem der Schimmer auf ihre Personen zurückfällt, zu vermehren.

Die Bürger und die Glieder der Opposition fühlen sich hinwieder auch, wie die Minister, in dem durch die Gesetze um sie gezogenen Kreise allzubeengt.

Die Gewalt und die Freiheit haben beide gleichmäßig im Staatskörper ihre eigenthümlichen Schranken, und jede erträgt ihre eigenen mit Ungeduld, während die der andern ihr nie eng genug gezogen erscheinen; man möchte frei und mächtig sein ohne Gesetze, und um das Gefühl, daß jenes ohne diese nicht möglich sei, stets vorherrschend zu erhalten, sind Tugenden erforderlich, die bei Fürsten, Ministern und Bürgern nur allzuselten angetroffen werden.

Was der Gewalt ein höheres und heiligeres Ansehen verleiht, liegt darin, daß, wofern sie in ihrem Ursprunge und in ihrer Anwendung gesetzlich ist, sie die Rechte Aller schützt und den Wohlstand Aller erhält; was die Ansprüche der Freiheit, die mit denen der Menschheit zusammentreffen, noch heiliger macht, ist dieses, daß die Freiheit, wie der Mensch, Ergebniß der Natur ist, daß die Gewalt nur aus der Freiheit hervorgeht und aus denjenigen Theilen ihrer Unabhängigkeit, welche die Einzelnen dem Gemeinbesten zum Opfer brachten; und weil, wofern die vorbehaltenen Theile der Freiheit auch nur in einem Einzigen angegriffen werden, dieselben in Allen bedroht sind.

Dieser für jeden, der nicht blind ist, einleuchtende, und für alle, die nicht Tirannen oder Sklaven sind, ehrwürdige Grundsatz ist es dann, welcher die Opposition leicht verleiten mag, sich das Ansehen eines Uebergewichts zu geben, das ihr nicht zustehen kann; einen gewissen Uebermuth zu äussern, der für Könige und Minister beleidigend ist; Ephoren, Tribunen, Volksvertreter, alle haben sich dies zu Schuld kommen lassen, und sie haben dafür nur allzuoft mit dem Leben gebüßt; niemals aber konnte die Gewalt glauben, daß ihnen zu viel geschehen sei.

Die Macht der Gewalt, wofern sie nicht gerade mit den Reichen im Streit liegt, vereinbart sich natürlicher den Reichen, als den Armen; und aus dem gleichen Grunde wählt sich die Opposition ihre Vertheidiger lieber aus der verlassenen Partei der Armen; je heiliger aber das Verhältniß dieser letzteren ist, desto mehr sind ihre Vertheidiger den hartnäckigsten Beschuldigungen ausgesetzt.

Es mögen die Stellvertreter des Volks mit noch so angestrengten Kräften der Vernunft, der Sittlichkeit und der Beredsamkeit, die Heiligkeit des Eigenthums und die Vorrechte der Krone verfechten, um jene, wo möglich, noch heiliger und diese noch unverletzbarer zu machen; sie werden sich damit dem Verdachte nicht entziehen, Feinde des Thrones, wie des Eigenthums, zu sein, und nur des günstigen Augenblicks zu harren, wo eine neue Gütertheilung könne erzielt und wo die Monarchie zur Republik möge umgeschaffen werden.

Diesen Kämpfen der rivalisirenden politischen Gewalten, zu denen es an Veranlassung oder Vorwand nie gebricht, gesellen sich annoch persönlicher Ehrgeiz und Ruhmsucht hinzu, welche ihnen alsdann die Heftigkeit gelehrter Kämpfe und ihren Haß mittheilen.

Dem Ministerium stehen mehr als genug Mittel zu Gebote, um sich alle jene Unabhängigen dienstbar zu machen, welche ihre Unabhängigkeit nicht eingebüßt zu haben glauben, wenn sie

dieselbe recht theuer verkauften. Die Opposition, wenn sie beim Abstimmen auch jederzeit unterliegt, mag desto leichter den Sieg der Beredsamkeit erringen; denen, welche sich gegen die Gewalt auflehnen, kommt der Ruhm von selbst entgegen. Der Vertheidiger der Rechte des Volks wird diesem jederzeit als der Erste und Größte unter den Menschen erscheinen; er wird nicht selten auch von den aufgeklärtesten Richtern und von den Orakeln des Geschmacks gleichmäßig beurtheilt werden; denn seine Sache ist in der Darstellung unvergleichlich viel schöner; sie ist oder sie scheint wenigstens die Sache der Unterdrückten gegen die Unterdrücker zu sein. Aus der Tiefe des Menschenherzens geht beständig eine gewisse klagende Stimme hervor, welche mitten durch die Schaaren der Unglücklichen auf Erden unablässig Gerechtigkeit fordert, entweder von den Mächtigen gegen die Minister, oder vom Himmel gegen die Mächtigen; diese Stimme ist es, welche die Opposition von den Rednerbühnen der Nation herab wiederhallen läßt, und keine rednerische Wirkung entsteht ihrem pathetischen Aufruf.

Wenn jedoch die Sache der Minister, welche stets wie auf dem Schemelchen im Gerichtshof der Nation sitzen, Siege der Beredsamkeit zu erringen weniger geeignet ist, und wenn ihre Talente durch sie weniger begünstigt werden, so erheischt dieselbe hingegen gewisse Einsichten in einem höhern Grade, und es kann die Beredsamkeit mit ihren Alles hinreissenden Bewegungen hinwieder selbst durch eine einzige lichtvolle Idee, durch eine einzige Thatsache stillgestellt werden; sie war so eben noch erhaben, und läuft jetzt Gefahr, lächerlich zu werden. Die Stärke der ministeriellen Redekunst beruht nicht auf einem kühnen Anlaufe und auf einem kräftigen Schwunge; sie liegt in der von Montaigne so bewunderten Kraft des kurzen und treffenden Ausspruchs (arrêt court et net).

Deswegen aber und weil in einer Verwaltung Alles positiv ist, darf man nicht glauben, daß die Ansichten eines Ministers nothwendig auch jederzeit nur klein und beschränkt sein müssen. In jeder Verfassung finden sich mancherlei Triebfedern; um sie in Bewegung zu setzen, müssen Auge und Hand dieselben alle gleichzeitig berühren. Der Volksredner bedarf nur des Nachdenkens und der Rede; der Minister des Königs muß denken, reden und handeln; während das Genie des Erstern aus zwei Talenten gebildet ist, bedarf das Zweite deren drei, und es müssen zuweilen für eine einzige Rechenschaft der Verwaltung alle drei gemeinsam angewandt werden. Die Momente dieser Rechenschaften, wofern die Minister den Gesetzen treue Folge geleistet haben, sind im Leben der Staatseinrichtung die Augenblicke ihrer schönsten Siege.

Es erhellet nun aus dem Vorstehenden bereits schon, daß die ersten Quellen alle Zwiste, die sich zwischen der Opposition und dem Ministerium ergeben, so wie der Ursachen, welche dieselben allezeit erneuern, aus der Natur der Gewalt und aus derjenigen der Freiheit hervorgehen; die bedeutsamsten dieser Ursachen sind jedoch die, welche aus der Verschiedenheit der Bedürfnisse der Gegenwart und der Bedürfnisse der Zukunft hervorgehen.

Die Gegenwart stellt sich jederzeit als das dringendste dar; und sie ist es, die zunächst unter der Herrschaft der Minister steht; denn, genau genommen, bezieht sich die Verwaltung nur auf

die Gegenwart; aber diese Verwaltung geschieht unter der Aufsicht, Zensur und Kontrolle der Opposition; der eine Theil hält seine Hand über denjenigen Zeitabschnitt ausgebreitet, welcher unter den dreien der heiligste ist, weil in ihm sich alle Genüsse und alle Entbehrungen, alles Schlimme und alles Gute vereint findet; das Auge beider Theile ist hinwieder gleichmäßig auf denselben gerichtet.

Den Ministern liegt der Beweis ob, daß Alles gut gehe und das Alles noch besser gehen würde, wenn sie mehr Macht und mehr Geld hätten; diesen Beweis aber können sie auf eine ihrem Karakter und ihren Einsichten Ehre machende Weise einzig nur durch eine treue und umfassende Darstellung der Verhältnisse des Staatskörpers leisten. Die Glieder der Opposition ihrerseits lassen sich keine Mühe dauern, um die wirklich begangenen Fehler der Minister zu entdecken, die wahrscheinlichen anzudeuten, die menschlichen und gesellschaftlichen Verhältnissen überall anklebenden Unvollkommenheiten den Ministern schuld zu geben und sie der Unfähigkeit oder Unvorsichtigkeit anzuklagen, wofern sie nicht zu Abwendung derselben Alles gethan oder wenigstens versucht haben. Das Gemälde des Staatshaushalts wird von zwanzig Rednern in abweichend verschiedentlicher Form und Färbung vorgetragen; die ächten können jedoch sehr bald unterschieden werden. Die Gegenwart wird von allen Seiten beleuchtet und jeder Bürger mag die öffentlichen Angelegenheiten so gut wie seine eigenen kennen lernen. „Unser physischer Horizont (so drückte sich ein Mitglied des Hauses der Gemeinen aus) ist nur allzuoft mit Nebel umwölkt; unser politischer Horizont soll dafür allezeit rein und glänzend erscheinen." Wofern die glanzreichste Helle von der Oppositionsseite ausging, gelangen zuweilen ihre Häuptlinge, wie die Völker es wünschen, durch die Macht des Monarchen ins Ministerium; es ist dies ein schöner Sieg; doch gibt es noch schönere für freie Nationen und für monarchische Regierungen.

Den Jahrhunderten, die bereits schon gute Gesetze und richtige Denkweisen besitzen, stellt sich die Zukunft als ein prachtvolles Feld schöner Hoffnungen für die Menschheit dar, indem sie das allen Schöpfungen des Geistes geöffnete Feld ist. Niemand findet wesentlichen Vortheil dabei, dasselbe zu schliessen; das Gute, welches künftigen Geschlechtern vorbereitet wird, läßt den Schlendrian, die Unwissenheit und die Vorrechte unberührt; sie merken nur nicht, daß man vorwärts geht, wofern ein übereiltes Vorschreiten nicht an ihnen anstößt; es verhält sich in der gesellschaftlichen, wie in der physischen Ordnung, nur den sehr steilen Abhängen liegen Abgründe zur Seite.

Die Minister, welche sich über die Gegenwart bestimmtere, genauere und vollständigere Aufschlüsse zu verschaffen leicht und bald im Stande sind, und die auch weniger an die Zukunft denken, weil vielleicht die allernächste schon sie nicht mehr im Ministerium findet, haben über diese Zeitabtheilung gewöhnlich mangelhaftere und beschränktere Ansichten; um daher, wenn in den Rathssälen davon die Rede ist, ihren Gegnern nicht allzusehr nachzustehen, bleiben ihnen zwei Wege einzig nur geöffnet. Der erste, leichtere und gemeinere, besteht darin, von den Ansichten der Opposition wie von Dingen aus dem Schlaraffenland (Utopies), wie von Theorien

und Abstraktionen, verächtlich zu sprechen und dieselben zu verwerfen; damit beweisen sie freilich nur, daß ihnen entweder die Fortschritte der Vernunft unbekannt geblieben oder daß sie Feinde derselben sind; daß sie entweder kein Genie oder das Genie des Bösen besitzen. Das zweite, nicht allen Ministern zugängliche Mittel, wodurch aber einige derselben sich zum Range großer Männer gehoben haben, ist dieses, daß ihre eigenen Ansichten von der Zukunft an Größe denjenigen der Opposition nicht nachstehen, und daß ihre Hoffnungen hinwieder besser begründet sein mögen, indem sie sich einer Reihenfolge berechneter Unternehmungen anschliessen.

Ein solcher Minister kann sich alsdann kecklich denen zur Seite stellen, die in der Opposition den ersten Reihen einnehmen; und wenn nun dieser Minister mit dem Gesetzgeber der Jahrhunderte hinzufügt: „In der Zeit der Unwissenheit regt sich kein Zweifel, auch wenn man die verderblichsten Dinge thut; in einer erleuchteten Zeit zittert man auch dann noch, wenn man das Heilsamste unternimmt. Man fühlt die alten Verirrungen und kennt ihre Verbesserung; aber man sieht auch die Verirrungen, welche aus der Verbesserung selbst hervorgehen mögen. Man läßt das Schlimme unberührt, wenn Schlimmeres zu besorgen ist, und man behält das Gute, wenn das Bessere zweifelhaft ist; — alsdann ist der Minister in der Zukunft weiter vorgerückt, gerade darum, weil er weiter vorzurücken Scheu trägt.

Wofern er aber, statt der Folgerung, das Schlimme unberührt zu lassen, darthut, wie dasselbe verbessert werden möge, ohne das Schlimmere herbeizuführen; wofern er, statt des Rathes, man solle sich mit dem Guten begnügen, die langsamen, aber sichern Wege bezeichnet, auf denen man zum Bessern gelangen mag: alsdann wird die Bahn des Ministers um so viel schöner sein, gerade deshalb, weil sie langsamer ist. Der Zirkel des Oppositionsgeistes, wenn ich mich so ausdrücken darf, schien anfangs einen ausgedehntern Raum zu befassen: aber er berührte den Boden nur mit seinen zwei Endpunkten; der Geist des Ministers hingegen berührt alle Punkte des zwischen den zwei Armen des Zirkels inneliegenden Raumes, und er stützt sich in seinem Fortschreiten auf jeden derselben, um desto zuverlässiger den entferntesten zu erreichen.

Die Opposition und das Ministerium befinden sich jetzt nicht nur auf der nämlichen Bahn; sie stehen auf der gleichen Bahn und auf dem gleichen Punkte. Eine solche Annäherung ist vom Einklange nicht mehr fern; und wenn die Uebereinkunft geschlossen ist, wenn die Vollziehung redlich begonnen wird, so muß der langsame Gang für seine Sicherheit nicht mehr lange nothwendig sein. Der kühne Muth so vieler, durch Interessen getheilter und durch Einsicht vereinter Köpfe muß alsdann allgemein werden. Die Nationen werden die Zukunft, die ihnen bereitet wird, schon während der Vorbereitungen geniessen; diese aber werden Verbesserungen sein; sie werden eine aus der andern hervorgehen, wie die Gedanken eines guten Schriftstellers über Gegenstände, welche er durchdacht hat; es werden nunmehr Stufen der Vervollkommnung, die völlig unerreichbar erachtet wurden, auf Pfaden erreicht, die durch Einsichten und gute Gesetze zugänglich geworden sind; wenn man dieselben erreicht hat, so wird

man mit unendlicher Freude und ohne Verwunderung zu der Entdeckung gelangen, daß die Macht und die Freiheit gleichzeitige und verhältnißmäßige Fortschritte auf zwei in gleicher Entfernung nebeneinander endlos fortlaufenden Linien machen können, indem sie sich gegenseitig stets im Auge behalten, ohne ie auseinander zu stoßen oder sich zu kreuzen. Dieses wird der Triumph des Stellvertretungssystems und desjenigen der konstitutionellen Monarchien sein.

Der Nationalkonvent.

Wem die Ueberlieferungen der Zeiten und die Geschichten der Völker bekannt sind, dem muß der **Nationalkonvent** als eine eben so unbegreifliche als furchtbare, im ganzen Laufe der Geschichte einzige Erscheinung ihrer Art — sich darstellen. Die Erscheinung war allein nur im achtzehnten Jahrhundert möglich, und eine Wiederholung derselben ist nicht gedenkbar. *)

So wie der Nationalkonvent zusammengesetzt war, mußten darin unvermeidlich Verbrechen und Tugend, die aus der Sittigung hervorgehende Aufklärung und jede Rohheit der Barbarei, zu einer bisher auf der Erde unbekannten Höhe gesteigert werden; reine und mit keinerlei Raub besudelte Hände mußten bluttriefenden Händen zur Seite stehen.

Die Versammlung, welche berufen war, um Alles einzustürzen und um Alles neu aufzubauen, fand sich zusammengesetzt und vereinbarte in ihrem Schoose und in ihren Gliedern Handwerker und Fürsten, Sachwalter und Anwalte, Aerzte und Wundärzte, Schauspieler und Dichter, Magistratspersonen und Philosophen, Menschen, die kaum lesen, und Männer, die dem menschlichen Geiste für neue Fortschritte Bahn öffnen konnten; Schriftsteller, welche den Mord predigten, und Schriftsteller, welche die Abschaffung der Todesstrafe von dem Rechtsgefühle der Nationen heischten; Stände und Rangstufen, welche zuvor durch die Schranken aller Vorurtheile und jeglicher Anmaßung gesondert waren, bilden vereint und mit gleichen Rechten einen höchsten Rath von Gesetzgebern, und von Gesetzgebern, die hinwieder kein Gesetz über sich selbst haben.

Mitten aus Gewitterstürmen hervorgegangen, und weit entfernt, sie zu beschwören, nährt und vervielfältigt der Konvent dieselben vielmehr in seinen Umgebungen, wie in seinem eigenen Schoose; es scheint, als wolle er in denselben, wie die Elemente seines Daseins, so die Hebel seiner Macht gebrauchen.

Für die unbeschränkte Herrin über einen König, welcher ihr Gefangener ist, war, wofern auch dieser Gefangene und dieser König schuldig wäre, kein Bedürfniß vorhanden, ihn zu richten,

---

*) Man ist versucht, was Pascal vom Menschen gesagt hat, auf sie anzuwenden: Quelle nouveauté! quel chaos! quel sujet de contradiction! quelle *chimère* est-ce donc que la Convention, Juge de toutes choses; imbécile ver de terre; dépositaire du vrai; amas d'incertitudes; gloire et rebut de l'univers; si elle se vante, je l'abaisse; si elle s'abaisse, je la vante; je la contredis toujours jusqu'à ce quelle comprenne qu'elle est un *monstre* incompréhensible.

weil er keine Nachfolger haben sollte, denen allein nur sein Tod ein schreckendes Beispiel werden könnte. Sollte er gerichtet werden, so konnte die Versammlung Richter aus ganz Frankreich einberufen, welche die endlose Verantwortlichkeit auf sich nahmen; wenn das Urtheil gefällt war, so konnte sie, vermöge einer Macht, die nur dann höher stand, wenn sie Großmuth und Milde übte, Ludwig dem Sechszehnten das Leben und die Freiheit, Gott und das Schwert, durch deren Gnade er regiert zu haben glaubte, zurückgeben; sie konnte ihn ehrenvoll auf jene offene Grenze führen, gegen welche die für seine Sache bewaffneten fremden Mächte anrückten; die Siege, welche sie sich vom Gott der Völker und von der Kraft ihres Schwertes verhieß, konnten dadurch nur glorreicher werden. Aber nein, von allem, was sie thun konnte und thun sollte, geschieht nichts; ein Verhängniß, welches blinder ist, als je ein Verhängniß menschlicher Schicksale war, will, daß der Konvent beschliessen soll: Ludwig, welcher unverletzlich erklärt war, müsse gerichtet werden; er müsse durch sie selbst gerichtet werden; die Vollstreckung des Todesurtheils müsse beinahe im Angesicht der Richter geschehen; und aus den damit geöffneten Quellen der unheilbarsten Zwiste geht alsbald im Schooße des Konvents selbst ein die ganze Nation bedrohendes Mordsystem hervor.

Welche mannichfachen Beweise der muthvollsten Unerschrockenheit legen hinwieder, plötzlich und gleichsam begeistert, diese Männer aus dem gemeinen Volk zu Tage, welche nicht unter Kriegern, sondern in der Einsamkeit des ländlichen Aufenthalts, oder im Luxus friedlicher und begüterter Städte erzogen wurden. Sie treten nicht als die Befehlshaber der Armeen der Republik auf, aber als die Befehlshaber ihrer Generale und Anführer; sie dringen an der Spitze der Kolonnen gegen das Feuer der feindlichen Batterien an, mit dem weißen Handschuh angethan und die Stirne hoch tragend, wie die dreifarbigen Federn, welche über ihrem Hute schweben; die Karren, auf denen sie zum Schaffot geführt werden, dienen ihnen zu Rednerbühnen, und je näher sie dem Henkerbeile kommen, desto beredsamer wird ihr Mund; ihr Muth zeigt sich gleichmäßig, wie am hellen Tage und mitten unter der sie aufmerksam beobachtenden Menge, so in der finstern Ecke einer Geheimtreppe, wo ein schlechtes Messer mit stumpfer Schneide und Spitze von Hand zu Hand geht und fünf oder sechs Menschen genügt, unter denen auch Greise sind, und die sich entweder selbst den Tod geben, oder doch sterbend nur in die Hand des Scharfrichters übergeben wollten. Das blutige Haupt des Deputirten Ferraud wird auf einer Pike vor Boissy d'Anglas aufgepflanzt, und dieser Präsident des Konvents bewahrt durch den Blick der Augen, wie durch Geberde und Rede, die eines Sokrates und Kato werth sind, die Würde seiner Stelle und diejenige der Nation.

In ihren Berathungen, wo der Wortwechsel zum Streithandel wird, führen sie die Fechtdegen in den Stöcken mit sich, während das Schwert der Wahrheit oder dasjenige des Irrthums in ihren Reden zu Tage liegt. Unter der großen Menge dieser Reden findet sich vielleicht keine einzige, die das Werk eines Redekünstlers wäre, wohl aber solche, selbst unter den unvorbereiteten (improvisirten), die in erhabener Beredsamkeit keinen andern Reden alter und neuer Zeit nachstehen.

Unter der großen Zahl allezeit fertiger, von europäischen Kriegen, von Revolutionsgerichten und bluttriefenden Schaffotten gleichsam umzingelter Redner gibt es einen einzigen, welcher geflissen und mühsam sich nach zierlichen Formen und Ausdrücken der Rede umsieht; im Schreiben hat er meist die halbaufgeschlagenen Blätter des Romans neben sich liegen, in welchem die Zaubersprache der zärtlichsten Leidenschaften des Herzens und die sanftesten Naturgemälde angetroffen werden. Das Buch ist Jean Jacques Rousseau's Neue Heloise; der Redner aber ist derjenige, welchen seine Kollegen am beharrlichsten beschuldigten, die größte Zahl der Schaffotte errichtet und das meiste Blut vergossen zu haben; es ist Robespierre.

Während Priester auf der Rednerbühne der Nation atheistische Glaubensbekenntnisse vortragen, und andere Priester hinwieder den Gott des Evangeliums und seinen Glauben auf der nämlichen Stätte, nicht ohne Gefahr für ihr Leben, bekennen, läßt der nämliche Robespierre dem Gotte, den nicht die Menschen, sondern die Natur offenbart, einen Altar errichten und ein Fest feiern, wobei er, als Oberpriester des Festes und des Altars, eine Rede hält, die einem der berühmtesten Ausspender des dem vorzüglichsten Talente gebührenden Ruhms, dem Kritiker La Harpe, dermaßen schön und religiös und pathetisch vorkommt, daß er sich beeilt, ihm einen Brief zu schreiben, der selbst auch beredsam ist, und worin mehr Lobsprüche angehäuft sind, als je dem Verfasser der Lobreden auf den Dauphin und auf Marc-Aurel zu Theil wurden.

Robespierre, welchen Europa an der Spitze der französischen Nation zu erblicken glaubt, lebt in der Werkstätte eines Tischlers, dessen Sohn er gern sein will, und seine Sitten sind nicht nur anständig, sondern ohne Heuchelei oder erkünstelten Zwang, streng, wie die Sittenlehre des aus der Tischlerwerkstätte von Judäa hervorgegangenen Gottmenschen.

Die Finanzverwaltung des Konvents hat den Finanzen der Republik, des Reichs und der Monarchie leuchtende Vorbilder hinterlassen; die Reichthümer von ganz Frankreich und diejenigen eines Theils von Europa gehen hin und her durch die Hände der Konventsglieder, und lassen nicht zurück, wovon einer derselben sich bereichert hätte.

Man wird den Konvent verabscheuen, aber auch der Haß selbst wird sich genöthigt sehen, ihn mehr wie einmal zu bewundern; es lag in denen, welche als Häuptlinge die Republik gegründet und geführt haben, etwas von jenem Ausserordentlichen, von jenem Unbegreiflichen, das bereitwilliger in dem ist anerkannt worden, welcher das Kaiserreich gegründet und dasselbe mit dem eisernen Arme regiert hat, dessen Druck noch härter auf Europa lastete, als auf Frankreich. Beide, Bonaparte und der Konvent, haben gleichmäßig Verwünschungen auf ihre Häupter geladen; aber die Republik und das Reich haben hinwieder auch die Menschheit gleichsam auf eine höhere Stufe gehoben, und diese gedoppelte auf die Monarchie unsrer Könige übergetragene Größe mag, wenn nicht alle begangenen Fehler abbüßen, doch wenigstens die Mittel reichen, um sie alle wieder gut zu machen.

Nichts ist leichter, als schwere Beschuldigungen über eine solche Versammlung häufen;

diese werden in jeder Zukunft auf ihr haften. Aber die gegenwärtige Zeit, diejenige, wo noch manche Zeugen am Leben sind und wo Ludwig XVIII den Thron Ludwigs XVI inne hat, ist die einzige, wo der Konvent richtig beurtheilt werden mag. In ganz Europa mögen höchstens vier oder fünf Schriftsteller vorhanden sein, die seine Geschichte zu schreiben im Stande sind, und drei oder vier Regierungen, welche großherzig genug denken, um zu gestatten, daß sie geschrieben und gelesen werde. Inzwischen ist dies Werk leicht der wichtigsten eines, welche für die kommenden Geschlechter geschrieben werden mögen, und wenn es jetzt nicht geschieht, so wird es nie mehr befriedigend geschehen. Die Nachwelt wird nur sich einander widersprechende Berichte und Urtheile über den Konvent erhalten, die schon darum wenig Zutrauen erwecken, und die nur dazu dienen können, die Menge der dunkeln und unlösbaren geschichtlichen Zweifel zu vermehren, welche überall Finsternisse um das Menschengeschlecht aufthürmen. Den Regierungen, welche zulassen, daß diese Geschichte geschrieben werde, wird es Ehre bringen, und den Bourbonen, die ihren Thron wieder erstiegen haben, wird es zur höchsten Ehre gereichen, wenn sie dazu auffordern, nicht durch akademische Preisaufgaben und Belohnung, sondern durch die Aufstellung eines geschichtlichen Gerichtshofes, nach dem Vorbilde derer in Cathai und Ober-Aegypten, wo die Weisheit des Orients sich der Bewunderung aller Jahrhunderte im schönsten und ruhmwürdigsten Glanze dargestellt hat. Dem Gedächtnisse Ludwigs XVI mag eine würdigere Huldigung nicht gebracht werden. Von allen unter dem verirrten Beile der Gerechtigkeit gefallenen Häuptern hatte keines, beim Anhören des Todesurtheils, seine Seele also zum Himmel erhoben, keines stellte in solchem Maaße, nicht das Bild der Unschuld allein nur, sondern auch dasjenige der erhabensten Tugend dar.

Der Konvent hatte zum Voraus den bestimmten Willen ausgesprochen, seiner Macht ein Ziel zu setzen, und dieses Ziel sollte sich in dem, während der vielartigsten Stürme berathenen und die Ergebnisse wohl gewürdigter Erfahrungen darstellenden Grundgesetze finden. Die Kundmachung dieser Verfassung, oder wenigstens die durch sie angeordneten Wahlen, veranlaßten den Ausbruch eines geraume Zeit vorgesehenen und vergeblich beschwornen, neuen und heftigen Sturms. Es sollten bei den Wahlen der ersten Stellvertreter ein Drittheil nur neu gewählt und die zwei andern aus den Konventsgliedern durchs Loos bezeichnet werden; die Erfahrung hatte diese Vorschrift dargeboten, und die sie ertheilt haben, vermieden damit den so vielfältig der konstituirenden Versammlung gemachten Vorwurf, sich zurückgezogen und ihr Werk, zusammt der Freiheit und dem Thron, den Gefahren preisgegeben zu haben, womit die Menge innerlicher und auswärtiger Leidenschaften sie bedrohten.

Der achtzehnte Fructidor.

Niemand zweifelt oder mag zweifeln, daß der achtzehnte Fructidor, welcher für den Augenblick die Verfassung vom Jahr 3 rettete, derselben nachher verderblich geworden ist. Wehe den Verfassungen und den Gewalten, die nur durch Staatsstreiche und kühne Schläge ihre Gewalt

zu behaupten und die Stärkern zu sein vermögen! Aber es lohnt sich der Mühe, die Urheber des achtzehnten Fructidors, die, so ihn herbeiriefen, und die, welche seine Opfer geworden sind, etwas näher zu beleuchten.

Hoche's Name wird in allen Erzählungen des Ereignisses kaum genannt, während dasselbe in der That jedoch vielleicht die einzige Ursache seines Todes gewesen ist. Ich habe in jenem Zeitpunkte Hoche sowohl, als seinen Freund und damaligen Adjutanten Cherin, in Verhältnissen jenes innigen Vertrauens gesehen, das nie verrathen und auch nie getäuscht wird, ausser bei den verworfensten Menschen. Der eine war in den Marställen von Versailles geboren, der Vater des Andern war der Genealoge des französischen Adels; beide hatten die Tugenden des Bürgers, wie sie in der Nähe der Faktionen selten rein angetroffen werden, zu den Armeen gebracht und daselbst beibehalten.

Hoche, welcher beim Ausbruch der Staatsumwälzung kaum lesen konnte, hatte schreiben gelernt, indem er die Ruhezeit zwischen den Schlachten und die nächtliche Stille benutzte, um das Leben und die Feldzüge der fünf oder sechs größten Feldherrn aller Zeiten mit eigener Hand abzuschreiben. Es finden sich zuweilen in diesen Heldengeschichten Musterbilder der Sprache. Hoche hatte daraus gelernt, selten und wenig, aber immer nur gut sprechen. Ein Soldat hat von ihm gesagt: „Unter unsern Generalen allen ist er derjenige, welcher den längsten Säbel und die kürzeste Rede hat." Dieser Säbel hing an der Seite eines Mannes von der schönsten Gestaltung, von der sanftesten, wenn gleich mit Hiebnarben bezeichneten Gesichtsbildung und von dem angenehmsten Betragen. Man hätte seine Geburtsstätte eher in der Gallerie, als im Marstalle von Versailles zu finden geglaubt. Der Schauspieler Baron hat von den Schauspielern gesagt, sie sollten auf dem Schoose der Königinnen erzogen werden; man hätte glauben mögen, eine solche Gunst sei dem Soldaten und dem Republikaner Hoche zu Theil geworden.

Cherin hatte, vielleicht durch die zwischen Geschlechterkunde und Geschichte bestehenden Verhältnisse veranlaßt, sich mit ausgedehnten und gründlichen Geschichtsforschungen beschäftigt, aus denen er überall Folgerungen auf die Verhältnisse der Staatsgesellschaften zu ziehen bemüht war. An Kopf und Herz wohl ausgestattet, aber von kleiner Statur und nachdenkend, hatte er das Ansehen eines Stubengelehrten. Der Kontrast dieses Aeussern mit dem schönsten Kriegermuthe konnte vergessen machen, wie allgemein dieser letztere in den französischen Armeen war. Hoche rief, als er ihn, ich erinnere mich nicht, auf welcher Brücke, mitten unter feindlichen Säbeln erblickte: „Sagt dem Tollkühnen dort, ich befehle ihm, sich zurückzuziehen!" *) Sein überlegter und überspannter Ehrgeiz heischte frühe, und als Jüngling schon, Trophäen, sei es der Freude oder sei es des Leides, und er hat seine Erfüllung im Tode auf dem Schlachtfelde gefunden. Dessenungeachtet waren Cherins Anlagen vorzugsweise für die Künste des Friedens

*) Dites à ce fou-là, que je lui ordonne de se retirer.

und der Sittigung geeignet, und der Sohn des französischen Genealogen konnte in der diplomatischen Laufbahn Europa mehrfache Dienste leisten. Hoche hat diese, in dem ausgezeichneten Grade, wie sie bei ihm vorhanden war, unverkennbare Anlage verschiedentlich benutzt. In jenen Tagen, wo der achtzehnte Fructidor eingeleitet war, geschah es unter Verkleidungen, aber unter solchen, die nicht entehren konnten, weil sie das Gemeinwohl bezweckten.

Hoche ward nach Paris gerufen. Wäre es das Direktorium gewesen, von dem der Ruf kam, so hätte er ungesäumt dem Befehle gehorcht; aber das Direktorium bestand aus fünf Gliedern, und nur drei derselben, vielleicht nur einer sogar, riefen Hoche der Republik zur Hilfe. Die Republik konnte nun zwar im Direktorium, aber das Direktorium mochte nicht in dreien seiner Glieder erkannt werden. Weder Hoche noch seine Armee rührten sich.

Cherin kam allein nach Paris, um auf Ort und Stelle sich mit der Lage der Dinge, mit der Stimmung der Menschen, mit dem richtigen Sachverhalt und mit dem, was an den verbreiteten Besorgnissen und Drohungen richtig oder irrig, Wahrheit oder Lüge sein möchte, bekannt zu machen. Die Uniform eines Schweizeroffiziers war seine einzige Verkleidung; der Tugend mißfallen dieselben alle, und doch mag sie ihrer öfters nicht entbehren.

Ein Mitglied der konstituirenden Versammlung, das nur höchst selten die Rednerbühne betrat, aber Geist und Grundsätze derselben vollkommen inne hatte, Eymar, der vertraute Freund Cherin's, gab ihm Aufschlüsse und leitete seine Forschungen. Ein Edelmann der Herkunft nach, und ein Bürger seinem Herzen zufolge, hatte Eymar in Mitte der Parteien jene Neutralität beobachtet, welche die Gefahr einer doppelten Aechtung mit sich führt, während die Andern nur der einfachen ausgesetzt sind. Cherin konnte nicht besser wählen, und Jener verschaffte ihm wieder andere Bekanntschaften von gleichem Gehalt.

Aus allen gesammelten, sorgfältig überdachten und abgewogenen Angaben bildete Cherin einen umfassenden und sehr bestimmten Bericht, und auf den Spruch dieses aus einem einzigen Geschwornen bestehenden Geschwornengerichts hielt sich Hoche vom Dasein einer Verschwörung gegen die Regierung überzeugt. In den Dreien sah er jetzt das Direktorium, und ungesäumt traf er in Paris ein; hier aber wechselten die Berichte der Angeber von einem Tage zum andern; sie liessen hoffen, die bösen Anschläge seien aufgegeben. Hoche wechselte hinwieder auch seine Ansicht, eilte noch schneller, als er gekommen war, wieder an den Rhein zurück, und sammelte die Abtheilungen seines nach Paris befehligten Heeres, die ihm auf dem Wege begegneten.

Er hatte sich kaum von Paris entfernt, so wurden die Angaben oder Aufschlüsse, welche man erhielt, drohender, denn zuvor, und der Auftrag, welchen Hoche nicht hatte übernehmen wollen, ward jetzt dem General Augereau ertheilt. Dieser verwandte den Schall der Trompeten und Zinken zu heilsamen Warnungen; um sie nicht brauchen zu müssen, ließ er seine Truppen geräuschvoll um die gesetzgebenden Räthe herziehen; es waren nicht mehr heilige Stätten der Republik, die man in denselben sah, sondern eine Verschwörung. Als Augereau

bei Tagesanbruch am 18. Fructidor die Gesetzgeber durch seine Soldaten anhalten und die Verhaftnahmen veranstalten läßt, welche einstweilen nur noch Einleitungen für Verhöre zu sein schienen, hat er den durch sich selbst schon allzuharten Maasnahmen keine unnütze Strenge hinzugefügt. Einzig nur gegen Ramel, den Obersten der Wache des gesetzgebenden Raths, einen jener Menschen, die im Gefühl großer persönlicher Tapferkeit anmaßend bis zur Schamlosigkeit geworden sind, und denen eine andauernd leidenschaftliche Stimmung weder zu wissen gestattet, welche Grundsätze sie befolgen sollten, noch was für Grundsätze sie wirklich haben, — übt Augereau mit eigener Hand Gewalt aus, indem er ihm im Angesicht derer, deren Befehlshaber er unmittelbar zuvor gewesen war, die Achselbänder abreißt. Bei Partei-Niederlagen aber, auf die so oft schnelle Siege folgen, mögen solche Beschimpfungen, selbst im Augenblick des Ergebnisses, einerseits Ehre bringen, während sie anderseits herabwürdigen, und bald können sie Ansprüche auf Beförderungen auch solchen sogar reichen, denen weiter keine andern zu gut kommen.

Die Geschichte und diejenigen, welche Materialien dafür sammeln, heften ihre Blicke inzwischen in dieser denkwürdigen Nacht vielleicht mehr noch auf den Palast des Luxembourg, auf die Gefahren zweier Direktoren, die zwar angeschuldigt, aber noch geachtet und geliebt sind, und auf die Haltung der Drei, die sich mit dem strafbarsten Staatsstreiche abgeben, wenn derselbe anders ihrem Gewissen nicht als unentbehrlich nothwendig erschien.

Das Direktorium, welches nicht mehr vorhanden war, konnte keinen Präsidenten mehr haben; natürlich aber mußte von den Dreien, welche den Degen gezogen hatten, einer der Anführer und die vollziehende Gewalt dieser militärischen Nacht sein, und eben so natürlich befand Barras sich an dieser Stelle. In seinem Salon war diese Nacht durch der Generalstab von Paris zu finden. Soldaten, Nationalgarden, Adjutanten kamen und gingen, brachten schriftliche Worte und nahmen andere ins Ohr gesprochene mit sich. Was permanent war, das waren friedliche Menschen, Minister, Deputirte, Magistrate und Bürger. Um Barras her war Alles ruhig, und sein Gesicht, wie sein Blick, blieben heiter und sanft. Zweimal nur ward diese Heiterkeit sichtbar und bedeutend getrübt: das einemal aus Bestürzung, als man das Wort Carnot n'est plus (Carnot lebt nicht mehr) zu hören glaubte, statt des Wortes Carnot n'y est plus (Carnot findet sich nicht mehr in seiner Wohnung), welches gesprochen war; das anderemal aus Freude, als sich aus genauen Erkundigungen ergab, daß Carnot die Verhaftnahme vermieden und sich ihr entzogen hatte. Man konnte eine List des Kriegers in dem hinterlassenen Gerücht von Carnots Tod zu erkennen glauben, welches andauernd und durch Zeugen bekräftigt ward, die sich seiner Ermordung zu rühmen bereit waren und der Versenkung in den Fluß, worin auch seine blutige Leiche schwimmend sollte gesehen worden sein; aber zuverlässig, und man wußte es in jener Nacht schon, hatte das Gerücht keine andere Veranlassung, als den aus zwei leicht zu verwechselnden Worten entstandenen Irrthum.

La Réveillère Lépaux war nur auf seinem Zimmer und für einige vertraute Freunde

sichtbar; allein die ihm zustehende, unwandelbare und tugendhafte Unerschrockenheit leistete hinlängliche Bürgschaft, daß, bei der Uebertragung seines Willens und seiner Gewalt für die Dauer einer Nacht an einen seiner Kollegen, er sich immerhin eine stille aber aufmerksame Beachtung dessen vorbehalten hatte, was im Finstern, wo mancherlei Mißgriffe möglich waren, geschehen konnte.

Vorzüglich wichtig aber ist, für Geschichtschreiber zumal, welche die Züge auszuheben verstehen, die das Menschenherz offenbaren, die Aufbewahrung dessen, was bei Rewbel, oder vielmehr in Rewbel selbst vorging. Die Urtheile über diesen Mann, welcher in der Revolution eine Rolle gespielt hat, ohne daß ein großes Talent in ihm allgemein anerkannt gewesen wäre, sind bekanntlich früher, und ietzt noch, sehr getheilt gewesen. Er galt für einen großen Publizisten; er war ein Deutscher, und das Staatsrecht ist eine Wissenschaft, welche, so zu sagen, in Deutschland zu Hause ist. Er galt für ein großes Licht im Direktorium, dessen Glieder unstreitig alle so aufgeklärt waren, wie er; dagegen beharrte er fester und steter auf seinen Meinungen, als die Uebrigen alle zusammen.

Was man ihm nicht absprechen konnte, war jene Entschlossenheit des Geistes und der Seelenmuth, die in Revolutionen so viel Anlaß haben, sich zu üben und zu stählen; am achtzehnten Fructidor jedoch, welchen er selbst nachdrucksam befördert hatte, kommt Rewbel nicht zum Vorschein; er zieht sich zurück, oder vielmehr, man macht ihn unsichtbar in seinen Gemächern; er ist närrisch geworden, buchstäblich närrisch; er weiß nicht mehr, weder wer er ist, noch wo er ist, noch was um ihn her vorgeht; sein Puls ist dabei fieberlos und die Symptome der Geistesverwirrung mangeln; aber er versteht nichts, und was er sagt, ist unverständlich. Man läßt Barras rufen und Rewbel erkennt ihn nicht; mit einem Wort, er hat den Verstand gänzlich verloren.

Mit Tagesanbruch erhält er ihn wieder, als alles, was ihm vor Augen liegt, darthut, daß die Republik weder ihre Feinde, noch ihre eigene zu weit getriebene Rache weiter zu fürchten hat. Welche Erscheinung in den Organen der Denkkraft oder vielmehr des Gemüths! Sie mag kaum anders, als durch das, was Rewbels Andenken am meisten Ehre macht, erklärt werden: Er hatte sich für den ihm nothwendig erscheinenden Staatsstreich nachdrücklich erklärt; und vermuthlich war er, als der Streich nun geschlagen ward, von der Nothwendigkeit desselben nicht mehr so völlig überzeugt; sein republikanisches Gemüth schöpfte Bedenken, die Bedenken erzeugten Zweifel, und die Zweifel überwarfen sein Gewissen und seinen Verstand. Das Tageslicht war es nicht, welches ihm seinen Verstand zurückgab, sondern die erlangte Gewißheit, daß keine großen Unordnungen geschehen waren und daß sich die Freiheit ohne Blutvergießen gerettet fand. Dieser kurze Wahnsinn und seine Veranlassung könnten für sich allein schon die Verleumdung hinlänglich widerlegen, welche Rewbeln den Besitz ausgedehnter, für zwei Eigenherrschaften ausreichender Grundstücke auf beiden Rheinufern andichtete. Was im Palaste des Luxembourg zu sehen und zu hören war, hat nur wenige Aehnlichkeit mit den Staatsstreichen, von denen Tacitus und Machiavel erzählen.

Hat nun aber der achtzehnte Fructidor, dessen harte Maasnahmen so viele ehrwürdige Männer trafen, in der That die Plane und die Ausführung einer Verschwörung gestört und bestraft? War eine solche wirklich vorhanden, die den Sturz der Republik beabsichtigte und den Anfang dafür mit der Ermordung dreier Glieder des Direktoriums und einer großen Zahl den der Republik geschwornen Eiden treu bleibender Deputirter machen wollte?

Wo man bei so offenkundigen und vor Augen liegenden Thatsachen zweifelt, ob sie wahr oder irrig sind, da müssen Wahrheit und Irrthum nicht bloß aneinander grenzen, sondern sie müssen sich auch in ihrem ganzen Umfange, in der ganzen Tiefe ihrer Verhältnisse und Umstände durcheinander vermengen; und sehr oft kann, oder will, oder darf man sie nicht auseinanderlesen. Versucht man ihr dichtes Gewebe zu entwickeln, so mögen leicht die Faden zerreissen und dadurch geht die Spur verloren.

Wer immer in jenem Zeitpunkt sehen und hören konnte, dem mußte das Dasein einer Verschwörung gegen die Republik eben so gewiß erscheinen, als Blitze und Donner, wenn jene blendend unser Auge und diese rollend unser Ohr treffen.

Die vertrauten Mittheilungen, welche der Oberst Ramel an Personen gemacht hat, die er nur wenig kannte; seine Drohungen gegen Leute, welche dieselben gern leiden mochten, weil sie dadurch Dinge inne wurden, deren Nichtkenntniß ihnen verderblich sein konnte; seine alltäglichen Unbesonnenheiten in Kasernen und an öffentlichen Orten konnten für sich allein schon die Beweisführung vollständig machen, daß nicht allein eine Verschwörung vorhanden war, sondern daß allerdings auch der dazu gehörende Befehlshaber der Wache der gesetzgebenden Räthe ihr Gelingen für unfehlbar hielt.

Etliche derer, die sich ihm von Aussen her angeschlossen hatten und die auch alle Entschlossenheit der Grenadiere theilten, haben nach ihrer Rückkehr von Sinamari die Vorgänge zum Theil schriftlich, und vollständiger mündlich erzählt; der Ueberfall der Wachen des Direktoriums und der drei Direktoren war ihnen zugedacht gewesen.

Jene Glieder beider Räthe, die gewählt waren, um nur wenig zu sprechen, aber desto mehr geheime Umtriebe zu machen, haben in ihren nicht sehr geheim gehaltenen Briefwechseln auch ihrerseits manchen Schleier gelüpft. Unter den Plaudereien gibt es unwillkührliche und überlegte, und die ihrigen wollten zu verstehen geben, daß ihnen eine bewaffnete Macht und Rednertalente, beide gleich unüberwindlich, zu Gebot stehen.

Die Ränkemacher und die Haudegen konspirirten also; dies ist zuverlässig; eben so gewiß aber ist auch, daß die guten Köpfe, ob zwar eben so wenig republikanisch gesinnt, nicht konspirirten. Die Wünsche dieser Parteimänner waren allerdings auf die Rückkehr der Bourbonen, unbeschadet der Nationalstellvertretung, gerichtet; aber Wünsche sind nicht ausgesprochene Stimmen, und auch die letztern sind keine Frevelthat. Den Thron, welcher ihnen theuer war und von dem sie glaubten, die Nation bedürfe seiner, hätten sie wohl gern durch eine Gewalt hergestellt, aber durch die Gewalt der Dinge (par la force des choses); dies war ih-

Ausdruck. Ich bin überzeugt, ihr Geheimniß zu kennen, obgleich Keiner aus ihnen mir davon gesprochen hat, auch Hr. Suard nicht, welchen ich allezeit geliebt habe, den ich aber damals gar nicht sah.

Der Name Carnots für sich allein, der damals in ihren Reihen stand, der zwar nicht ihr gebietendes Haupt war, der aber auf ihr Thun zuverläßig mehr Einfluß haben mußte, als sie auf das seinige hatten, dieser in allen Gefahren, die der Freiheit drohten, rühmlich erscheinende Name, mußte wohl sattsame Bürgschaft leisten, daß es keine Feinde der Freiheit waren, die seine Verbindung gesucht und erhalten haben!

Die Verschwörung rühmte sich ihrer; was war es aber, dessen die Republik sie beschuldigt hat? Ihre Meinungen waren es, die von ihnen abgefaßten Berichte, ihre in den Rathssälen gehaltenen Reden, Dinge, die unantastbar sind, wie das Gewissen, und die auch die Monarchie nur in sofern zu begehren schienen, als sie eine große Stärke und große Einheit in Vollziehung der Gesetze verlangten. Diese aber sind dem Freistaate noch unentbehrlicher, als der Alleinherrschaft. Dies war, glaube ich, jene Gewalt der Dinge, von der sie sprachen und die sie befördern wollten, damit sie stark genug würde, um durch sich selbst zu sprechen.

Aus Deutschland.

Das Fürstenthum Liechtenstein statistisch beschrieben.

Es ist das kleinste deutsche, selbstständige Gebiet, so wie es auch unter den weitläufigen Herrschaften des uralten und jetzt souverainen fürstlichen Hauses Liechtenstein in Rücksicht des Ertrags die mindest-bedeutende Besitzung ist. Desto wichtiger hingegen ist dieses Fürstenthum seiner politischen Verhältnisse wegen, wodurch es das Ansehen und den Glanz des fürstlichen Hauses erhebt, indem sie dasselbe den übrigen souverainen Fürsten Deutschlands gleichstellen. Das Haus Oesterreich, als Besitzer unterthäniger Güter im Gebiete des Fürstenthums, ließ sich als Landstand inkabastriren, wird auf dem Landtage durch den k. k. zeitlichen Rentmeister von Feldkirch repräsentirt, und hat den ersten Ehrensitz auf der geistlichen Bank erhalten.

In den frühesten Zeiten, dessen die Geschichte dieses Erdraums erwähnt, gehörte solcher zu Rhätien. In dem spätern Mittelalter, als schon die Erblichkeit des nur vom Kaiser und Reich abhängigen Güterbesitzes in Deutschland eingeführt war, machte dieses Gebiet einen Theil der Besitzungen des Grafen von Hohenembs aus, und war in zwei Grafschaften derselben, Vaduz und Schellenberg, getheilt. — Schon seinen ersten Anfang hatte das Haus Liechtenstein in Graubünden erhalten; es schien auch hier sein Andenken bleibend begründen zu wollen, und Fürst Johann Adam Andreas von Liechtenstein benutzte den Entschluß des Grafen von Hohenembs, dessen Geschlecht sich ohnedies seinem Erlöschen nahete (und 1759 in männlicher Linie auch wirklich erlosch), dessen freivererbliche Besitzungen Schellenberg und Vaduz zu veräussern, indem er jenes 1699, und dieses 1708 durch Kauf an sein Haus brachte. Diese beiden, damals

zum schwäbischen Reichskreise gehörig gewesene Grafschaften wurden dann 1719 vereinigt unter dem Namen Liechtenstein, von Kaiser Karl VI zu einem Reichsfürstenthume erhoben, und nachdem schon früher, nämlich seit dem 13. August 1713, der Fürst Johann Anton Florian für seine Person in das reichsfürstliche Kollegium aufgenommen war, so brachte er es endlich 1723 um so leichter dahin, daß der erworbene Sitz und das Stimmrecht im Reichsfürstenrathe auch für seine Nachfolger erblich wurden.

Die geographische Lage dieses Fürstenthums ist zwischen dem 47° 2′ 38″ und 47° 7′ 51″ nördlicher Breite und dem 27° 3′ 6″ und 27° 9′ 5″ östlicher Länge von Ferro gelegen; seiner physischen und politischen Lage nach befindet sich aber solches in seiner größeren Breite ausgedehnt längs dem Rheinflusse, bevor er sich in den Bodensee ergießt, dem schweizerischen Rheinthale gegenüber, zwischen den österreichischen Herrschaften vor dem Arlberg (Bregenzer Kreis in Tirol) und den Schweizer-Kantonen Graubünden und Appenzell gelegen.

Seiner Lage zwischen den höhern rhätischen Alpen und ihrem nördlichen Abhange gemäß, ist auch das Klima dieses Ländchens beschaffen, jedoch keineswegs so rauh, als das des östlichen unter derselben Breite gelegenen Montafuner Thales. — Nach einer zu Feldkirch, einem österreichischen Städtchen an der Grenze des Fürstenthums, angestellten Beobachtung über mittlere Temperatur und Niederschlag war das Klima sogar noch etwas milder, als zu Inspruck, der Hauptstadt Tirols, nämlich + 7, 6, aber der Niederschlag soll ebenfalls 26½ Zoll betragen.

Der Boden ist allenthalben hinlänglich bewässert; denn unzählige Quellen entspringen in den Gebirgen, welche Liechtenstein bedecken, und bilden viele kleinere und größere Bäche, die nach dem Bodenabhange gegen den Rhein zu, der an der westlichen Landesgrenze hinfließt, in diesem sich verlieren.

Den Granitstock, der den Alpen zum Grunde liegt, bedeckt hier bis zu einer beträchtlichen Höhe Urkalk mit einigen Abwechselungen von Glimmerschiefer, Topfstein und andern verwandten Felssteinarten. Die größten Höhen erreicht das Gebirge im Süden des Landes, wo sich einige seiner Bergspitzen bis zu einer Seehöhe von 5600 Fuß erheben; jedoch auch gegen Osten hin erhebt sich der Boden zu einer ansehnlichen Höhe. Einige fruchtbare Thäler sind in diesem Gebirge eingeschlossen. Das größte Breitenthal durchfließt aber der Rhein, hier noch ein kleiner und nicht schiffbarer Fluß, und in einer kleinen Entfernung von seinem rechten, etwas sandigen Ufer nimmt der fruchtbare Boden seinen Anfang, der die obere Schicht in dem größten Theile des Landes ausmacht.

Nach einer sorgfältigen amtlichen Aufzeichnung war im Jahr 1818 dieses Fürstenthum von 5546 Menschen bewohnt, unter welchen 2704 weiblichen Geschlechts gezählt wurden. Ferner waren darunter 1094 Kinder und junge Leute bis 15 Jahre, 1160 waren in einem Alter von 16 bis 40 Jahren, und 588 zählte man, die das vierzigste Jahr bereits überschritten haben. — Diese waren in 11 Ortschaften vertheilt, bewohnten in diesen zusammen 1207 Häuser, und nährten sich vorzüglich vom Feldbau, Viehzucht und Forstnutzung. Nur wenige und die

nöthigsten Gewerbe werden hier von eigenen Arbeitern betrieben, denn in den meisten Fällen befriedigt der Landmann selbst seine Bedürfnisse an künstlichen Erzeugnissen, oder schafft sich solche in den nahen Städtchen Maienfeld und Feldkirch an, wohin er sein Vieh und einige andere wenige Erträgnisse seines Bodens ohnedies zu Markte bringt.

Der Hauptort dieses Fürstenthums ist der Markt Baduz, jetzt Liechtenstein genannt, mit einem alten fürstlichen Schlosse, wo der Landvogt seinen Sitz hat. Dieser Ort begreift mit dem Herrschaftsgebäude 133 Häuser, welche von 697 Menschen bewohnt sind, unter welchen 319 weiblichen Geschlechts gezählt worden. Die übrigen Orte sind: Rugell, ein Markt von 88 Häusern mit 382 Einwohnern (darunter 196 weibl. Geschlechts). Die Dörfer und Gemeinden Balzers, sammt Mels, aus 125 zum Theil zerstreuten Häusern bestehend, mit 627 (332 weibl.) Einwohnern. Friesen begreift 125 Häuser mit 568 (268 weibl.) Einw. Friesnerberg, Gemeinde, zu welcher 165 Häuser mit 694 (318 weibl.) Einwohnern gehören. Schaan, Gemeinde von 164 Häusern mit 682 (345 weibl.) Einwohnern. Ranken, ein aus 33 Häusern bestehendes Dorf mit 122 (64 weibl.) Einwohnern. Mauern, Dorf von 113 Häusern mit 580 (284 weibl.) Einwohnern. Eschen, sammt Nendeln, eine aus 144 größtentheils zerstreuten Häusern bestehende Gemeinde von 651 (332 weibl.) Einw. Gamprin, sammt Bendern, eine ähnliche Gemeinde, zu der 64 Häuser und 292 (131 weibl.) Einwohner gehören, und Schellenberg, einst der Hauptort einer eigenen Graffschaft, mit einem verödeten Bergschlosse, um welches 53 Häuser, zum Theil zerstreut, gelegen sind.

Der gegenwärtige Besitzer dieses Fürstenthums ist Fürst Johann Joseph, geb. den 26. Juni 1760, und führt, nebst dem Titel von dieser unmittelbaren Besitzung, noch den eines Herzogs zu Troppau und Jägerndorf in Schlesien, dann Regierer des Hauses von und zu Liechtenstein (und die Anspruchstitel eines Grafen von Rietberg und Herrn von Nicolsburg); ferner von seinen übrigen, ausgedehnten, prächtigen Besitzungen in Oesterreich, Steiermark, Mähren und Böhmen, nämlich der Herrschaften Feldsperg, Loosdorf, Wilferstorf, Rabensburg, Judenau, Totzenbach, Hadersfeld, Johannes, Liechtenstein und Liechtenthal in Oesterreich; Liechtenstein und Weyer bei Judenburg in Ober-Steiermark, und der Herrschaft Schwannberg in Unter-Steiermark; Steinitz, Eisgrub, Lundenburg, Ostra, Butschowitz, Posoritz, Sternberg, Carlsberg, Aussee, Blumenau, Trübau, Landskron, Hohenstadt, Eisenberg und Goldenstein in Mähren; und Schwarzkostelletz, Aurziniowes, Skworetz, Kaunitz, Radim, Rattay, Rostock und Rumburg in Böhmen. — Die Gemahlin dieses Fürsten ist Josephe Sophie, des Landgrafen Joachim Egon von Fürstenberg-Weytra Tochter, geboren den 20. Juni 1776, und vermählt den 12. April 1792. Aus dieser Ehe sind noch sieben Prinzen und vier Prinzessinnen am Leben, unter welchen der Erbprinz Aloys Joseph Johann Nepomuk Joachim Franz den 26. Mai 1796 geboren.

Der Fürst Johann stammt aus der jüngern Gundaccerischen Linie des Hauses Liechtenstein, die von dem zweiten Sohne Hartmanns IV (gest. 1585) Gundaccer ihren Ursprung herleitet,

schon 1623 in den Reichsfürstenstand erhoben wurde, und nach Erlöschen der ältern Karolinischen Linie, mit Fürsten Johann Adam Andreas, am 12. Juni 1712, in deren Majoratsgütern succedirte, aber sich wieder in zwei Hauptäste theilte, wovon der jüngere wiederum in zwei Arme sich trennte, zu deren erstem der jetzige Fürst gehört. — Seinen Aufenthalt hat der Fürst gewöhnlich in Wien, wo sich auch seine Hofkanzlei, Buchhaltung und Archiv befinden. Eine eigene prächtige Residenz hat derselbe aber zu Feldsperg in Oesterreich und Eisgrub in Mähren, wo ein Natur- und Obstgarten von vorzüglicher Schönheit besteht, und wo er eine aus 12 Mann bestehende Leibgarde und ein aus 60 Gemeinen bestehendes Grenadierkorps unterhält.

Das Fürstenthum Liechtenstein aber verwalten ein Landvogt und ein Rentmeister, welchen noch einige andere Beamte und die nöthige Dienerschaft beigegeben sind. Die Justizpflege in erster Instanz besorgt der Erstere; jene in zweiter Instanz die fürstliche Hofkanzlei in Wien, und die weitere Berufung geschieht, nach einer Uebereinkunft mit Oesterreich im Jahr 1816, an das tirolische Appellations- und Kriminal-Obergericht zu Inspruck. Die Verwaltung der kleinen Feldwirthschaft, der bedeutendern Forsten und andern Nutzungen in und um Vaduz, als Ziegeleien u. s. w., geschieht, unter Oberaufsicht des Landvogts, durch das Rentamt und die Jägerei zu Planken und Schellenberg. — Der Ertrag dieses Fürstenthums reichte ehemals kaum zur Bestreitung der Verwaltungskosten hin, und erst in neuester Zeit ist er auf 16,000 bis 18,000 Fr. rein gebracht worden. Alle ältern und neuern statistischen Schriftsteller haben also sehr geirrt, da sie ihn zu 50,000 fl. angegeben haben. — Als Mitglied des deutschen Bundes hat der Fürst zum Bundesheere ein Prozent der Bevölkerung mit 55 Mann Infanterie im Falle eines Kriegs zu stellen.

Aus Baiern.

Anschaffung der von Sieber aus Aegypten mitgebrachten Mumien und Sarkophage. — Die Hieroglyphen-Vögel.

Hr. F. W. Sieber, ein junger, gelehrter und unternehmender Mann, hatte vor wenigen Monaten seine aus Aegypten mitgebrachten Alterthümer noch in Wien zur Schau gestellt; jetzt ist der edlere Theil der ganzen Sammlung, welcher in seinem zu Wien gedruckten Verzeichniß die Nummern 1 — 225 einnimmt, — die Mumien, die in den Katakomben zu Theben gefundenen größern, und die kleinern, an verschiedenen Orten gefundenen Alterthümer, nebst hundert und fünfzig Stück alten und neuen, in Aegypten, Gortyna, Gnossus, Korzyra u. s. w. gefundenen Münzen, — Eigenthum und Bestandtheil der großen königlichen Sammlungen in München geworden. Man sagt, dieser ganze, für die Alterthumskunde und Wissenschaft höchst werthe Schatz von Seltenheiten, wie ihn in der Art gegenwärtig schwerlich irgend ein Kabinet aufzuweisen hat, sei um den Preis von 6000 fl. rheinl. erstanden worden.

Der Schatz ist um so köstlicher, da die letzten Trümmern der alten ägyptischen Welt immer mehr verschwinden. „Man sieht jetzt,“ sagt Hr. Sieber in seiner kleinen zu Wien über die

ägyptischen Mumien vor Kurzem erschienenen Abhandlung: „alle Katakomben leer, und was noch immer brauchbar war, hat der jetzige Bewohner in seine Wohnung geschafft. Der seit Jahrhunderten in Europa eingerissene Gebrauch des Mumienharzes in den Apotheken, welches, in unbegreiflicher Menge ausgeführt, vollends die wenigen der bessern, mit Harzen einbalsamirten Mumien aufzehren mußte, ist Ursache, daß man Alles so ausgeplündert und leer antrifft, daß selbst die Franzosen, obschon sie, während ihres zweijährigen Aufenthalts in Aegypten, in allen Gegenden lange und eifrigst nach in brauchbaren Sarkophagen eingeschlossenen Mumien suchten, dennoch keine entdeckten."

„Es ist daher begreiflich, warum wenige europäische Kabinete nur zum Besitz eines roth oder weiß angestrichenen Sarkophags gelangen konnten; und der Hr. Hofrath v. Hammer (s. Fundgruben des Orients, V. Band, 3s Heft, S. 273) das einzelne bemalte Bret und den innern Deckel eines Sarkophags, welche das Wiener k. k. Antikenkabinet vor einigen Jahren acquirirte, wegen seiner interessanten Malereien, mit Recht allen vorher nach Europa gekommenen ganzen Sarkophagen vorsetzen konnte."

„Wurden Mumien selten, so wurden es natürlich Sarkophage noch mehr, da unter hundert Mumien kaum eine in Sarkophagen sich vorfindet, alle früher aufgefundenen, aus Holzmangel, von den jetzigen Einwohnern verbrannt wurden, und unter einer gleichen Zahl derselben ein rein gemalter und überfirnißter selten anzutreffen ist."

Wir theilen hier noch eine werthvolle Bemerkung des Hrn. Sieber über die verschiedenen Arten der Vögel mit, die er unter den auf den Hieroglyphen abgebildeten erkannte. Es sind dies der Falco Haliaetos, der große Fischreiher in Hoch-Aegypten. Falco nisus (Nisser. arab.), der Sperber. Falco n. Sp. Vultur cinereus? Vultur Percnopterus, die Pharaonshenne, vorzüglich am Tempel zu Tentyra. Anas aegyptiaca L. Anas Penelope L. Strix flammea L. Corvus frugilegus L.? Mergus Merganser L. Pelecanus Carbo L. Phasianus Gallus, pullus L. Ardea Nycticorax L. Platalea Leucorodia.

Hr. Sieber zweifelt, und wie es scheint mit Recht, daß der Tantalus Ibis L. der ächte, den Aegyptern hochheilige Ibisvogel gewesen sei; denn nicht nur fand er diesen nirgends abgebildet, sondern er, der nur auf den südlichen Inseln des rothen Meeres, in Aethiopien und Abessynien heutiges Tages angetroffen wird, scheint nie in Aegypten einheimisch gewesen zu sein. Wahrscheinlich war der Ibis der Aegypter der Tantalus Facinellus L., der zu allen Jahrszeiten in Aegypten, besonders am Delta, häufig ist und auf Mumien, Vasen u. s. w. vielfältig abgebildet ward.

Aus Rußland.

Bruchstück eines Privatschreibens aus St. Petersburg vom 5. Februar 1829.

Es ist hier ein merkwürdiger Mann angelangt, Namens Lindl aus Baiern, gewesener Pfarrer in Duttlingen, welcher ganz als Anti-Römer auftritt, unter dem Namen christlich-katholischer

Pfarrer; er zieht durch seine Beredsamkeit, die wunderbar ist, ein zahlreiches, meist protestantisches Publikum in sein Auditorium, predigt in der Malteser-, nicht in der großen katholischen Kirche, indem die Dominikaner, welche hier die katholische Gemeinde leiten, ihm zuwider sind und ihren Pfarrkindern Lindls Ketzereien untersagen. Eigentlich gehört Lindl zu den biblischen Mystikern, weshalb auch die sogenannten Erweckten, Biblischen, Pietisten und Herrnhuter, nebst den Stillingianern, ihm anhangen und ihn als den wahren Prediger der klaren, lautern Offenbarung in der Bibel erkennen. Der Mann kam gerade zur gelegenen Zeit hieher, indem ohnedies eine religiöse Gährung herrscht. Den Protestanten hat man wieder den Orthodoxismus, nach den symbolischen Büchern, eingeprägt, sogar den Reformirten; diesem Katholiken aber erlaubt man völlig als Reformator in seiner Kirche aufzutreten; dabei lobt und erhebt man ihn. Rußland veranstaltet überhaupt merkwürdige Veränderungen in den ihm fremden Kirchen; die katholische scheint übel angeschrieben und wird gleichsam verfolgt; dennoch zählt diese Kirche auch unter den Griechen einige vornehme Freunde und Anhänger. Der Erzbischof Sestrenzewitsch, ein Pohle, ist dem Kaiser ganz ergeben und kein Päpstler. Die protestantische Kirche wird mit einem Schlag amalgamirt, in eine bischöfliche umgewandelt, unter kirchlicher Obhut und Disziplin. Nachdem mehrere deutsche Gelehrte und Prediger den an sie ergangenen Antrag zur Bischofswürde abgelehnt, als Scheibel in Breslau, Harms in Kiel u. A., verschrieb man vom Ministerium aus, an dessen Spitze der Fürst Alexander Golitzin steht, den Bischof Signeus aus Borgo in Schweden, nachdem er vorher den neu kreirten Superintendenten Feßler (den berühmten Schriftsteller aus Ungarn) eingeweiht hatte. Feßler ist bestimmt, die protestantischen Kirchen der Kolonisten an der Wolga (60,000 an der Zahl) zu organisiren und zu regieren. Der Bischof Signeus ist bereits angekommen, er soll nächstens durch eine besondere Ukase installirt und wahrscheinlich zum Erzbischof erhoben werden, als solcher die ganze protestantische Kirche in Rußland leiten, dem ebenfalls neu geschaffenen General-Konsistorium vorsitzen und die einzelnen Unter-Konsistorien leiten und kontrolliren. Gegen alle diese merkwürdigen Veränderungen haben bereits die deutschen Provinzen Esthland, Kurland und Liefland, nebst der Synode in Litthauen, protestirt, indem sie ihre besondern, durch Ukasen ertheilten Privilegien ansprechen; den Erfolg wird die Zeit belehren. Die Herrnhuter sind die einzigen Protestanten, die noch etwas gelten; sie werden als Muster aufgestellt und erhalten große bürgerliche Vorrechte. Während die russische Regierung in Verbesserung und Belebung der fremden Kirchen so thätig erscheint, läßt sie hingegen die ihrige, die griechische, in Frieden ruhen und einschlafen; denn da bleibt Alles beim Alten.

In Dorpat hat der bürgerliche Präsident des General-Konsistoriums, General-Major Graf von Lieven, Kurator der Universität, bereits auch eine Rede an alle Prediger gehalten, worin er ihnen meldete, daß die Kirche im Argen liege, daß jeder Prediger, statt Gottes Wort, nur seine eigene Weisheit lehre; daß unter der Geistlichkeit Unglaube und Werkheiligkeit herrsche; daß wieder eine Obhut und Wache in die Kirche gestellt werden müsse, besonders wegen der Philosophen, die durch ihre Schriften so viel Unheil anrichten, und die Erzählungen des alten Testaments nur als Mythen behandeln; die Vernunft auf den Thron setzen und das Wort Gottes herabwerfen; Alles mit Mehrerm. Dann hat er mit der Versammlung seiner Zuhörer kniend für ihre und der ganzen protestantischen Kirche Bekehrung gebetet und ihnen endlich angekündigt, daß sie künftighin wieder nach den symbolischen Büchern lehren und predigen müssen.

Inhalt.

Von dieser Zeitschrift erscheint monatlich ein Heft, jedesmal sechs bis sieben Bogen stark, nebst einem Intelligenzblatte; der ganze Jahrgang besteht demnach aus zwölf Heften; es können einzelne Hefte oder ein halber Jahrgang nicht besonders erlassen werden, sondern das Abonnement ist für einen ganzen Jahrgang festgesetzt; dafür ist der Preis 16 Schweizerfranken oder 11 Fl. rheinisch, und in Norddeutschland franko Leipzig 7 Rthlr. sächsisch. — Jede gute Buchhandlung in Deutschland und in der Schweiz, so wie alle Postämter und Zeitungs-Expeditionen nehmen Bestellungen darauf an; die Versendungen der Hefte geschehen jedesmal mit dem Anfang und in der Mitte eines Monats. Bekanntmachungen und literarische Anzeigen werden in den Intelligenzblättern mit 4 kr. oder 1 gr. für die gebrochene Zeile berechnet, und erhalten die allgemeinste Verbreitung, vermöge des ausgedehnten Wirkungskreises dieser Zeitschrift. Beiträge für dieselbe können unter der Adresse des Herausgebers oder Verlegers unmittelbar durch die Post eingesandt werden; in weiterer Entfernung können solche Beiträge, deren Inhalt keine Eile hat, auch an Herrn David Sauerländer in Frankfurt am Main, und in Leipzig an Herrn Buchhändler Friedrich Christian Wilhelm Vogel mit einem besondern Couvert versehen und mit der Bemerkung: zu Handen der Redaction der Ueberlieferungen, abgegeben werden, indem von beiden Orten häufige Versendungen an mich abgehen, wo solche Couverts franko beigelegt werden können.

H. R. Sauerländer.

Ueberlieferungen

zur

Geschichte unserer Zeit.



Jahrgang 1820.

September-Heft.

Aarau
bei Heinrich Remigius Sauerländer.

Bruchstücke aus Briefen über Spanien und die große Staatsveränderung dieses Landes, geschrieben im Sommer 1820.

1.

Bemerkungen über fremde Urtheile. — Gang der Revolution. — Ihre Stärke.

Barcelona im Mai 1820.

— — Unsere öffentlichen Blätter machen sich über die preußische amtliche Zeitung lustig, welche gesagt haben soll, man müsse in den Dekreten unsers Königs vom 6. und 7. März die Worte deseos del pueblo (Wünsche des Volks) lesen: deseos del egército (Wünsche der Armee), und dabei zu verstehen gebe, das Volk habe an dem Rufe zur Freiheit weitaus den kleinsten Theil genommen. Hintennach setzen unsre Publizisten hinzu: In gewisser Rücksicht hat der Preuße aber doch nicht ganz unrecht, pues ya todo el pueblo español es un egército, y cada ciudadano un soldado que defendera con su sangre la carta que ha jurado su corazon (weil das gesammte spanische Volk ein Heer und jeder Bürger ein Soldat ist, der mit seinem Blute die Charte vertheidigen wird, der sein Herz sich zuschwor).

Es läßt sich wohl begreifen, daß man im Auslande, und am meisten in Deutschland, ganz irrige Ansichten von der hiesigen Restauration hat, oder haben will. Man hat sie, weil man keine Vorstellung von dem vorhergegangenen Elend des Königreichs besitzt; man will sie haben, weil man sich über gewisse Dinge gern selbst und Andere täuschen möchte. Indessen was geschehen ist, liegt klar vor den Augen der Welt. Quiroga mit seinem Häuflein auf der Insel Leon konnte weder den König, noch eine ganze Nation bezwingen und umstimmen. Es gehört eine unglaubliche Keckheit oder Ueberzeugung von der Leichtgläubigkeit der Leser dazu, wenn Schriftsteller dergleichen Albernheiten behaupten. Wille, Sehnsucht nach einem bessern Loose lag wahrlich lebendig in der spanischen Nation. Wenn Porlier, Lacy, Richard, Vidal und andere Märtyrer der Freiheit und Ehre dieses Landes nicht so glücklich, als Quiroga und Rafael Riego, waren, hatte der Umstand die meiste Schuld, daß ihre Versuche früher vernichtet wurden, als die ganze Nation den wahren Zweck derselben vernahm. Der Weg der Briefe damals war langsam und unsicher; die Zeitungen standen unter dem Bann der strengsten Zensur. Das Volk überall ward zu spät von den Vorgängen unterrichtet; und immer gehört eine gewisse Zeit dazu, ehe eine ganze Nation sich zu einem Entschlusse bestimmen kann.

Daher war für die gute Sache durch Quiroga Alles gewonnen, wenn er, nicht gegen die königlichen Truppen Schlachten gewann, — Bürgerkrieg mußte er um jeden Preis meiden! —

sondern wenn er Zeit gewann. Das wußte er so gut, wie jeder Spanier. Deswegen verschanzte er sich, als Vertheidiger der Cortes und der Volksrechte, auf Leon. So mußte es gelingen, daß ganz Spanien seinen Aufstand und Zweck endlich erfuhr; dies erfahren hieß aber die Wünsche der ganzen Nation für sein Glück entflammen; hieß zum Beistand aufbieten.

Daß etwas Großes im Werk, daß ein Ausbruch nahe sei, wußte man schon in den letzten Monaten vorigen Jahres allgemein, wie Dir auch meine Briefe von damals sagten. *) Denn Einer sicherte das dem Andern zu. Man muß erstaunen, daß nur der König allein nichts vernahm. Aber wie konnte er es, da er, von seiner braven Nation und ihren Seufzern getrennt, diese Nation nur mit den Augen seiner lügnerischen Umgebungen sah? Er ward endlich enttäuscht. Und gerade die Mittel, welche seine Umgebungen gebrauchten, das, was sie heimlich fürchteten, zu unterdrücken, mußten das rechte Mittel werden, zu befördern, was sie nicht wollten. Die niederträchtige Frechheit in Entweihung des Briefgeheimnisses auf den Posten, indem sie durch das Unsicherwerden aller Privatverhältnisse die sanftesten Gemüther gegen die Regierung empörte, begünstigte nur trautere mündliche Mittheilungen, engern Zusammentritt und schnellern Umflug der dunkeln Gerüchte. Der Zensurzwang, von welchem die Zeitungen gebunden waren, damit das Volk nichts erfahre, als was die Regierung zu wissen erlauben wollte, verhinderte auch und weit mehr noch, daß die Regierung nichts von dem vernahm, was im Volke rege ward. So mochte das Kabinet von Madrid dann freilich von den Erscheinungen des Jänners und Februars sehr überrascht sein. Im Lande selbst war kein Mensch überrascht.

Allerdings die Augenblicke der großen Krise waren furchtbar. Denn wer konnte den Gang der allgemeinen Volksbewegung, wer den Ausgang des Kampfes über Spaniens Leben und Tod voraussehen? **) Noch schwiegen die Zeitungen, noch vertraute man der Post keinen bedeutenden Brief an. Niemand wußte mit Zuverlässigkeit an einem Ende Spaniens, was am andern Ende vorging. Man glaubte überall noch allein zu stehen, während die Gährung und der Aufstand

---

*) „Meine alten Freunde,“ heißt es in einem Briefe vom 10. Nov. 1819, „sind meistens ausgewandert oder schmachten in Kerkern; und so bin ich meist isolirt oder auf mich selbst beschränkt. Dieser fort, dauernde Druck hat mich düster und ungesellschaftlich gemacht. Aber ich weiß es, der entscheidende Augenblick ist vor der Thür, in dem Licht über Finsterniß, Menschenwürde über Knechtsthum, Tugend über Heuchelei siegen muß. Selig der Mann, der jetzt Mann zu sein Muth und Entschlossenheit hat; und Schmach den feilen Heuchlern, die um die Gunstbezeugungen betrogener Fürsten, um die vergiftete Tafel eines engherzigen Ministers, das Glück und Wohl eines Volks auf dem Altar ihrer Selbstsucht opfern. Europa wird bald von Spanien hören.“

**) „Nichts steht fest, nichts ist gewiß,“ heißt es in einem Briefe vom 16. Febr. 1820: „Ahnungen, Wünsche, Lüge, Betrug, Furcht, Gährung, fürchterliche Symptome, alles Gute und Böse in ein Chaos zusammengeworfen. Darüber brütet der Fittig der Zeit; und so könnte doch wohl noch aus dem abscheulichen Wirrwarr ein schöner Dianenbaum aufwachsen, der ganz dem Bilde eines wohlgeordneten Staats gliche.“

schon in den meisten Provinzen laut geworden waren. Man sandte sich gegenseitig Boten und ward angenehm betroffen, einerlei Sinn und einerlei That von allen Seiten wahrzunehmen.

Die heilige Sache hat gesiegt. Der König ist enttäuscht und hat sein Volk und das Volk seinen König wiedergefunden. Spanien wird seine alte Bedeutsamkeit in der Weltgeschichte wieder annehmen. Laß Dich durch keine Ultrablätter der Franzosen und Deutschen betrügen. Diese befangenen Köpfe schreiben und wissen nicht, was die Spanier sind und wollen, sondern nur was sie selbst sind und wollen. Es ist immer noch schief gegangen, wenn beschränkte Geister die Welt unmündig erklären und sich zu Vormündern der Nationen machen wollten. Welche thörichte Maasregel, daß man jetzt an den französischen Grenzen eine Sperre gegen die freisinnigen spanischen Zeitblätter anlegt! Unsere Regierung that noch vor einem Jahre das Nämliche; was halfs? „Famoso contrabando!" sagte man sich lachend, wenn man einander sonst eingeschmuggelte fremde Zeitungen wies. Aber wahrlich, die Franzosen können nichts mehr von den Spaniern lernen; die Spanier lernen auch von den Franzosen nichts. Es gibt gewisse ewige und heilige Sachen, die lehrt kein Volk das andere, sondern die lehrt die Natur, wie sie die Spinne im Weben, die Ameise im Sammeln, die Biene im Honigmachen unterrichtet. Keine Spinne, keine Ameise, keine Biene geht zu einer andern in die Schule. Das begreifen viele eingebildete Staatsmänner nicht, wie die linkischen Maasregeln beweisen, welche sie wählen.

Unterdessen gestehe ich gern ein, so leicht, wie wirs uns hier jetzt denken, wird es doch nicht mit der Vollendung unserer Metamorphose gehen. Ich glaube an keine Wunder, ausser pflichtmäßig an die biblischen; also auch nicht an die Wunder in der Völkergeschichte.

Man ist jetzt noch in einem Schwindel der ersten Freude; und man glaubt, die ganze Nation juble, weil man nur die Jubler hört, aber nicht die Schweigenden. Die Schweigenden werden jedoch auch zu ihrer Zeit einmal wieder ans Wort kommen. Viele Klostergeistliche schweigen, viele alte Rathsherren, viele abgedankte Höflinge (mandarines del palacio, wie man sie jetzt heißt), viele Altprivilegirte.

Sie thun für jetzt auch wohl daran, sich nicht laut zu geben. Denn der größere Theil der Nation ist gegenwärtig in einer ernsten, höhern Stimmung, auf das Werk zu stolz, durch das Neue noch zu sehr gereizt; durch die Erwartungen von der Zukunft zu sehr gespannt, und durch die Bewegung aller Herzen zu sehr gerührt und verbrüdert. Allein die Zeit muß auch sicherlich kommen, in der das Neue endlich alt wird und wo manche zu hoch geflogene Hoffnung ihre Schwingen wieder sinken lassen muß. Dann werden die Schweigenden reden und damit anfangen, sich als die Besonnenern gelten zu machen. Dann werden die bevorrechtet gewesenen Familien, die Klösterlinge, die verdrängten Beamten, und Alle, welche im heutigen Sturm und Drang einen Rippenstoß bekommen haben, sich hervormachen, vornehm spötteln, verdächtigen, an alte Zeiten mahnen, verketzern, zu heroischen Wagstücken ermuntern. Es werden sich nach und nach an sie diejenigen anschliessen, welche der Umschwung der Dinge in ihren Privat-

rechnungen betrog, die bei den Wahlen zurückgesetzt wurden, eben so gut Abgaben zahlen müssen, wie Andere. Die Menschen sind diesseits der Pyrenden Menschen, wie jenseits.

Man wird den Widerstand gegen die neue Ordnung der Dinge anfangs mit dem Mantel der Freiheitsliebe verhüllen, mit der Redensart beschönigen, Opposition sei in einem freien Lande das Salz der Freiheit. Man wird Schritt um Schritt bis zu den kühnsten Versuchen thun. Das ist sehr möglich, ja ist sehr wahrscheinlich. Denn wahrhaftig die Volksnatur auf der Halbinsel hat sich mit der Proklamirung der Cortesverfassung nicht so jählings verändert. Die Mehrheit der Nation, und ich kenne sie seit manchem Jahr, ist in ihrer Bildung sehr zurück, besonders der Bauer und der gemeine Mann in den Flecken und Städten roh, abergläubig und unbeschreiblich bigot. Der geistliche Arm wird lange noch neben dem weltlichen ein gewaltiger Arm bleiben.

Wenn auch gegenwärtig die Mehrheit der Weltgeistlichen für die Revolution stimmt, weil sie die Klostergeistlichen sinken zu sehen wünscht und eine reichere Ausstattung der Pfründen erwartet: wird sie doch kein Haar breit von ihrem Einfluß einbüßen wollen, den sie bisher besaß. Wirklich spürt man, wenigstens in hiesigen Gegenden, schon jetzt etwas von den Wirkungen des Mönchsgeistes und — lache nicht — des englischen Goldes.

Die Verfassung selbst hat einzelne Gebrechen, die sie theils der Eilfertigkeit, in welcher sie verfertigt wurde, theils den Umständen, unter welchen sie entstand, theils der beständigen Rücksichtnehmung auf das spanische Amerika schuldig ist. Ihr Kern ist vortrefflich, die Gebrechen sind eigentlich nur Nebensachen. Ich will ein andeesmal umständlicher darüber sein. Doch verkenne ich das Uebel nicht, welches daher erwachsen kann. Denn weil nichts an der Verfassung, laut ihren eigenen Bestimmungen, geändert oder verbessert werden darf, bevor sie nicht acht Jahre lang in allen Stücken vollzogen ist, wird sie den Cortes selbst oft zum Anstoß werden. Weit gefährlicher aber noch würde der Entschluß werden können, sie vor der festgesetzten Frist auszubessern. Man weiß nie, wo eine konstituirende Versammlung zuletzt stehen bleibt; und nichts führt leichter zu Umtrieben, Gährungen, gesetzlosen Wagstücken und bürgerlichen Parteiungen und Händeln, als das Meistern und Zimmern am Räderwerke der Staatsmaschine.

Alle diese Umstände, wozu noch die schon lautgewordenen Meinungsparteien und die Reibungen des Provinzialgeistes und Provinzialstolzes kommen, wer will es läugnen, können allerdings Sorgen erregen. Ja, es kann noch Blut kosten. Aber der König steht fest, und er muß es jetzt mehr, denn je, seines und des ganzen Reichs Interesse wegen; und in jedem Fall werden die Bajonete Alles im Gleis erhalten. Es wird nur theilweise Erschütterungen geben.

Denn für die Aufrechthaltung der Cortes ist bei weitem der größte Theil der Nation durch die Natur der Dinge in Anspruch genommen. Sie empfand ihr Elend unter der Herrschaft der Willkühr zu sehr, um diese je zurückzubegehren. Landbau, Gewerbe und Handel lagen zu Boden gedrückt; der Staatskredit war verschwunden; das Geld verkroch sich; die Auflagen

erschöpften Alles und genügten zu nichts; die Soldaten sogar waren elend, oft gar nicht besoldet; die Offiziere standen alle um mehrere Monate mit ihrer Löhnung zurück; man sah die tapfern Krieger, welche Spaniens Selbstständigkeit einst so heldenmüthig gegen Frankreich vertheidigten, in Lumpen, halbnackt, oft baarfuß im Mantel, der ein zerrissenes Hemd deckte, die Wachen beziehen; rechtliche Leute zitterten vor den gefräßigen Polypenarmen der Inquisition; Klagende riefen umsonst das Recht an; Petitionen an den Monarchen wurden unbeantwortet gelassen, oft gestraft; die Ehre keines Mannes, die Ruhe keiner Familie, das Geheimniß keines Herzens war sicher; was man nicht durch den Beichtstuhl, durch Verhaftungen und Hausdurchsuchungen erfuhr, ward durch Erbrechung der Briefe auf den Posten ausgekundschaftet. Den schönen Worten der Proklamationen, den Verheißungen des Königs maß die lange getäuschte Nation keinen Glauben mehr bei. Nur die Höflinge, die Glücksritter, welche in Spielen und glänzenden Festen und Großthuereien den Bettelpfennig der Nation verpraßten, und die reichlich mit allem ihrem Ansehen und Gut wieder ausgestatteten Mönche befanden sich im allgemeinen Elende gar behaglich. Ich übertreibe nichts; aber ich bin nicht fähig, den Druck und den Unmuth der ganzen Halbinsel lebhaft genug zu schildern. Aber wie groß er gewesen, bezeugt schon der einzige Umstand, daß einerseits die Regierung selbst zu Allem gelähmt dastand, und anderseits die ganze Nation gleichzeitig, wie durch einen Zauberschlag geweckt, zu ihrer Selbsthilfe aufstand.

Das sind die Wirkungen der zügellosen Ministerialherrschaft, der Mönchstriumphe, der Scheidung des Volks von seinem Könige durch das Dazwischentreten einer gegen Thron und Nation gleich habsüchtigen Aristokratie der privilegirten Klasse. Und eine solche Regierungsform konnten die Chateaubriands, die Villeles und Andere vermittelst einer politischen Reaktion für den Augenblick in die Höhe geworfenen Ultra preisen! Und den großen Rettungsversuch einer edeln Nation, sich aus Armuth, Verworfenheit, priesterlichem, adelichem und ministeriellem Joch zu erlösen, konnten eben diese Menschen Jakobinerei heißen!

Vergebens wird man aber der Masse der Spanier predigen, es sei besser, daß die untern Volksklassen die meisten Abgaben entrichten, die vornehmern bevorrechtet bleiben: die Gleichheit der Pflicht, daß verhältnißmäßig Alle zu den Staatsbedürfnissen beitragen, leuchtet Jedem ein, wenn auch nicht den Eximirten; — vergebens, daß es wohlthätiger sei, wenn Beamte, Inquisitoren, Minister nach Belieben Verhaftungsbefehle, Hausuntersuchungen anordnen können: Jeder weiß, wie werthvoll Jedem wenigstens die Sicherheit seines Hauses und seiner Person sei; — vergebens, daß es dem Glanze des Thrones ersprießlicher sei, wenn der Hof ohne Unterschied für öffentliche und für eigene Bedürfnisse, ohne anzufragen, Geld fordert, und ein Königreich wie ein Hausgut, und die Bürger wie Leibeigene behandelt, deren Vermögen das Eigenthum des Leibherrn ist: Jeder weiß, daß der Thron am glänzendsten und stärksten ist, wenn ihn, statt der Schergen, die Liebe und Ueberzeugung einer ganzen Nation emporhält; daß man freiwillig lieber und mehr gibt, als sich gezwungen nehmen läßt.

Sehr möglich ists, daß man sich in Spanien noch über Nebensachen entzweit; im Wesentlichen aber stimmt die Nation fest zusammen, und dies wird sie nie wieder fahren lassen. Dafür bleibt sie einstweilen ruhig in Waffen, bis die Cortes im Sommer versammelt sind, bis die Verfassung überall in Wirksamkeit getreten ist, bis die Rückwirkungen der privilegirten Stände und Klöster gefahrlos gemacht sind u. s. w. — — —

2.

Die Revolution im Städtchen Puigcerda. — Der Bolero. — Patriotische Schauspiele. — Lieder.

— — — In den Augenblicken, da Quiroga's Aufstand kund ward, da sich tausend widersprechende Gerüchte durchkreuzten, da das Gefühl lebendiger ward: Länger gehts nicht, es muß anders werden! — da endlich der Nationalentschluß reif ward, sich für die Cortes zu erklären, um allen von oben herabkommenden Plagereien ein Ende zu machen, waren die gesammten hohen und niedern Beamten in der peinlichsten Lage. Von der einen Seite sahen sie die unruhigen Bewegungen im Lande, von der andern Seite mußten sie, bei der geringsten Pflichtversäumniß, Alles von der Rache des Hofes besorgen. Selbst diejenigen, welche im Herzen dem Streben des Volks Glück wünschten, waren, vermöge ihres Amtes, gebunden, ihm kräftig entgegenzuarbeiten. So wurden sie, wider ihren Willen, auf eine oder die andere Art verdächtig. Viele von ihnen waren in den Gemeinden schon vorher verhaßt, bloß weil sie das Unglück gehabt hatten, Vollzieher widerlicher Befehle und Aufträge zu sein, die sie selbst persönlich gemißbilligt hatten. Eben dadurch verlor auch der edle Generalkapitän Castaños, den alle Katalaner einmüthig wegen seiner persönlichen Tugenden hochschätzten, in diesen kritischen Augenblicken das Zutrauen, und um so mehr und um so plötzlicher, je mehr der Hof im Zeitpunkt der Gefahr auf ihn zählte.

Es war überall sehr ungleich, wie das Volk sich für die Herstellung der Cortes erklärte. In einigen Provinzen ging der erste Anstoß dazu von den Kirchspielen und Dörfern aus, wo entweder die Landleute nicht mehr den Druck der Abgaben ertragen konnten, oder wo ein vaterlandliebender Pfarrer wohnte, oder wo viele Männer, die einst Gut und Blut für die Cortes und den König gegen die Franzosen geopfert hatten, nun ihren Heldenmuth beinahe bereuten, weil sie damit die Lage des Landes nur verschlimmert sahen. In andere Provinzen kam die Anregung zuerst durch den Vorgang der dasigen Hauptstadt; und dem gegebenen Beispiele folgten dann freudiglich alle Gemeinden. Jede derselben machte zunächst, wie natürlich, ihren unmittelbaren Beamten, als Werkzeugen des Hofdespotismus, den Krieg. An einigen Orten geschah dies stürmischer, an andern Orten glimpflicher. Die traurigen Mördereien von Cadiz (noch ist ihre wahre Veranlassung Geheimniß, und vielleicht gut, daß sie ewiges Geheimniß bleibe), die Vorfälle in Madrid, der Gang der Dinge in Valencia, Barcelona und andern großen Städten sind aus den Zeitungen bekannt.

Wie sich die Revolution in kleinen Städten und Flecken wunderschnell machte, davon kann

die Geschichte des katalanischen Städtchens Puigcerda als Beispiel dienen, dessen ehemaliger Militärgouverneur, Don Nicolas Dusmet, gerade jetzt einen Rechtshandel anfangen will, weil man ihm den Patriotismus abspricht.

Puigcerda, hart an der französischen Grenze, Hauptort der Grafschaft Cerdagne, ist ein ummauerter Flecken auf einem Hügel, und zählt ungefähr fünfzehnhundert Seelen. Die Einwohner leben größtentheils vom Landbau; doch fehlts nicht an den nöthigen Handwerkern, und auch sind einige, doch unerhebliche, Wollenmanufakturen da.

Hier vernahm man erst am 13. März theils durch Briefe, theils durch öffentliche Blätter von Barcelona, daß in dieser Hauptstadt die Verfassung der Cortes am 10. verkündet worden sei. Die Botschaft verbreitete sich wie ein Lauffeuer. Binnen einer Stunde wußten es Alle. Nun ließ man die Arbeit liegen; Lust war an allen Ecken; man trat auf den Straßen und auf dem Platze zusammen; man besprach sich; einzelne Stimmen tönten ein viva und die Guitarren sumseten fröhlich dazwischen. Die Haufen zogen sich enger zusammen; man ging vor das Rathhaus, jauchzte ein viva la Constitucion! viva el Rey! und verlangte, man solle die Cortesverfassung sogleich verkündigen. Das geschah aber nicht. Der Militärgouverneur machte Bedenklichkeiten, und der größere Theil des Stadtraths, meistens Personen von seiner Wahl, stimmten ihm bei. — Was war zu thun? Man zog sich zurück und ward des Abends nur zahlreicher auf dem Hauptplatz. Musik voran, begab sich das Volk abermals zum Stadtrath und verlangte die Verfassung feierlich verkündigt. Neue Weigerung von Seiten des Gouverneurs. Das machte Verdruß. Die Bürger wurden stürmischer. Dem Stadtrath schien die öffentliche Stimmung nicht mehr geheuer. Der Gouverneur, in schwerer Verlegenheit, mußte sich bequemen, die Verfassung der Cortes ausrufen zu lassen. Dies geschah nun zwar nur, wie ein Werk der Noth und Angst, ohne alle Zeremonie, aber die guten Leute von Puigcerda waren damit schon zufrieden, machten Musik und tanzten beim Gesurre der Guitarren und Kastagnetten bis an den hellen Morgen. Keiner dachte daran, den Gouverneur oder seine Familie zu kränken, wiewohl er eben nicht der beliebteste war. Ihn aber ergriff doch Furcht und er begab sich eilfertigst über die französische Grenze nach Burgmadam oder Guinguetas. Man ließ ihm aber sagen, er könne ohne Sorge zurückkehren, es werde ihm nichts geschehen.

Am 17. März empfing man amtliche Nachricht, daß auch in Madrid die Verfassung verkündet und vom König angenommen sei. Nun stieg der Jubel aufs Höchste. Folgenden Tags ward auf der Stelle verfassungsmäßig der neue Stadtrath gewählt, dann einen Tag später die Konstitution in der großen Kirche beschworen. Dahin ging im festlichen Zuge der neue Rath; Musik zog ihm voran; der Schwarm des Volks folgte; alle Glocken läuteten; alle Kanonen donnerten. Aus dem Hause des neuen Alcalde wehte eine Fahne mit der Nationalfarbe und der Inschrift: Viva la Constitucion, el Rey, la Religion y la Nacion. Der Hauptplatz empfing den Namen Plaza de la Constitucion. Des Nachts ward das Städtchen beleuchtet; es wurden öffentliche Bälle gegeben mit Erfrischungen; genug man war im Himmel, nur der Gouverneur

nicht, welcher durch die Majestät des Volkswillens urplötzlich in einen Exgobernador verwandelt dastand.

Ungefähr auf ähnliche Weise geschah die politische Umwälzung in andern Städten, Flecken und Dörfern. Ueberall war man reif dazu. Es ging von selbst. Nirgends erwartete man dazu erst Befehle von oben herab. Zur Verwunderung sah man in allen Ortschaften Exemplare der gedruckten Cortesverfassung von 1813 ans Tageslicht hervorkommen, die bisher, wie verbotene Waare, geheim gehalten, darum aber nicht minder fleißig studiert worden waren. Man sieht also auch hier, wie eitle Mühe sich die Bücherzensoren, Polizeien und Inquisitionen geben, wenn sie Wahrheiten und Ideen ausrotten wollen, welche einmal im Volk aufgenommen und anerkannt worden sind. Man sieht auch daraus, wie abgeschmackt die Einbildungen der französischen Ultra sind, wenn sie meinen, die spanische Revolution sei von einer zerstreuten Bande Jakobiner, Freimaurer, Philosophen, Revolutionärs u. dgl. m. gemacht.

Seit das Volk (man kann nicht sagen, die Regierung) die Buchdruckerpresse frei von den alten Banden gestellt hat, erscheinen in allen größern und kleinern Städten, wo man sonst nur Breviers, Ablaßzettel, Indulgenzen u. dgl. cum permissione superiorum druckte, Zeitschriften und Zeitungen in mancherlei Gestalt und Werth. Begierig wird jetzt Alles vom Volke gelesen, selbst in den Dörfern, wo es nicht an öffentlichen Vorlesern und Auslegern fehlt. Häufig findet man Geistliche, welche dem Volke die neue Verfassung vortragen und erklären. Das geschieht nicht nur in Dörfern, sondern auch in großen Städten, und es findet sich jedesmal zahlreiche Zuhörerschaft ein.

Die Zeitungen, soviel ich deren bisher sah, athmen den gemäßigten Geist der Nation selbst, aber auch den Geist der Freiheit, welcher die Wahrheit zu sprechen nicht scheut. Hier herrscht bis jetzt kein französischer Revolutionston; ich zweifle, daß er je zur Herrschaft kommen wird, wenn nicht mißvergnügte Adeliche und Priester durch ihre thätige Widerspenstigkeit die Wuth gegen sich aufwiegeln. Dann aber wehe ihnen, weil sie in blinder Verstocktheit ihr eigenes Verderben bereiten.

Mit Erklärung der Preßfreiheit ist auch das dicke Verzeichniß verbotener Bücher in tödtliche Vergessenheit gesunken. Die Buchhandlungen zu Perpignan und Bayonne halten dabei guten Markt. Sie liefern fast wöchentlich beträchtliche Ballen französischer Schriften nach Spanien; am meisten aber Werke moralischen und philosophischen Inhalts. Die Uebersetzungen der besten französischen Schriftsteller ins Spanische, von Merchena veranstaltet, verbreiten sich mit neuem Leben über die ganze Halbinsel und streuen einen Schatz freier Ansichten aus. Eben so findet man jetzt auch an allen öffentlichen Orten, ausser den inländischen, die vorzüglichsten englischen und französischen Zeitungen zu lesen. Es versteht sich dabei, daß ein papel servil (ein knechtsinniges Blatt) weniger Beifall hat, als ein papel liberal (ein freisinniges).

Wie in der ganzen Welt, sind auch in Spanien die bessern Köpfe die Fürsprecher und Vertheidiger der Volksrechte gegen die Anmaßungen der privilegirten Kasten. Wie kann es

anders sein? Männer von Geist, Kenntniß und Liebe der Menschheit, sollten sie Schutzredner der Unnatur und des Unverstandes werden? Gerade dies aber wird die Sache der Menschheit siegreich emporhalten, wie sehr auch die Inhaber der Geburtsvorrechte das Gegentheil und die bleibende Knechtschaft und Bevogtung der Nation verlangen möchten.

Unsere Spanier aber, weit entfernt, mit frivoler oder plumper Ausgelassenheit nun über alles Ehrwürdige und Heilige herzufallen, wie es in Frankreich zu Anfang der Revolution geschah, behandeln, was sie berühren, mit einer Würde und Anständigkeit, die wahrlich andern Völkern als Muster gelten könnte. Mit Entzücken verkünden sie Freiheit; aber neben der Freiheit stehen Religion und König, als Heiligthümer der Nation. Ja, vielmals wird man gewahr, daß sie, nun die Nation ihrer selbst würdiger geworden, auch im Sittlichen und in Sachen des Geschmacks auf Veredlung dringen. Häufig wird der schöne Vers des Cienfuegos angerufen:

> Was sich der Sklav' erlauben darf,
> Geziemt dem Freien nicht!

Neulich eiferte sogar eine Stimme gegen den allbeliebten Bolero. Du wirst diesen üppigen, wollüstigen Tanz der Spanierinnen (doch meistens bloß der Theater-Phrynen und lockenden Bajaderen) wenigstens aus der Beschreibung und dem Namen nach kennen. Er ist verführerischer und sagt in den Bewegungen und Stellungen der Tänzerinnen mehr, als das dazu gesungene Wort:

> Yo no se loque siento
> Cuando te miro;
> Yo no acierto
> Porque suspiro;
> Y solo siento
> Que aca dentro del alma
> Me dan tormento.

„Sind wir fortan eine freie Nation," sagt ein Schriftsteller in der Zeitschrift la Colmena, „so soll unser Sinn auf das Edle und Heldenmürdige gerichtet streben; und es scheint uns, dieser Tanz müsse verschwinden. Nicht das Aeussere der Staatsform und der bürgerlichen Ordnung allein, Alles, auch das Gemüth, auch der Geschmack entspreche der Verfassung, sei erhaben, adelvoll, der spanischen Nation würdig. Und ein solcher Geist verträgt sich nicht mit dem Bolero, der Cachucha, dem Churripampli und dergleichen Tänzen, die einen verderbten Geschmack, wenig Zartsinn und grobe Sitten andeuten."

Auch die Cachucha und der Churripampli sind Tänze, welche nur auf dem Theater getanzt zu werden pflegen; in guten Gesellschaften nie, oder ich wüßte nicht, wo in Spanien. Eben so ists mit dem Fandango, den man nur in Andalusien vom Volke getanzt sieht, in andern Gegenden aber, auch hier in Katalonien, nur auf dem Theater erblickt. Auf der Bühne

in Barcelona, eben so in andern Städten, wo Schauspiele bestehen, vergeht indeß keine Woche, da nicht der **Fandango** (von einem Tänzer und einer Tänzerin), die **Cachucha** (von einer Tänzerin allein) und **Seguidillas manchegas** zur Schau gegeben werden.

Wie wohlgemeint der republikanische Ernst zur Sittenreinigung sein möge, muß ich doch zweifeln, daß er zum Ziel komme. Man schafft Staatsformen leichter um, als Menschennaturen. Sittlichkeit und Geschmack einer Nation hangen nicht von der Gesetzgebung ab, sondern vom Zustande der Wissenschaften, des religiösen und bürgerlichen Unterrichts und des öffentlichen Wohlstandes.

Die großen Zeitereignisse sind auch schon für die Bühne benutzt worden. Man hat Schauspiele in Bezug auf dieselben geschrieben und aufgeführt, die jedoch nur zu sehr das Gepräge der Gelegenheitsstücke trugen und wenig Wirkung machten. Zum Beispiel erschien neulich auf der Bühne von Barcelona La victima de la Inquisicion (das Schlachtopfer der Inquisition). Es ist ein Stück von zwei Akten, in Versen, und der Dichter desselben heißt **Martilo Faventino**. Ein volles Haus hat es gemacht, aber doch nur für zwei Tage. Von demselben Verfasser ist auch ein kleines Lustspiel, oder vielmehr eine Sainete: La ponchada ó la confusion de un servil (der Stich, oder der Aristokrat in der Klemme) aufs Theater gebracht. Die platten Späße können wohl einmal, aber nicht lange unterhalten. Es hängt bei solchen Stücken mehr von der Laune und den Einfällen der Schauspieler, welche das Beste zur Sache thun müssen, als vom Geist des Dichters ab. Die **Sainete** sind nämlich kleine Stücke von einem Aufzug, meistens vom Verfasser nur in Rücksicht der Handlung und Szenenfolge angelegt und von den Schauspielern aus dem Stegreif gesprochen, dazu mit eingelegten Gesängen und Tänzen geschmückt. Die Hauptfiguren in der Sainete stellen Personen aus dem gemeinen Volke vor, die dann durch derbe, kräftige Scherze, durch Natürlichkeit und fröhlichen Sinn einen Abend belustigen.

Diese Possen machen noch immer die dramatische Lieblingskost der Spanier, so wie die Ballets. Die bessern Arbeiten der **Calderon**, **Vega**, **Cienfuegos** u. s. w. sieht man selten. Neuere Dichter für die Bühne von ausgezeichnetem Werthe kennt man keine; doch zeigen Einige gute Anlagen, wie **Gorostiza** für das edlere Lustspiel. Am meisten hilft man sich mit Uebersetzungen französischer Stücke aus.

Auch an patriotischen Liedern mangelts jetzt nirgends. Der Spanier singt gern zum Sumsen seiner Guitarre. Und es ist gewiß, daß manche Wahrheiten und Grundsätze, welche, trocken hingesprochen, oder in Büchern gelesen, keine bleibende Stätte im Gedächtniß finden, durch Gesang am leichtesten verstanden, am schnellsten verbreitet werden, und im Gefühl des Volks Leben und Dauer empfangen. Aber auch in diesen Liedern, wenigstens in denen, welche, ich bisher hörte oder las, haucht der nämliche Geist, welchen man jetzt überall in Spanien von einem Meere zum andern wahrnimmt. Begeisterung für die Freiheit, aber auch unaustilgbare Ehrfurcht für die Religion (nicht immer eben für die Priester, am wenigsten für die Kloster-

geistlichkeit) und Liebe für den König, der bald die bella esperanza de España, bald der Rey de los buenos heißt. Der spanische Stolz, welcher für sein Volk auch schon zuweilen den Titel la grande Nacion passend findet, durch welchen sich noch vor Kurzem die französische Nation theils verhaßt, theils lächerlich machte, hat das Gute, daß er vor Nachäffereien der Ausländer und vor Selbstbesudelungen durch revolutionäre Ausschweifungen bewahrt. In solcher Hinsicht finde ich gut, daß Nationalstolz bei den Völkern genährt werde. Es kann aber auch nicht fehlen, daß er im jetzigen Hochgefühl nicht zuweilen auf andere Völker von oben herabschauen sollte. Die Engländer, wie die Franzosen, sind in Spanien nicht beliebt; noch weniger jetzt aber die Engländer, als die Franzosen. Man scheint die letztern mehr zu bemitleiden, die erstern mehr zu fürchten.

Das Mitleiden ist freilich mit etwas Verachtung gemischt; doch trifft die Verachtung weniger das französische Volk, als dessen Führer. Jeder Spanier läßt der Tapferkeit, auch wohl der Freiheitsliebe der Franzosen Gerechtigkeit widerfahren. Aber den Ultra derselben schleudert man heutiges Tages so böse Spitzworte zu, wie ehemals ihren räuberischen Generalen und Kommissarien. In einem patriotischen Liede von Selta Runega an König Ferdinand VII heißts unter anderm:

Deja, deja que necios serviles
Te censuren; no importa, avanzar;
No detiene la luna su curso
Aunque el perro se esfuerze ladrar.
Privilegios no existen agora,
En España no son menester;
Quien los quiera, conśiérarse en Francia
Con el *ultra Ministro Pasquier.*

Beinahe noch minder hold sind die Engländer angesehen. Der britische Stolz und der spanische Stolz können nicht wohl mit einander gemeinen Weg machen. Es schmerzt die ächten Spanier beinahe weniger, was sie durch das politische und kriegerische Räuberwesen der französischen Heere und Feldherren litten, als daß eben die Engländer Theil am Ruhme haben wollen, und leider haben mußten, Spanien von fremder Gewalt zu befreien. — „Der König und die feilen Minister mögen sich beim Marschall Wellington bedanken," sagte mir der Alcalde eines kleinen Fleckens, welcher selbst den Befreiungskrieg mehrere Jahre mitgemacht hat: „die spanische Nation hat nicht Ursache zu danken. Wellington hat nur Verdienste um die Höfe, aber nicht um die Völker. Warum hatten uns Karl IV, die Königin, der Friedensfürst, das ganze Hofgesindel, die Priesterschaft, der Adel, Alles in Ketten gehalten, daß wir zuletzt nicht mehr Arm und Bein bewegen konnten? Wir aber wären mit den Franzosen fertig geworden, wir allein, ohne der Engländer Beistand, wenn es auch ein Jahr länger gedauert hätte. Wir wären durch das Jahr 1813 von selbst der Franzosen los geworden; die Engländer waren

überflüssig. Nun wir ein konstitutionelles, freies Volk sind, fürchten wir keine Napoleonen mehr. Wir werden unser Land und unsern König zu schützen wissen. Es war Unsinn, wenn sich sonst die Könige einbildeten, daß sie die Völker beschützten. Man hat gesehen, was aus der Verkehrtheit der Begriffe und Redensarten, diesem Machwerk serviler Speichellecker, für Unheil gekommen ist. Es heißt, die Könige besinnen sich, ob sie unsre Verfassung, und Ferdinand VII darin, anerkennen wollen. Mögen sie nur ihre Lohnsoldaten schicken, die sollen bald anerkennen, wer wir sind!"

Lord Wellington hat in Wahrheit ein verdrießliches Schicksal. Fast alle Höfe von Europa haben ihn mit Lorbeern, Geld, Geschenken aller Art, Ordensbändern, Titeln und Liebkosungen überhäuft; aber die Nationen, stolzer als die Könige, behandeln ihn gleichgültig, oft nichts weniger als schmeichelhaft. Er ist den Portugiesen zuwider, und hat doch Lissabon meisterhaft vertheidigt, freilich nachdem er Portugal zwischen Coimbra und dem Tajo erst zur Wüste gemacht hatte. In Spanien blickt das Volk so argwöhnisch und unbehaglich auf ihn hin, wie in Frankreich, und doch glaubt er Verdienste unsterblicher Art um diese Länder zu haben. Aber mein Alcalde mag vielleicht nicht so ganz im Irrthum sein: „er hatte Verdienste um die Höfe, aber nicht um die Völker; so mögen ihn die Höfe belohnen, wenn ihn die Völker vergessen." — —

3.

Ueber Gegenrevolution. — Menschenhandel. — Villa Campa. — Agustin de Arguelles.

— — Der Jubel um die Wiedergeburt steigt mit jedem Tage. Es ist wahrhaftig unter uns ein neues Leben. Alle Provinzen, alle Stände, alle Volksklassen, alle Individuen, alle Interessen sind einander näher gerückt. Von hier aus wird die wahre Freiheit über Europa ausgehen. Retterin der Idee des Volksrechts ist Spanien schon jetzt geworden; diese Idee war ja schon von Priestern, Edelleuten, Ministern und feilen Herolden des Despotismus im ganzen Europa verbotene und verpönte Waare. Nachdem das tolle Wesen der Jakobiner verhallt war, kam der ärgste Unsinn des barbarischen Alterthums wieder an die Tagsordnung, ein neuer Jakobinismus der Privilegirten. Die Völker wurden wieder zu Sachen gemacht. Alle Tugendhaften, alle Rechtliebenden fingen schon an zu verzagen. Die Ultra und Legitimen aller Länder hielten ihren Sieg schon für vollendet. Da machte ihnen Quiroga den ungeheuern Riß durch alle ihre Pläne, und Alles nahm wieder andern Ton an. Die Höfe werden sich endlich überzeugen, daß die Nationen und deren Haß gegen Willkühr für etwas gezählt werden müssen.

Spanien hat keine Gegenrevolution zu fürchten. Der Grund zu dieser Ueberzeugung liegt theils im festen, treuen Willen und in der unvermeidlichen Nothwendigkeit des Königs, an der Verfassung der Cortes zu halten, theils in dem Interesse des Volks. Denn die Menge der Privilegien und Immunitäten hatten den schwersten Theil der Abgaben, zu Gunsten einiger tausend reichen Familien und Müßiggänger, auf das Volk gewälzt. Am härtesten waren die

Provinzen der kastilischen Krone belastet; die der aragonischen Krone waren minder schwer. In allen Provinzen fand man sie verschieden. Unverständige Finanzminister und Klöster vereinigten sich, Handel, Gewerb und Landbau zu tödten. Wäre Amerika schon früher abgefallen, hätte schon früher eine Staatsumwälzung vor sich gehen müssen. Die Gleichheit der Besteurung, die Beseitigung aller verderblichen Kastenvorzüge und Vorrechte, diese Basis der Cortesverfassung, erleichtert dem Volke das Leben. Die Schulden des Reichs sind für die bisherigen Kräfte desselben ungeheuer. Sie werden nicht sobald an den Tag kommen, als man sich auch von der Unmöglichkeit überzeugen wird, sie ohne Aufhebung der zahllosen Klöster zu tilgen. Man schätzte die gesammten jährlichen Einkünfte des Königs auf fünfzig Millionen Piaster; aber die gesammten jährlichen Einkünfte des Klerus betragen über sechszig Millionen Piaster. Die großen Güterbesitzer werden die Aufhebung der Klöster fordern, um durch Tilgung der Staatsschuld und Verminderung der Zinsen ihre Abgaben zu verkleinern; die Landleute werden sie fordern, um durch Zerstückelung der Klostergüter Eigenthum zu erhalten; die freisinnigen Bürger werden sie fordern, um die Widersacher der Denkfreiheit und bessern Ordnung zu lähmen.

Mit Ausnahme der Klöster gewinnen alle Stände, besonders der Handelsstand. Denn diesem waren bisher auf die unverantwortlichste Weise zu jedem Aufschwung die Flügel gelähmt. Zwar täglich laufen im Hafen (von Barcelona) Schiffe aus und ein; aber meistens nur unbedeutend befrachtet; mehr Binnenhandel, als auswärtigem dienend; meistens kleine Fahrzeuge von Katalanern. Ich zählte z. B. vom 10. Mai bis zum 17, also in letzter Woche, achtundvierzig mit verschiedenen Waaren, Wein, Zucker, Sassaparill, Eisen, Getreide, Kakao, Kaffee, Zitronen u. s. w. befrachtete Fahrzeuge. Davon waren achtundzwanzig aus spanischen Hafenstädten am Mittelmeer, drei aus Mahon, eins aus Majorka, eins aus Ibiza, eins aus Genua, zwei aus Livorno, vier aus Marseille, eins aus Amsterdam, eins aus Lissabon, eins aus Puertorico, drei aus Havanna, eins aus Cuba, eins aus Bahia de todos los Santos.

Mit Menschenfleisch wird nebenbei auch noch gehandelt. Nicht nur, daß der Negerhandel in Amerika, wo es sich irgend machen läßt, fortbesteht, sondern er wird selbst in Spanien ohne Scheu getrieben. Noch unterm 24. April ward zu Cadiz ein zwölfjähriger Negerknabe, zu allen Hausgeschäften brauchbar, in einer dortigen Zeitung (diario mercantil) ganz öffentlich feilgeboten. Ein garstiges Handwerk, das man in einem freien Lande treibt! Aber auch dagegen fangen schon Stimmen an sich mächtig zu erheben, und die europäische Unnatur wird endlich auch in dieser Hinsicht mit Stumpf und Stiel ausgerottet werden.

Noch eins muß mit Recht für die nächste Zukunft Sorgen einflößen: die feindselige Rückwirkung derjenigen Personen, welche jetzt plötzlich aus dem Stande der Verfolgung und Noth, aus Kerkern und Verbannungen an die Spitze der öffentlichen Angelegenheiten gestellt werden. Wie unwürdig benahmen sich die französischen Ultra nach ihrer Rückkehr und die Ultra aller Länder nach einem Siege? Und doch habe ich die beste Hoffnung, Spanien werde auch hier andern Nationen als Muster gelten können. Die verfolgten Liberales waren meistens sehr

tugendhafte und aufgeklärte Männer geistlichen und weltlichen Standes. Sie blieben, was sie gewesen waren, im Elend. Sie werden ihren Edelmuth auch durch den jähen Umschwung des Glücks nicht einbüßen.

Der jetzige vom Volke erwählte Generalgouverneur von Katalonien, Villa Campa, war einer der trefflichsten und gebildetsten Offiziere. Er ward wegen seiner politischen Meinungen zurückgestoßen, und konnte sich glücklich schätzen, mit Hauptmannsgehalt, den er zuletzt nicht einmal bezahlt bekam, in tiefster Verborgenheit zu leben. Er wohnte in einem Dorfe, eine Tagreise weit von hier. Alle Katalaner kannten und schätzten ihn. Er hatte, was er werth war, im langen Kampfe gegen die Franzosen bewiesen. Aber man bekümmerte sich um ihn nicht weiter. Es gab eine Zeit, da es Verbrechen war, solch' einen Mann zu ehren, den der Hof nicht wollte. Er litt im eigentlichen Sinne des Worts oft Mangel. Seine Kleider waren schlecht und abgetragen. Oft lebte er nur von dem, was er sich auf der Jagd schoß. Als er mit Jubel gewählt war und die Abgeordneten aus Barcelona zu ihm kamen, um ihm zu sagen, daß er Generalgouverneur von Katalonien sei, hatte er in seinem ganzen Vermögen nur ein paar Realen. Er zog seine abgeschabte Uniform an, stieg aufs Pferd, ritt nach Barcelona und ward hier mit betäubendem Triumph empfangen. So holte das römische Volk einst seine Diktatoren vom Pfluge. — Viele fürchteten die Rache des Mannes. Sie hatten unrecht. Er blieb gerecht und gemäßigt, weil er wußte, daß eine bessere Ordnung der Dinge nur durch Mäßigung und Rechtlichkeit erhalten, nur durch Leidenschaftlichkeit zerrissen werden könne.

In gleichem Geiste lebt die provisorische Junta zu Madrid. Alle Verfolgtgewesenen genießen jetzt Triumphe; und wie weit man hört, sind eben sie die Ersten, welche vom Gedanken an rächerische Rückwirkungen abmahnen.

Einer der geistvollsten Männer und ausgezeichnetsten Redner der alten Cortes von 1812 war Don Agustin de Arguelles, als Abgeordneter von Asturien, gewesen. Nach der „Restauration des Volksrechts" (so nennt man die Umgestaltung der Dinge, die man anderswo Revolution nennt) ward er wieder in die Cortes gewählt. Er kam aus seinem Elend in Majorka, wo er der Vergessenheit geweiht war (aber wenn die Höfe leicht vergessen, Nationen vergessen nichts), und ging über Valencia nach Madrid. Unbeschreiblich war das Frohlocken von Valencia. Kaum vernahm man sein Herannahen, so zog ihm die halbe Stadt entgegen. Die vornehmsten konstitutionellen Obrigkeiten empfingen ihn. Bürger aus allen Stadtvierteln ritten mit Oelzweigen vor ihm her. Das Volk spannte die Pferde seines Wagens ab und zog ihn durch die Straßen der Stadt, wo in verschiedenen Entfernungen Musikchöre aufgestellt waren. Die ihm bestimmte Wohnung war prächtig geschmückt; Kränze und Blumen überall. Die Menge vor dem Hause jauchzte ihm das Viva, bis er sich wieder auf dem Balkon zeigte. Er konnte vor Rührung nicht reden. Er rief nur mit bebender Stimme: viva la nazion, viva la constitucion viva el Rey, viva Valencia!

Einen auffallenden Beweis, daß Nationen ein langes Gedächtniß haben, gibt die Stadt

Toledo, wo man jetzt daran denkt, an derselben Stelle, wo seit drei Jahrhunderten eine von weißem Marmor errichtete Schandsäule zur Schmach des Juan de Padilla stand, diesem Mártir de la libertad, wie er jetzt heißt, ein Ehrendenkmal zu stiften. Schon verhandeln darüber die öffentlichen Blätter. Die Schandsäule stand wirklich bis jetzt noch in der Nähe der St. Martinsbrücke, und, wie einst die Inschrift besagte, auf derselben Stätte, wo vormals das Haus des Juan de Padilla und seiner heldenmüthigen Gemahlin Maria Pacheco sich befand. Die Inschrift selbst ist längst verschwunden. Man hat ihren Inhalt jetzt wieder aus den Archiven bekannt gemacht. Toledo ist jetzt stolz auf den „kastilischen Helden, den Ersten, welcher den Despotismus zu zerstören und seinem Vaterlande die Freiheit zu geben suchte“ (a quel Heroe castellano que fué el primero que intentó derrocar el despotismo, y dar libertad á su patria). Und es ist wahr, Padilla suchte damals nichts anders, als was die Nation gegenwärtig in viel größerm Maas erworben hat. Denn das Zurückstreben nach uralter, verfassungsmäßiger Freiheit hatte bei den Spaniern nie aufgehört.

4.

Die spanische Revolution im Jahre 1520 *) als Gegenstück zu der im Jahre 1820.

Nicht Padilla, nicht eine mißvergnügte Partei, sondern das spanische Volk selbst hatte, doch theilweise und unzusammenhängend, im Jahre 1520 den Aufstand begonnen, und zwar aus ähnlichen Gründen und auf ähnliche Weise, wie er im Jahre 1820 geschah. Die Königin Johanna hatte den Verstand verloren. Ihr Sohn Karl, damals noch sehr jung, nachmals als Kaiser Karl V berühmt geworden, verfuhr sehr eigenmächtig. Er war meistens von Flamändern umgeben, die ihn und durch ihn Spanien regierten. Mit Widerwillen ertrugen die Eingebornen die Herrschaft der Fremdlinge. Niemand konnte sich leicht dem Könige nahen ohne ihre Erlaubniß, noch mit ihm ohne ihre Gegenwart sprechen. Die zu Valladolid versammelten Cortes hatte er genöthigt, ihm eine freiwillige Gabe von 600,000 Dukaten binnen drei Jahren zu zahlen: eine Summe, die man nie vorher so stark einem kastilischen Könige bewilligt hatte. Fester widerstanden daher die Cortes von Aragonien und Katalonien seinen unmäßigen Geldbegehren. Ueberall brachte man ihm Klagen wegen Vermehrung der Auflagen, wegen Anstellung von Ausländern und wegen Wegführung des baaren Geldes in die Fremde. Der König achtete darauf gar nicht. Er ward in derselben Zeit, da er noch zu Barcelona mit den Ständen unterhandelte, von den deutschen Kurfürsten zum Kaiser erwählt. Die Spanier sahen dies für ihr

*) Die Geschichte Padilla's und seiner Gemahlin ist ohne Zweifel den wenigsten unsrer Leser bekannt. Dies bewegt uns, sie dem Hauptinhalte nach hier, aus Robertsons Geschichte Karls V, einzuschalten, um so mehr, da sie uns theils lehrt, wie die Spanier von jeher, eifersüchtig auf ihre Freiheit, immer das Nämliche wollten; theils weil der damalige Aufstand eines großen Theils von Spanien ein merkwürdiges Gegenstück zu dem Aufstand des Jahres 1820 bildet, und zeigt, wie die Nation unter gleichen Verhältnissen handelnd, sich im Thun und Denken auffallend gleich geblieben ist. D. H.

Vaterland als ein öffentliches Unglück an. Sie brachten den Muth der Cortes von Kastilien in Erinnerung, die einst dem König Alfonso dem Weisen untersagt hatten, das Reich zu verlassen, um sich in Deutschland zum Kaiser krönen zu lassen. Karl aber, vom Ehrgeiz berauscht, kümmerte sich wenig um das Murren des Volks. Papst Leo hatte ihm, zur Führung eines Türkenkriegs, den Zehnten von allen Einkünften der Geistlichkeit Kastiliens bewilligt. Die Geistlichkeit verweigerte dem römischen Stuhle Gehorsam. Leo that sie in Bann. Aber sein Interdikt war so fruchtlos, daß Karl den Papst selbst ersuchen mußte, das Interdikt wieder aufzuheben.

Er verließ Spanien (1519) und ging nach Deutschland, ungeachtet der valencianische Adel erklärte, laut Grundgesetzen der Verfassung keinen abwesenden König anerkennen zu dürfen; ungeachtet der lauten Unzufriedenheit der kastilischen Provinzen, da er sich in der Versammlung der Cortes in Compostella abermals Subsidien hatte bewilligen lassen, ehe noch die ersten abgezahlt waren. Er ernannte über Valencia, Aragonien und Kastilien Vizekönige, in seiner Abwesenheit diese Reiche zu verwalten. Ueber Kastilien setzte er den Kardinal Adrian von Utrecht.

Sobald die Nation erfuhr, daß die Cortes zu Compostella dem Könige abermals Geld bewilligt hatten, ohne daß den mannigfachen Beschwerden der Nation auch nur im mindesten Abhilfe geschehen war, brachen Unruhen aus. In Valencia stand das Volk, ohnehin gegen die Willkühr seiner Adelichen erbittert, unter dem Namen einer Verbrüderung (germanada) für seine Freiheiten in Waffen. Die Bürger von Toledo, die sich kraft ihrer alten Rechtsame als Schirmhalter von den Gemeindsfreiheiten Kastiliens ansahen, ergriffen ebenfalls die Waffen, weil zu Compostella auf die Vorstellungen ihrer Abgeordneten, der Verfassung und den Gesetzen entgegen, gar keine Rücksicht genommen war. Der Eidbruch eines Königs löset den Schwur des Volks auf. Sie bemächtigten sich der Stadtthore und stürmten das Schloß so gewaltig, daß sich der Gouverneur ergeben mußte. Sie setzten alle verdächtige Obrigkeiten ab, wählten neue, und machten den Sohn des ehemaligen Befehlshabers von Kastilien, einen jungen, feurigen, geistvollen Mann, Namens Don Juan de Padilla, zum Landeshauptmann.

In Segovia gings nicht besser. Der Abgeordnete dieser Stadt, Tordesillas, hatte zu Compostella zur Geldbewilligung für den König gestimmt. Er wollte sich deswegen in der Kathedralkirche vor seinen Kommittenten rechtfertigen. Die Bürger aber sprengten die Kirchthüren und schleppten den unglücklichen Tordesillas bei den Füßen heraus, durch die Straßen zum Richtplatz. Vergebens erschienen Dekan und Chorherren in Prozession mit dem Allerheiligsten, um das Volk zu besänftigen; vergebens fielen die Mönche, welche von ungefähr auf den Straßen dazu kamen, auf die Knie, um für das Leben des Abgeordneten oder wenigstens um so viel Frist zu bitten, daß er beichten und Absolution empfangen könne. Die Menge schrie: „Nur der Henker muß den absolviren, der das Vaterland verrathen hat.“ Er starb unter ihren Händen. Dieselbe Volkswuth herrschte zu Burgos, zu Zamora u.s.w. Man schleifte dort die Häuser der Repräsentanten, die sich flüchtig gemacht hatten, auf den Grund und verbrannte ihre Habschaften.

Kardinal Adrian, als Regent von Spanien, schickte den königlichen Richter Ronquillo mit einem Heerhaufen nach Segovia, Tordesillas Tod zu rächen. Die Stadt aber hatte 12,000 Mann auf den Beinen und verschloß die Thore. Ronquillo hob die Belagerung an. Die Segovier vertheidigten sich muthig, und da sie von Toledo Hilfe bekommen hatten, schlugen sie den Ronquillo so furchtbar, daß er sich mit Verlust seines Gepäcks und der Kriegskasse zurückziehen mußte. Als dies Adrian vernahm, gab er dem königlichen Oberfeldherrn Antonio Fonseca Befehl, ein Heer zusammenzuziehen und Segovia zu nehmen. Allein die Einwohner von Medina del Campo, wo der Kardinal große Vorräthe von Kriegsbedürfnissen angelegt hatte, wollten diese nicht herausgeben und sie zum Verderben ihrer Mitbürger gebrauchen lassen. Fonseca griff die Stadt mit Gewalt an; man vertheidigte sich tapfer. Er ließ in einige Häuser Feuer werfen. Das vermehrte die Wuth der Bürger. Sie ließen hinter sich die Stadt brennen, rannten gegen Fonseca's Heer und schlugen es in die Flucht. Medina war damals eine der bedeutendsten Städte Spaniens, die Waarenniederlage vieler andern. Fast ganz war sie in Asche verwandelt. Dies machte Fonseca's Namen zum Abscheu in ganz Kastilien. Selbst zu Valladolid, wo der Kardinal Adrian residirte, erklärte nun das Volk, nicht länger gleichgültig bleiben zu können; schleifte Fonseca's Palast; wählte neue Obrigkeiten und nahm zu eigenem Schutz die Waffen. Adrian, erschrocken, verabschiedete die Truppen; ohnedem war kein Geld im Schatz, die Armee zu besolden, denn die Flamänder hatten den Schatz geleert, und Vorschüsse von den großen Städten des Reichs zu begehren, daran war jetzt nicht zu denken.

Der Aufstand der Gemeinden zielte besonders auf Abschaffung vieler eingeschlichenen Mißbräuche. Die Bürgerschaften in den spanischen Städten hatten damals noch beträchtliche Rechtsame und Freiheiten, die ihnen erst in spätern Zeiten fast gänzlich durch die Ränke des Hofes entrissen wurden. Es war in diesen Bürgerschaften ein heiterer, republikanischer Geist, den man nie am Hofe liebte. Ihre Repräsentanten in den Cortes widerstanden von jeher mit gleicher Festigkeit den Anmaßungen des Adels, wie den Willkühren des Königs.

Padilla und die übrigen Häupter des Aufstandes glaubten jetzt die Zeit gekommen, die Freiheiten der spanischen Nation fester zu begründen. Sie versammelten von allen Städten, die das Recht hatten, die Cortes zu beschicken, Abgeordnete zu Avila. Diese nahmen die Benennung der heiligen Liga an, schworen für den Dienst des Königs und für die Vertheidigung ihrer Freiheiten Gut und Blut zu opfern, berathschlagten über den Zustand der Nation und über die Abstellung verfassungswidriger Mißbräuche. Zu diesen gehörte auch die Wahl von Ausländern zu den ersten Staatsämtern Sie sandten also auch dem Kardinal Adrian die Botschaft, daß sie ihn nicht mehr als Regenten anerkennen würden.

Schon früher hatte sich Padilla, nachdem er, von Toledo aus, Segovia befreit hatte, gegen die Stadt Tordesillas gewandt. Hier wohnte, seit dem Tode ihres Gemahls, die wahnsinnige Königin Johanna. Mit Hilfe der Bürger drang Padilla in die Stadt und bemächtigte er sich der Königin. Er näherte sich ihr mit der tiefsten Unterwürfigkeit, und

erstattete ihr einen Bericht über den unglückseligen Zustand Kastiliens und über die Ursachen, warum das Volk für Beschirmung verfassungsmäßiger Rechte die Waffen habe ergreifen müssen.

Die Königin schien bei dieser Erzählung wie aus einem tiefen Schlafe zu erwachen, und sagte zu Padilla: sie habe bisher weder vom Tode ihres Vaters, noch von den Bedrückungen ihres Volks etwas gehört; sie wolle sich aber unverzüglich damit beschäftigen; „und," fügte sie hinzu, „tragen Sie Sorge für Alles, was dem gemeinen Besten dienen könne." — Padilla nahm diese unerwartete Geistesanwesenheit der Königin für eine vollständige Rückkehr ihres Verstandes, und lud die Liga ein, ihre Versammlungen in Tordesillas zu halten. Die Abgeordneten begaben sich wirklich sogleich dahin. Die Königin nahm die Bitte derselben wohlwollend auf, die Leitung der Staatsgeschäfte selbst wieder führen zu wollen. Denn nicht nur gehörten, nach den Gesetzen Spaniens, die Kronen von Kastilien und Aragonien ausschließlich Johannen, und man hatte Karls Entschluß, sich diese Kronen zuzueignen, als eine Verletzung der bestehenden Reichsordnungen angesehen, sondern die Cortes hatten ihm auch die königliche Würde nur unter der Bedingung zugestanden, daß der Name Johannens in allen öffentlichen Verhandlungsstücken voran stehen müsse, und daß, wenn die Königin je wieder gesunden Geistes würde, sie ausschließlich und allein die königliche Gewalt auszuüben habe.

Ganz Spanien war entzückt, als man Johannens plötzliche Genesung vernahm. Das Ereigniß ward für ein Wunder des Himmels gehalten. Die Königin ließ die Abgeordneten zum feierlichen Handkuß. Sie wohnte einem öffentlichen Stiergefechte bei, das ihr zu Ehren gegeben wurde und woran sie viel Vergnügen zu finden schien. Allein bald sank sie in den vorigen Zustand ihrer Schwermuth zurück, und alle Bitten, alle Gründe waren von da an vergebens, sie zu bewegen, irgend einer Ausfertigung ihre Unterschrift zu ertheilen. Inzwischen hielt man den Rückfall der Königin so geheim, als möglich.

Der Kaiser befand sich in Flandern. Er war von Allem unterrichtet. Er konnte sich nicht verhehlen, daß er an so vielem Unglück, an so vielen Verwirrungen die meiste Schuld habe. Er beschloß, Alles so gut als möglich wieder ins Geleis zurückzuführen, erst mit gütlichen Vergleichen, oder, wenn diese fruchtlos sein würden, mit Waffengewalt. Er ernannte zu dem Ende, neben dem Kardinal Adrian, noch zwei Männer von vielem Ansehen und Verdienst in die Regentschaft, den Admiral Fadrique Henriquez und Don Inigo de Velasco. Er gab ihnen zur Herstellung des königlichen Ansehens jede Vollmacht.

Was der Kaiser zu bewilligen geneigt war, würde ohne Zweifel genügt haben, Spanien zufrieden zu stellen, wenn ers im Anfang angeboten hätte. Jetzt aber machte die Liga höhere Ansprüche. Sie wollte eine festere Verfassung, um auf immer alle Willkühr des Hofes und der Großen zu verbannen. Sie wollte die alten Rechtsame der Nation wieder hergestellt, die von den Königen nach und nach unterdrückt worden waren. Sie wollte, was sie schon früher genossen, und was sie unverändert noch dreihundert Jahre nachher wollte und jetzt wirklich errungen hat.

Die Forderungen, welche Spanien im Jahr 1520 an Kaiser Karl V stellte, zeugen von einer Größe und Klarheit staatsthümlicher Ideen, zu denen, wie Robertson selbst sagt, die Engländer erst ein volles Jahrhundert später gelangten, Frankreich in unsern Tagen nur zum Theil Schritte that, die übrigen Nationen Europa's nie sich erhoben. Es ist der Mühe werth, das näher kennen zu lernen, was damals die Liga als Grundgesetz des Reichs vorschlug.

Nach einer langen Vorrede über die mannigfaltige Noth, unter welcher die Nation seufze, über die Fehler und Verderbtheiten der Regierung, denen man alle diese Uebel zuschrieb, ließ man die beispiellose Geduld bemerken, mit welcher das Volk jedes Elend trug, bis es endlich seiner Selbsterhaltung willen und durch Rücksicht dessen, was man dem Vaterlande schuldig sei, genöthigt worden wäre, sich zu versammeln, um auf gesetzliche Weise für seine Sicherheit und für die seiner Verfassung Sorge zu tragen. In Folge dessen ward verlangt, der König möge in seine Staaten zurückkehren, sich ohne Bewilligung der Cortes nicht aus denselben entfernen; ohne Genehmigung derselben sich nicht vermählen; unter keiner Bedingung fremdes Kriegsvolk nach Spanien ziehen, noch Ausländern eine geistliche oder weltliche Stelle anvertrauen.

Jede Stadt solle in Zukunft zur Versammlung der Cortes drei Abgeordnete senden, einen aus der Geistlichkeit, einen aus dem Adel, einen vom Bürgerstand, jeder von seinen Standesgenossen erwählt. Der Hof müsse sich weder mittelbar noch unmittelbar in die Wahl dieser Abgeordneten mischen; kein Mitglied der Cortes könne, so lange es in den Cortes ist, unter Todesstrafe oder Konfiskation seines Vermögens, eine Stelle oder einen Gehalt vom König annehmen, weder für sich, noch für Jemanden aus seiner Familie. Jede Stadt oder Gemeinde habe ihrem Stellvertreter in den Cortes einen beliebigen Gehalt auszusetzen. Die Cortes sollen sich wenigstens alle drei Jahre einmal versammeln, der König möge sie einberufen oder nicht; da hätten sie über die Angelegenheiten des Staats zu berathen, und zu untersuchen, ob die Artikel gegenwärtiger Remonstranz genau beobachtet wären. Den Richtern solle ein festes Einkommen und durchaus kein Antheil mehr an den Strafgeldern oder konfiszirten Gütern der Verurtheilten gegeben werden. Jedes Privilegium, welches der Adel zum Nachtheil der Gemeinden irgend zu einer Zeit empfangen habe, solle aufgehoben sein; die Güter des Adels sollen eben sowohl, als die der Bürger, nach gleichem Fuß besteuert werden; keinem Adelichen solle ferner das Gouvernement einer Stadt übertragen sein. Die Wirthschaft derer, welche seit Ferdinands Thronbesteigung das königliche Erbgut verwaltet haben, solle untersucht werden, und wenn der König zu dieser Untersuchung nicht binnen dreißig Tagen die Personen ernannt habe, sollte das Ernennungsrecht den Cortes zustehen. Ohne vorherige Prüfung der Gründe und ohne Genehmigung der Cortes dürfen keine Indulgenzen mehr gepredigt oder ausgetheilt werden; alles daraus fliessende Geld müsse keiner andern Bestimmung, als dem Kriege wider die Unglaubigen, geweiht sein. Prälaten, welche nicht sechs Monate in ihrem Kirchsprengel wohnhaft waren, sollten die Einkünfte für die ganze Zeit ihrer Abwesenheit verlieren. Die

geistlichen Richter und Gerichtsbeamte sollen nicht mehr Bezahlung fordern, als die weltlichen Gerichtshöfe.

Am Schlusse, denn wir übergehen viele einzelne, auf damalige Zeitumstände Bezug habende Artikel, verlangen die Cortes: der König habe diese Artikel zu ratifiziren und sie eben sowohl für sich, als für die Nation vortheilhaft zu achten; Verzeihung über alle vorgefallenen Unordnungen auszusprechen, welche von den Städten im allzugroßen Eifer für die gerechte Sache begangen worden sein könnten; er habe auf eine feierliche Weise zu versprechen und zu schwören, diese Grundgesetze gewissenhaft zu halten, keinen Anlaß zu suchen oder zu benutzen, sie zu umgehen oder zu widerrufen, und niemals, weder beim Papst, noch einem andern Prälaten, um Dispensation oder Absolution von diesem Versprechen und Eidschwur anzuhalten.

Dies ungefähr waren die Hauptzüge von dem, was Spanien damals verlangte. Man wird darin die auffallende Verwandtschaft der Grundsätze mit denen der Cortes von Cadiz im Jahr 1812 nicht verkennen; ein Beweis, daß die Wünsche der Spanier eben so wenig im Jahr 1820, als im J. 1520 durch das Lesen staatswissenschaftlicher Werke, durch hohle Schultheorien u. s. w. ihre eigenthümliche Gestaltung annahmen.

Der spanische Adel hatte bis dahin mit dem Volke gemeine Sache gemacht. Nun aber, da er bemerkte, daß die Cortes zu Tordesillas eben so unmittelbar auf Einschränkung der Adelsvorrechte, als auf Beschränkung der Ministerialwillkühr zielten, zog er sich zurück und schloß sich an die königliche Regentschaft an. Dies ward dem Gange der Volkssache gefährlich; der Hof empfing eine unerwartete Stütze im Innern des Reichs selbst.

Die Abgesandten der Liga nach Deutschland, welche dem Kaiser die obigen Artikel überbringen sollten, vernahmen schon unterwegs und wiederholt, sie sollten, wenn sie nicht ihre Köpfe wagen wollten, sich auf keine Weise unterstehen, vor dem Kaiser zu erscheinen. Als sie davon Anzeige nach Spanien schickten, geriethen die Verbündeten in Wuth. Daß ein König von Kastilien verweigerte, seinen Unterthanen Gehör zu geben und ihre demüthigen Vorstellungen zu empfangen, war in ihren Augen ein Despotismus ohne Beispiel. Schon sah das Volk sich den Adel zum Kampf rüsten und seine Vasallen zusammenziehen; schon sah es die kriegerischen Anstalten der Regentschaft. Also ward zum Schwert gegriffen. Ein Volksheer von 20,000 Mann zog sich aus allen Provinzen zusammen. Padilla zwar war der Liebling des Volks und der Soldaten; aber dennoch gab man den Oberbefehl nicht ihm, sondern an Don Pedro Giron, ältesten Sohn des Grafen von Urnena, einen jungen Mann ohne Kraft und ohne besondere Gaben. Der Grund mochte wohl theils eine kleine Eifersucht gegen Padilla, theils Rücksicht auf die vornehmere Herkunft Don Pedro's sein. Diesen großen Fehler aber büßten die Aufständischen schwer. Denn während Don Pedro ungewiß mit seinem Kriegshaufen umherschwankte, warf sich Graf Haro, welcher das königliche Heer anführte, plötzlich gegen das schwachbesetzte Tordesillas, drang nach hartnäckigem Widerstande in die Stadt, versicherte sich der Person der Königin, nahm mehrere Mitglieder der Liga gefan-

gen und bemächtigte sich des großen Staatssiegels, so wie mehrerer Zeichen der königlichen Autorität.

Durch diesen Streich büßte die Liga viel von ihrem Ansehen und ihrem Vertrauen ein. Sie konnte nicht mehr im Namen der Königin handeln. Wer noch unter den Adlichen bisher unentschlossen gewesen, schlug sich zur Partei der Regentschaft.

Die aus Tordesillas entronnenen Mitglieder der Liga versammelten sich in Valladolid; da man keine Wahlen, zur Ergänzung der gefangenen Mitglieder, Zeit hatte zu veranstalten, wurde nur aus den noch Vorhandenen eine oberste Staatsverwaltung ernannt, und an Don Pedro's Stelle Padilla zum Befehlshaber des Heeres erkoren. Die Hauptverlegenheit war, woher Geld nehmen, um das Kriegsvolk zu besolden, das aus allen Gegenden von Spanien ankam, um die Freiheit der Nation zu vertheidigen. Denn der König und die Flamänder hatten das meiste baare Geld mit sich aus Spanien weggenommen. Auflagen zu machen, war weder unter diesen Umständen rathsam, noch Zeit genug. Aus dieser Noth half die Gemahlin Padilla's durch einen kühnen und seltsamen Einfall. Dieses Frauenzimmer, Donna Maria Pacheco, von edler Abkunft und erhaben über den Aberglauben der Menge, schlug vor, sich des reichen und großen Schatzes der Hauptkirche von Toledo zu bemächtigen. Um aber allen Schein von Gottlosigkeit zu meiden, der das Volk hätte beleidigen können, begab sie sich, begleitet von allen Personen ihres Hauses, in feierlicher Prozession zur Kirche. In tiefe Trauergewänder gehüllt, die Augen voller Thränen, die Hände ringend und seufzend warf sie sich mit ihren Begleitern vor den Altären der Heiligen nieder, bat um deren Schatz und Schmuck für die Noth des Vaterlandes und um Verzeihung, daß sie Gold, Silber und Edelsteine nehmen müsse, was sie denn auch that. Das Volk erstaunte freilich; fand aber die Sache und den Beistand der Heiligen nicht anders als billig.

Uneinigkeit unter den Gliedern der Liga und langweilige Unterhandlungen mit dem Adel bewirkten einen trägen Gang der Geschäfte. Es ging eine kostbare Zeit verloren. Padilla, ungeduldig, griff endlich das königliche Kriegsvolk an, eroberte nach tapferm Widerstande den wichtigen Platz Torrelobato (3. März 1521) mit Sturm und wandte sich darauf gegen Tordesillas. Er hätte der königlichen Macht hier mit seinem siegentflammten und an Zahl überlegenen Kriegsvolk unfehlbar den Todesstreich versetzt, wenn nicht die Liga ihn abermals durch neuangesponnene Unterhandlungen mit der Regentschaft gehindert hätte. Dies Stillliegen schwächte den Eifer des Volks, das an keine strenge Kriegszucht gewöhnt war und sich zum Theil zerstreute, zum Theil aus Padilla's Lager mit der zu Torrelobato gemachten Beute nach Hause begab. Nachdem endlich die Verhandlung mit der Regentschaft abermals fruchtlos abgelaufen und der Waffenstillstand aufgehoben war, konnte Padilla mit seinem allzusehr geschwächten Heere keine Schlacht mehr wagen. Das wußte sein Gegner, Graf Haro, sehr wohl zu benutzen. Er überfiel ihn (am 21. April 1521) bei Villalar und siegte. Padilla stürzte sich, das Schwert in der Faust, mitten unter die Feinde, um den Tod zu suchen, weil

er die Freiheit Spaniens nicht mehr retten konnte; ward aber verwundet, zu Boden geworfen und gefangen. Dies Schicksal hatten auch einige seiner Hauptleute.

Folgenden Tags stellte man ihn vor ein Kriegsgericht und verurtheilte ihn zum Tode. Als sich einer seiner Schicksalsgefährten, weil man ihn Verräther nannte, wild und unbändig geberdete, sagte Padilla ruhig: „Gestern war's an uns, Muth des Kriegsmannes zu zeigen; heute ist's an uns, mit Sanftmuth des Christen zu sterben."

Man erlaubte ihm noch, an seine Gemahlin und an die Gemeinde von Toledo, deren Mitbürger er war, zu schreiben. Wir theilen diese Briefe mit, wie sie uns Robertson aus ältern Schriftstellern aufbewahrt hat. Noch sind Porliers Briefe, die er vor seiner Hinrichtung schrieb, da er für die nämliche Sache in Spanien starb, in frischem Andenken. Folgendes schrieb Padilla an seine Gattin:

„Schmerzte mich Dein Kummer nicht mehr, als mein Tod, ich fühlte mich vollkommen glücklich. Man muß einmal zu leben aufhören, das ist aller Menschen Loos. Aber meinen Tod betrachte ich als eine besondere Gnade des Allmächtigen für mich; er muß Gott wohlgefallen, wie beweinenswürdig er auch den Menschen scheinen mag. Ich habe zu wenig Zeit, um Dir zu schreiben, was Dich trösten könnte. Meine Feinde gönnen mir die Frist nicht, und ich mag nicht zögern, die Krone zu gewinnen, die ich verdient zu haben glaube. Beweine immerhin den Verlust, den Du leidest, aber nicht meine Todesart; sie ist für mich zu ehrenvoll. Ich hinterlasse Dir meinen Geist, das einzige Gut, was mir bleibt, und das einzige, was Du in der Welt am höchsten schätzest. Ich schreibe meinem Vater Pero Lopez nicht; ich wage es nicht. Ob ich mich gleich werth zeigte, sein Sohn zu sein, indem ich mein Leben opferte, hatte ich doch nicht sein Glück. Damit genug. Ich will die Geduld des Henkers nicht ermüden, der schon auf mich wartet, und den Brief nicht verlängern, um nicht den Schein zu haben, damit mein Leben verlängern zu wollen. Sossa, mein Diener, Augenzeuge von Allem, und dem ich meine geheimsten Gedanken anvertraut habe, wird Dir mittheilen, was ich nicht schreiben kann. Mit diesen Gesinnungen erwarte ich nun den Todesstreich, der Dich betrüben, mich befreien wird."

An die Stadt Toledo schrieb er folgenden Brief:

„Dir, Du Krone Spaniens, Du Licht der ganzen Welt, Dir, die Du schon zur Zeit der mächtigen Gothen eine Freie warst, und Dir und den Nachbarstädten die Freiheit eroberest, indem Du das Blut der Fremden und der Deinigen vergossest, Dir meldet Dein eingeborner Sohn, Juan de Padilla, wie Du durch das Blut seiner Adern Deine alten Siege verjüngen müssest. Konnen meine Thaten nicht den beglückten und ruhmreichen Werken anderer Deiner Kinder angereiht werden, so lag es nicht an meinem Willen sondern an meinem bösen Geschick. Ich bitte Dich, wie meine Mutter, nimm von mir das Leben an, das ich nun zu verlieren im Begriff bin, weil mir Gott nichts Kostlicheres für Dich zu verlieren gab. Ich schätze Deine Achtung unendlich höher, als mein Leben. Die Umschwünge des wandelbaren Glücks sind

mannigfaltig. Was mir aber den besten Trost beut, ist, daß ich, der letzte Deiner Söhne, für Dich den Tod leiden darf und daß Du andere an Deiner Brust nährst, die im Stande sind, mich zu rächen. Mehrere Zungen werden die Todesart berichten, die mir bestimmt ist und die ich noch nicht kenne; was ich weiß, ist, mein Ende ist nahe, und da werde ich beweisen, wie lieb mirs ist. Ich empfehle Dir meine Seele, wie der Schutzherrin der Christenheit. Von meinem Leibe rede ich nicht; er gehört mir nicht. Ich kann nicht mehr schreiben. Denn in diesem Augenblick fühle ich das Messer nahe an meinem Herzen, mehr gerührt durch Dein, als mein Leiden."

Nachdem er dies geschrieben, ging er stolz und heiter zum Tode.

Die Niederlage der Aufständischen bei Villalar, der Tod des heldensinnigen Padilla, die kluge Milde, mit welcher die Regentschaft Alle aufnahm, welche zum Gehorsam gegen den König zurückkehrten, lösten die Liga auf. Die Bewaffneten kehrten in ihre Provinzen zurück. Nur Donna Maria Pacheco, die Wittwe Padilla's, ergab sich nicht. Sie hielt den Muth Toledo's aufrecht und vertheidigte die Stadt noch lange, was ihr um so leichter war, da die Regentschaft den Kern des Heeres in Navarra gebrauchte, wo die Franzosen eingedrungen waren. Sie hoffte, Toledo's tapferer und langer Widerstand werde endlich ganz Spanien wieder ermuntern, für die Sache der Freiheit sich noch einmal zu erheben.

Donna Maria genoß in Toledo einer fast unbeschränkten Gewalt. Die Achtung für ihr Geschlecht, mehr noch die Bewunderung, welche ihr Muth, ihre großen Eigenschaften einflößten, die allgemeine Liebe des Volks für ihren unglücklichen Gemahl, für den Märtirer der Freiheit und Vaterlandsrechte, — dies Alles übertrug auf sie dasselbe Ansehen, welches Padilla selbst genossen hatte. Ihre Klugheit, ihr Muth rechtfertigten das allgemeine Zutrauen. Sie wandte sich an den französischen Feldherrn in Navarra, munterte ihn zum Vordringen auf, versprach ihm mächtige Unterstützung. Sie schrieb Briefe, um die gesunkenen Hoffnungen der andern Städte wieder zu entzünden; schickte ihre Leute nach allen Richtungen aus; warb Soldaten; forderte von der Geistlichkeit große Geldsummen, das Kriegsvolk zu besolden; und versäumte nichts, das Volk in Begeisterung zu erhalten. Statt der Fahnen ließ sie vor den Heerbanden das Kreuz hertragen, als wäre der Krieg ein Kampf gegen die Ungläubigen. Sie ritt auf einem Maulthier durch die Straßen Toledo's, ihren kleinen Sohn auf dem Arm tragend, ganz in Trauer gekleidet; vor ihr her trug man ein Fähnlein, worin Padilla's Märtirertod abgebildet war. Durch solche und ähnliche Handlungen hielt sie die Gemüther der Toledaner in beständiger Spannung.

So lange das spanische Heer in Navarra beschäftigt war, konnte die Regentschaft nichts gegen Toledo ausrichten. Sie begnügten sich, das Ansehen der Donna Maria beim Volke zu verkleinern, oder sie selbst mit Versprechungen zur Nachgiebigkeit zu versuchen, oder sich an ihren Bruder, den Marquis von Mondejar, zu wenden. Aber nichts erschütterte das festentschlossene Weib. Nachdem die Franzosen endlich aus Navarra verjagt und beträchtliche

Abtheilungen des kastilischen Heeres vor Toledo zusammengezogen waren, blieb sich Donna Maria gleich. Sie vertheidigte die Stadt mit Glück; die Königlichen wurden in mehrern Ausfällen geschlagen; die Belagerer sahen ihre Arbeiten um nichts vorrücken.

Plötzlich aber erklärte sich, nach dem Tode des Erzbischofs von Toledo, die Geistlichkeit gegen sie. Der Erzbischof war ein Ausländer gewesen, und das der Hauptgrund von der bisherigen Widersetzlichkeit der Priester. Nun Karl V aber an die Stelle des Verstorbenen einen Kastilianer ernannte, fiel die Ursache der längern Unzufriedenheit hinweg. Nun fingen die Geistlichen an, ihre verlornen Schätze zu beklagen. Nun machten sie dem Volke die kühne Frau verdächtig, sagten, sie danke ihr ganzes Ansehen im Volke nur gottlosen Zauberkünsten; sie habe einen Spiritus familiaris, der ihr in Gestalt einer Negerin überall folge, und dieser böse Geist flüstere ihr alle Rathschläge ein. Das wirkte, und um so mehr, da das Volk von der Länge der Belagerung ermüdet war und keine Aussicht auf Beistand von den andern Städten hatte. Es entstand Aufruhr. Donna Maria mußte sich aus der Stadt in die Zitadelle zurückziehen. Auch hier vertheidigte sie sich noch mit bewundernswürdiger Standhaftigkeit noch vier ganze Monate, bis sie aufs Aeusserste gebracht war. Dann ließ sie die Festung übergeben; sie selbst aber entfloh verkleidet nach Portugal, wo sie noch Verwandte hatte, und entkam glücklich.

So endete der Aufstand Spaniens im Jahre 1521. Und daß er gerade so endete, während er doch nicht die Wirkung einzelner Mißvergnügten, nicht das Machwerk einer Faktion, sondern eine furchtbare Aeusserung der allgemeinen Mißstimmung des Volks gewesen war, beweiset, daß Unfähigkeit der Führer, oder Zwietracht derselben, oder irgend ein ähnlicher Grund der Sache verderblich ward. — Uebrigens hatte dieser Versuch der Nation, die unmäßige Gewalt des Hofes und den Ministerial-Despotismus zu beschränken, diejenigen Folgen, welche alle dergleichen Versuche, wenn sie mißlingen, zu haben pflegen. Er diente nämlich nur dazu, die Rechte des Volks noch mehr zu schmälern und die Willkühren der Minister zu vergrößern. Die Cortes dauerten zwar noch fort, aber nur zu Geldbewilligungen, wenn sie der König nöthig hatte. Die Freiheiten der Städte wurden immer mehr beschränkt, und damit nahmen Glanz, Reichthum und Handel ab. Armuth ward allgemeiner. Nur der Hof und die Klöster befanden sich im Ueberfluß. Die Wissenschaften und Künste kränkelten. Ein finsterer Mönchsgeist herrschte mit den Schrecken der Kirche neben der Willkühr der Minister und Statthalter. — —

5.

Die Geistlichkeit. — Zuschrift an den Bischof von Malaga.

— — — Ein Engländer schrieb: „Die Spanier haben mit sechs Jahren Geduld und drei Festtagen eine Revolution gemacht, wozu wir Briten fünfzig Jahre voller Unruhen und Gräuel nöthig hatten!" — Sie wäre gemacht, wenn die Sieger, von ihrem Glück unberauscht, nüchtern und fest auf dem eroberten Standpunkte beharren, nicht einen Zoll breit weiter über die Grenzen der Mäßigung hinausschreiten, und die Besiegten selbst die Hoffnung einer rächenden

Wiederverwandlung der Dinge aufgeben könnten. Aber ach, die Sieger, wie die Besiegten, sind Menschen! Ihre Leidenschaften, durch Glück und Unglück gleich sehr bewegt, werden noch auf die Bühne treten. Bis jetzt scheinen beide Partcien durch die plötzliche Umgestaltung der Sachen, durch das Ungeheure der Begebenheit, in einer Art Betäubung zu stehen. Einer nur kann Spanien vor Verderben bewahren, — das ist Ferdinand VII, durch treues Halten am neuen Zustand der Dinge. So lange er den königlichen Eid hält, ist Spanien unüberwindlich; es hat keine Macht Europens zu fürchten, noch weniger die Feinde im Innern.

Zu diesen innern Feinden gehören besonders die Geistlichen, oder doch ein großer Theil derselben. Sie büßen offenbar von ihrem bisherigen Einfluß auf das unwissende, abergläubige, bigotte Volk, von ihrer finstern Alleingewalt, von ihren Einkünften zuviel ein. Und wenn sie nicht vom Ehrgeiz zu Wagstücken verleitet werden, so wird sie ihr Fanatismus, ihre beschränkte Erkenntniß der Welt und des Lebens zur Fahne der Empörung hinüberziehen. Sie müssen vor dem, was sie um sich her erblicken, wie vor einem Weltuntergang erschrecken. Rom selbst ist kaum ein solches Priesterreich, als Spanien vor dem Jahre 1820 war. Sie sind es auch, welche durch ihre Stellung, durch ihr Ansehen beim gemeinen Mann weitaus den größern Muth haben, der Sache der Nationalfreiheit öffentlich zu widersprechen. Sie sind gewohnt, ihre Gewalt neben der königlichen gestellt zu sehen, und leiten sie, wie diese, aus gleicher Quelle por la gracia de Dios her. Wer dies bezweifelt, ist ihnen Ketzer und Freimaurer. Durch einen gewöhnlichen Kettenschluß ihrer Art machen sie ihr irdisches Ansehen zum wesentlichsten Punkt der Kirche und des Christenthums: Wer den Priester nicht in Demuth verehrt, verehrt nicht die Kirche Gottes in gebührender Demuth; wer die Kirche nicht ehrt, ist ein Feind und Verächter Gottes. Der Gegner des Priesters ist also der Gegner Gottes.

Die Geistlichkeit in Spanien selbst muß aber in diesem Augenblick wie angedonnert dastehen, da sie, wie durch ein Wunder, um sich her ein ganz anderes Spanien erblickt, als sie bisher sah und kannte. Was sie bisher sah und kannte, war nur Maske gewesen. Durch Unterdrückung der Wissenschaften, durch Vernachlässigung der Stadt- und Landschulen, durch die geheime Gewalt des Beichtstuhls, durch die Zensuren, Bücher- und Zeitungsverbote, durch die Schrecken der Inquisition glaubte sie Spanien hinlänglich gegen das Gift der Neuerungen geborgen und im Gehorsam des Glaubens gefangen zu halten. Schrecklicher Irrthum! Es war überall Heuchelei, wie denn überall da nur Heuchelei hervorgebracht wird, wo Gewaltthätigkeit an die Stelle des Ueberzeugens tritt. Die Maske ist abgefallen. Bauern und Städter, Hohe und Niedere reden die Sprache der Wahrheit; ja, was am unglaublichsten schien, selbst ein großer Theil der Welt- und Klostergeistlichen spricht laut für Denkfreiheit und Recht der Nation.

Die Spanier, wie entflammt sie auch für ihre wiedereroberte bürgerliche Freiheit sind, haben doch in religiösen Angelegenheiten keineswegs jenen frechen Leichtsinn der Franzosen, durch welchen diese gleich anfangs ihre Revolution schändeten. Sie sind strenge Katholiken, und wollen auch, daß ihr König in der neuen Verfassung den von Rom empfangenen Ehrentitel

des Katholischen behaupte. Wie freisinnig ihre politischen Stiftungen sein mögen, des Jahrhunderts würdig: in Religionssachen erkennt die Verfassung der Cortes keine Freiheit an; sie untersagt in Spanien die Ausübung jeder andern, als der katholischen Religion, und diese zu vertheidigen und zu handhaben, ist ein wichtiger Theil des königlichen Eides.

Das alles aber thut den Geistlichen, oder vielmehr der größern Hälfte derselben, nicht Genüge. Ihnen ist die Religion nicht von der Kirche und Priesterschaft und deren bedräutem Recht gedenkbar.

Der Gegensatz der Laien und der Geistlichkeit in der neuen Staatsform ist vielleicht durch nichts so auffallend darzustellen, als durch die kühne und kräftige Sprache der vaterländischen Gesellschaft zu Malaga, mit der sie sich am 21. April an den Bischof von Malaga wandte, da es bald um die Wahlen der Deputirten zu den Cortes zu thun war. Ich will das Wesentliche aus ihrer Zuschrift, die auch besonders abgedruckt, und ausser den Grenzen Spaniens wohl nicht bekannt ist, hersetzen.

„Von dieser Wahl," sagte sie, „wird das Heil des Vaterlandes und der Friede von zehn Millionen Seelen abhangen." *)

„Zehn Jahre sinds nun, daß die Widersacher des öffentlichen Wohls nichts unterlassen haben, um die Denkart des Volks zu verderben und Parteien zu stiften, die dereinst die Nation zerreissen könnten. Und wie war das Benehmen der Geistlichkeit in manchen Anlässen, wo das Vaterland Friedensstifter nöthig hatte, nicht aber Anführer von Faktionen?"

„Kaum hatte die spanische Nation, verlassen von ihren Königen, durch ihre Stellvertreter ihre angeerbten Rechte wieder kundgethan, so sahen wir mit Aergerniß einen fremden Prälaten die Selbherrlichkeit der Völker hinwegläugnen, Verschwörungen mit geistlichen Vorgesetzten anzetteln, und, den Eifer des Bischofs von Orense entflammend, der durch Unstrafbarkeit sich entschlossen fühlte, sich an die Spitze einer Faktion stellen, welche Spanier mit Spaniern entzweite, die bis dahin einig und ruhig gewesen waren."

„Von diesem denkwürdigen Zeitpunkte an entsprangen unsre Unfälle. Der Klerus arbeitete ununterbrochen, seine Proselyten zu vermehren, und, indem er die Pflichten des Priesterthums für die Interessen einer Partei aufopferte, predigte er aufrührische Maximen, als wären es Religionswahrheiten. Um die große Menge zu blenden und die Unwissenden zu beunruhigen, erregte er Streithändel ohne Ende, theologisirte er über reinpolitische Gegenstände, erklärte er die gesundesten Begriffe des Völker- und Staatsrechts für Ketzereien, schrie er, der Glaube unsrer Väter sei in Gefahr, erschreckte er die Wankenden, bemächtigte er sich der Wahlen zu

*) Die Spanier berechnen ihre Volkszahl gewöhnlich auf zehn Millionen Seelen. Soviel betrug sie noch im J. 1502. Aber Krieg, Auswanderung und gelbes Fieber haben sie seitdem bestimmt sehr vermindert. Spanien könnte zwanzig Millionen ernähren. Es nährte einst so viele unter der Herrschaft der Mauren. Feudal- und Klosterwesen, Verfall der Wissenschaften, Künste und Gewerbe, Armuth, Auswanderungen in das spanische Amerika entvölkerten das immer öder werdende Reich.

den ordentlichen Ständeversammlungen, verkehrte er die Stellvertretung des Volks in eine Art Kirchenversammlung, und ging er darauf aus, die schrecklichen Auftritte Englands zur Zeit der Stuarte in Spanien zu erneuern. Als der bis dahin gefangen gewesene König wieder an der Grenze des Reichs erschien, änderte die Geistlichkeit ihren Operationsplan. Die Prälaten eilten ihm entgegen, um ihn in ihre Mitte zu nehmen und ihre Partei mit dem Namen und der Hoheit des Königs selbst zu stärken. Der König hörte und sah von seinem Volke nichts, sondern er kannte es nur von den Lippen der Geistlichen und der mit ihnen verbündeten Servilen, Privilegirten, Palastmandarinen und Räthen aller Gattung."

„Die Faktion, nun Herrin des Schlachtfeldes, fügte zu ihrem Siege die Schmach, zu ihrem Triumph die Unverschämtheit, zu ihrer Oberherrlichkeit die Grausamkeit. Da sah man Geistliche hohen Standes, Prälaten und Individuen geistlicher Körperschaften, mit Beiseitesetzung aller Gesetze des Anstandes und des Geziemenden, den Pöbel anführen, aufhetzen, die Ordnung der öffentlichen Verwaltung verkehren, ohne nur die Entschliessungen des Königs selbst abzuwarten. Hier in Malaga sah man die allerehrwürdigsten Zeremonien der Kirche entweiht, gemißbraucht zu einem feierlichen, spöttischen Leichenbegängniß der Konstitution, wobei im Kirchenornat Schwärmer die Kirchengebete hersangen. In Sevilla sah man dieselben Triumphe, dieselben Thorheiten. Man schleppte Holz zusammen, um ein Auto da Fe zu veranstalten, und legte zum Verbrennen die Verfassung darauf."

„Ihres Sieges gewiß, gaben sie sich gar keine Mühe mehr, die wahren Absichten zu verhehlen. Die St. Jago-Gelübde wurden erneut. Man gab den Mönchen die Güter zurück, welche, Eigenthum der Nation, Hinterlagen des öffentlichen Zutrauens geworden waren. Erledigte Präbenden und Infuln wurden an diejenigen ausgetheilt, die sich am thätigsten im Kampfe wider die Rettung der Nation bewiesen hatten. Man gab der erstorbenen Inquisition neues Leben. Man stellte die Jesuiten wieder her. Man vergaß durchaus nichts, um eine Faktion stark und sicher genug zu machen, von welcher das unglückliche Volk nun abermals an das Unterdrücker- und Aussauger-System ausgeliefert ward."

„Mit Trauer denkt jeder Spanier noch an die gewaltthätigen Mittel, an die unerhörte Scheulosigkeit zurück, womit man fortan den Sieg verfolgte und die Ueberwundenen in den Staub trat. Das Heiligthum der Gesetze selbst mußte das Werkzeug der Rache geben. Grenadiere mußten die Stellvertreter des Volks auseinander treiben. Man machte sich ein Vergnügen daraus, die Majestät der spanischen Nation, durch niedrige Beschimpfungen ihrer Abgeordneten, recht höhnisch in den Staub zu treten. Die achtungswürdigsten Freunde des Vaterlandes, die verdienstvollsten Staatsmänner, die gewerbfleißigsten Künstler wurden, als Patrioten, in die Kerker geschleppt. Man schritt von Verdächtigungen zu Verdächtigungen, von Anklagen zu Anklagen. Es wurden Beschlüsse zu allgemeinen Verfolgungen und Menschenjagden genommen. Die Schändlichkeiten der Tiberiusse und Caligula erneuerten sich. Spanien schien ein weites, ungeheures Schlachtfeld zu sein, wo das Entsetzen der Geschlagenen, der Jammer der Schlacht-

opfer mit dem Jauchzen des Siegers und mit den Freudenhymnen, welche die Priesterschaft dazu sang, einen schaurigen Gegensatz machte." *)

„In diesem ungleichen Kampfe der ihrem Interesse alles opfernden Selbstsucht mit dem geopferten Glück einer ehrwürdigen Nation, bewaffnete in Galizien endlich die Verzweiflung den hochverdienten Porlier, und die Morgendämmerung des Freiheitstages brach an. Aber der Rath (el cabildo) von Santiago, an die Spitze seiner Faktion tretend, vertheilte unter die Soldaten das Gut der Pilger und Armen, um sie zu gewinnen, überlieferte ihren Anführer den Händen der Henker und brüstete sich schamlos noch mit dem Ruhm des Mordes."

„Eine solche unerträgliche Schmach und Unterjochung konnte nur das Gegentheil ihres Zwecks bewirken. Jenes Märtyrerblut ward fruchtbar. In allen Gegenden Spaniens erhoben sich Nachfolger Porliers. Der Genius der Freiheit, begleitet von den erlauchten Schatten der Porliers, der Lacy's, der Vidals, der Richards und anderer Helden durchschwebte alle Landschaften und blies das unterirdische Feuer an, welches plötzlich, wie Vulkan, die ganze Halbinsel erschüttern sollte. — Die heilige Gluth flammte auf. Am ersten Jänner 1820 erscholl das Aufstandsgeschrei, — es verkündete allen Rechtschaffenen die Wiederherstellung des Vaterlandes."

„Verdächtigungen, Anklägereien, mordbrennerische Hirtenbriefe, Bestechungen, Kerker, Blutgerüste, und welche Schreckensmittel irgend die Tirannei erfunden haben mag, — alle wurden von jener selbstsüchtigen Faktion der Knechtsinnigen (serviles) in Bewegung gesetzt, um den ersten Schrei der Freiheit zu ersticken, und eine Gewalt festzuhalten, die ihren Händen schon entschlüpfte. Und in diesen höchst wichtigen Augenblicken der Entscheidung, als das allgemeine Gähren und Treiben der Leidenschaften gräuelhafte Auftritte zu verkünden drohte, die gewöhnlich Begleiter großer Staatsverwandlungen sind, — wie betrugen sich unsre Geistlichen? Die einen schwiegen, manche aus kluger Beachtung ihres heiligen Amtes, manche aus Furcht; die andern predigten uns, statt Frieden, statt Versöhnung und Liebe, nur Trennung, Mord, Brand, Vertilgung, Elend und Gräuel."

„Darauf gab das spanische Volk, durch seine erhabene Denkart zu großen Werken bestimmt, der ganzen Welt das bisher nie erblickte Schauspiel eines Heeres vaterländischer Krieger, welches die Ketten des Vaterlandes brach, welches immer edel, großmüthig, würdevoll, trotz allen Aufforderungen zu Bürgerkrieg, mit einem festen Schritt den großen Raum zwischen Knechtschaft und Freiheit zurücklegte, ohne seinen herrlichen Triumph mit anderm Blute

---

*) Von der Wuth, mit welcher, nach der Rückkehr des Königs, durch den Adel und einen Theil Priesterschaft, nicht nur die sogenannten Josephinos, sondern alle Männer verfolgt wurden, welche im Rufe von höherer Bildung, oder von Zufriedenheit mit der Cortesverfassung standen, haben nicht nur die zahlreichen Auswanderungen, Hinrichtungen und Aufstände gezeigt, sondern selbst noch im Jänner und Februar die gesprengten Kerker weltlicher und geistlicher Gerichte. Und doch konnte es einem Verblendeten, einem Chateaubriand, zur Schmach seiner selbst beifallen, solche Robespierraden öffentlich zu loben und solchen unglückseligen Zustand einer Nation preiswürdig zu finden.

befleckt zu sehen, als dem, welches bisher durch Meuchelmörder und Henkersknechte der herrschsüchtigen Faktion vergossen worden war."

„Aus allem Bisbergesagten ergibt sich, hochwürdigster Bischof, daß ein großer Theil der spanischen Geistlichkeit mit den Sachwaltern der Tirannei und Volksunterdrückung wenigstens in den uralten Schandenvertrag gewilligt hat, der da lautet: Gebt uns Ehren, Würden, Reichthum, und wir lassen dafür eure Gewalt unmittelbar vom Himmel herstammen! — Es ergibt sich ferner, daß eben dieselben, indem sie die Heiligkeit ihres Amtes und die Reinheit ihrer Bestimmung besudelten, schändlich genug ihr Ansehen mißbrauchten, ihre Sendung entweihten, ihre Lehre, ihren Segen feilboten, und, als Priester einer politischen Rotte, den Namen Gottes auf den Lippen, im Herzen ehrgeizige Entwürfe, den unbedachtsamen Pöbel verführten, Zwietracht ins Volk streuten und den Staat zu dem fürchterlichsten Abgrund hindrängten, an dessen Rande wir noch stehen."

„Und, hochwürdigster Herr, sollten wir uns nun gelassen und mit eitler Sicherheit wohl am Abhange dieser Gruft ausruhen? Sollten wir etwa den Waffenstillstand, welchen uns ein zurückgetriebener, aber noch nicht besiegter Feind anbietet, für aufrichtige Versöhnung, für völlige Sinnesänderung halten? — ein Feind, dessen beharrlicher Grundsatz im Leben und Handeln ist, sich still zu halten, wenn Alles schreit, und wieder thätig zu sein, wenn sich Alles still hält? (callar cuando todos gritan, y obrar cuando todos callan.)"

„Nein, dem dürfen wir nicht trauen! Alteingerostete Grundsätze legen sich nicht plötzlich in einem Tage ab; Vortheile, die im Laufe von fünf Jahrhunderten erworben sind, lassen sich nicht im Augenblick veräussern; der uralte Körperschaftsgeist, gestützt auf alte Privilegien, opfert sich nicht so leicht dem Heil des Staates auf. Dies scheinbare Schweigen jetzt verhüllt nur schlecht die wirklichen Absichten und Umtriebe der Feinde, mit denen sie sich dem offenen Gange der guten Sache entgegenstemmen. Wir sehen ja Leute, von ihnen kräftig unterstützt, die sich der obrigkeitlichen Stellen bemächtigen möchten; wir sehen sie schon um Stellen der Abgeordneten zu den nächsten Cortes buhlen, damit sie den Nationalkongreß mit ihren Parteileuten bevölkern können. Die Zeitschriften und öffentlichen Blätter, wie Privatbriefe, melden ununterbrochen entdeckte Aufruhrversuche und wiederholte feindsinnige Handlungen. Prälaten verlassen ihre Wohnsitze. Geistliche von hohem Range durchstreichen die Provinz mit finstern Planen voller Heuchelei und Verführung.*) Es ist kein Zweifel mehr, Alles wird versucht, um den großen Haufen zu verblenden, um unsere Institutionen anzuschwärzen, als ginge es auf eine Art Verfolgung, auf eine geheime Verschwörung gegen unsere heilige Religion aus. Alles verkündet uns einen neuen Bruch, Alles, daß diese heuchlerische Friedseligkeit nichts ist, als Vorbote einer schreckenvollen Katastrophe, wie die Windstille vor Orkanen."

*) Ein Zeugniß davon hat ein Flugblatt geliefert, das, unter dem Titel: Instruccion constitucional, in Malaga ausgebreitet, nahe daran war, die verderblichsten Unordnungen zu bewirken, hätte die Obrigkeit und die besser unterrichtete Burgerschaft nicht Alles gethan, Uebel zu hindern.

„Aber, Hochwürdigster, wir zittern nicht mehr für den Sieg der Volksfreiheit. Der Geist des Jahrhunderts hat sich für sie erklärt; keine menschliche Gewalt kann ihr Emporgehen mehr lähmen. Wir zittern nicht für unsere Sache, denn stolz auf sie stehen wir jede Stunde fertig, uns für sie aufzuopfern. Wir fordern auch nicht zum Kampfe heraus, ob wir ihn gleich als das gewisse Unterpfand unsers Siegs kennen. Wir zittern vor keinem Kampfe mit auswärtigen Mächten, weil wir überzeugt genug sind, daß in dieser allgemeinen Ummwandlungszeit europäischer Gesetzgebung, in diesem Riesenstreite der Erleuchtung des neunzehnten Jahrhunderts mit der Finsterniß des fünfzehnten Jahrhunderts, die Souveraine genug zu thun haben, das Fantom ihrer Gewalt am Leben zu erhalten und, so lange sie können, einen geräuschvollen Umsturz zu vermeiden. — Nein, Hochwürdigster, wir zittern nur für Spaniens Ruhm, weil wir wünschen, daß unser Name zu künftigen Zeitaltern als Name gemäßigtdenkender, gerechter und großmüthiger Männer übergehe; weil wir wünschen, daß die Nachwelt dereinst von einem Volke, welches in die schmachvollste Knechtschaft zurückgeführt war, es rühme, wie es seine Ketten zu brechen und seinen Unterdrückern zu verzeihen wußte. Wir zittern für das Schicksal unsrer Feinde, weil sie, hartnäckig und in ihren Anschlägen und Gesinnungen unbekehrbar, nicht ruhen, bis sie uns zur Ergreifung gewaltsamer Mittel genöthigt haben. Wir zittern für unsere göttliche Religion, welche, als ein schuldloses Werkzeug, den Leidenschaften der Priester dienen soll und muß, unsern elenden Zustand zu verewigen; denn es könnte geschehen und zur allseitigen Befestigung unsrer Landesfreiheit nothwendig werden, daß der Unwille, endlich zum Aeussersten getrieben, thäte, was wir verabscheuen."

„In dieser so bedenklichen Lage der Dinge gibt das Wohl des Vaterlandes das höchste Staatsgesetz, die Menschlichkeit, gibt das wohlberechnete Interesse sowohl der Welt- als Klostergeistlichen, gibt uns der Eifer für unsere hochheilige Kirche selbst das Gesetz, alle Mittel zu versuchen, um einen erschrecklichen Sturm zu beschwören, der im Werden ist."

„Es ist Zeit, daß man endlich erkenne, Hochwürdigster: zwar die Grundsätze des gesellschaftlichen Zustandes ausser uns, zwar das Heiligthum der Religion in uns, Glauben, Frömmigkeit, Tugend, waren, sind und werden, so lange Menschen athmen, immerdar unveränderlich sein; aber die Formen, in denen sie sich darstellen, wechseln mit dem Geist der Menschheit von Jahrhundert zu Jahrhundert. Weil die europäischen Souveraine diese Wahrheit verkannten, haben sie die Revolution um viele Jahre vorgerückt und ihren Sturz stürmischer gemacht (han anticipado la revolucion muchos años y harán masruidosa su caida). Weil die Geistlichkeit jene Wahrheit verkannte, hat sie ihre Reform beschleunigt und einen großen Theil der öffentlichen Hochachtung verloren."

„Das Volk verlangt, denn es thut ihm noth, Frieden, nicht Entzweiung; Gesetzgeber will es, nicht Parteimänner; Stellvertretung der Nation, nicht Sachwalter einer Klasse; Offenkundigkeit des neunzehnten, nicht Geheimnißkrämerei des fünfzehnten Jahrhunderts Cortes,

nicht Kabinetsräthe; Vaterlandsmänner, nicht Selbstsüchtlinge; Reformen, nicht veraltete und verderbliche Institutionen."

„Und sind die Geistlichen unsrer Tage alle geneigt, diesen dringenden Bedürfnissen zu entsprechen? — Es ist hier der Ort, wo die Wahrheit ausgesprochen werden muß. Zwei Drittel der spanischen Nation betrachten den Klerus als Hauptursache der innern Zerwürfniß, als erklärten Gegner unsrer freiern Institutionen. Zwei Drittel der Nation wissen, daß der Klerus die Seele der Faktion war, welche Schrecken und Schmerz in alle Klassen des Staats brachte; wissen, daß er durch den Einfluß, den ihm sein Amt gibt, den Sinn von drei Millionen Spaniern hemmt und schwankend hält. Auf solche Thatsachen gestützt, werden wir nie einwilligen, daß wir durch unsere eigenen Feinde im Nationalkongreß repräsentirt werden. Und beharren die Priester bei ihrem Vorsatz, gelingt es ihnen, mit Hilfe ihrer Scheinheiligkeiten und Umtriebe, sich der Wahlen zu bemeistern, und wiederholen sie uns das Possenspiel der Cortes von 1814: so haben sie vor Gott und Menschen den schrecklichen Bürgerkrieg zu verantworten, welcher die unvermeidliche Folge davon sein wird."

„Vereinigen wir uns, Hochwürdigster, das Unglück zu bannen, und Auftritten entgegen zu arbeiten, welche für die Menschheit schrecklich werden könnten. Wir unserseits wollen uns an das Volk wenden, erklären, daß es die Ordnung ehren, die öffentliche Ruhe handhaben soll, daß ohne Religion keine Tugend, ohne Tugend kein Gesetz, ohne Gesetz keine Freiheit bestehe."

„Und Sie, Hochwürdigster, möchten Sie, Ihrer Würde gemäß, zu den Ihrer Seelsorge Anvertrauten reden. Möchten diese aus Ihrem Munde vernehmen, daß die Religion Jesu Christi keine Knechtschaft will; daß Völker befugt sind, eine öffentliche Verwaltung festzustellen, die ihrem Bedarf entspricht, Vorsteher zu wählen, denen sie vertrauen können, und bürgerliche Gesetze zu geben, die ihnen zweckmäßig sind."

„Möchten Sie zugleich zu den Herren Geistlichen sprechen, sie ermahnen, sich gänzlich der Seelsorge zu weihen und den Weltlichen die Geschäfte des Staats zu überlassen. Möchte sich unter den Seelenhirten die Reinheit der Lehre, die Einfalt der Sitten, die Besonnenheit im Betragen, die Verachtung des Eiteln im Leben, die Liebe des Vaterlandes, die Ehrfurcht vor der Souverainetät und der Gehorsam gegen die Gesetze erneuen. Ermahnen Sie sie ganz besonders, nicht den mindesten Theil an Geschäften der Staatsverwaltung zu nehmen, so lange die Unruhen des Tages noch währen."

„Das ist, was die Umstände gegenwärtig gebieterisch fordern und was aller guten Bürger Wunsch ist. Nur so wird das alte Vertrauen wieder hergestellt werden, welches die Gläubigen sonst zu ihren Lehrern gehabt; nur so wird der Klerus die Liebe des Volks, die seinen Gliedern gebührende Ehrfurcht, den Schutz der Gesetze, die Segnungen des Vaterlandes wieder gewinnen."

„Gott wolle Sie viele Jahre erhalten!"

*) Die Unterschriften sind von Cipriano Palafox, als Präsidenten, und von Jose Duran und Jose Maria Bermudez, als Sekretären.

Dieses Schreiben ist Dir vielleicht auch wegen mancher Blicke auf das Verhältniß der Halbinsel und zur tiefern Kenntniß der herrschenden Stimmung wichtig. Sollten wir noch Unruhen und Bürgerkriegs-Auftritte bei uns erleben, so halte Dich überzeugt, sie rühren durchaus nur vom widerspenstigen Geiste der Geistlichkeit, besonders der Klostergeistlichkeit, her. Aber es würde ihr Verderben werden; denn wer möchte voraussagen, wo man stehen bliebe?

Die römische Kurie schwieg bisher, ungeachtet man schon von Bullen spricht, welche der heilige Vater gegen Spanien zu schleudern bereit sei; obgleich Don Pedro Vargas y Laguna, unser Minister in Rom, sich weigerte, der Verfassung Treue zu schwören, weil das gegen sein Gewissen und gegen seine Grundsätze gehe. Man zweifelt gar nicht, auch in Madrid nicht, daß der römische Hof mit Vorsicht in so verfänglichen Dingen zu Werke gehen werde. Allerdings mag es ihn schmerzen, daß eben jetzt in Staaten katholischen Glaubens, in Frankreich, in Spanien,*) die Gährung der Völker, ihr entschlossenes Treiben zur Freiheit, zur Verwandlung des Alten immer am gewaltigsten ist, dagegen in den Staaten der Protestanten die Ruhe bewahrt bleibt. Wäre, was im Süden geschieht, im Norden begegnet, man würde sich gefreut haben, die bürgerlichen Unruhen als böse Früchte der protestantischen Kirchen darstellen, und mit Montesquieu die katholische Kirche als die der Monarchie günstigste, als die zur Beruhigung der Unterthanen, zur Beibehaltung alten Wesens geeignetste schildern zu können. Dem ist nun leider nicht so. Und die Ursache ist begreiflich.

Die öffentliche Stimmung ist im ganzen Grenada eben so, wie in Valencia und Katalonien. Da, wo der Ton gemäßigter ist, beweiset es nicht größere Gleichgültigkeit gegen die großen Ereignisse des Jahres, sondern nur, daß der weite, tiefe Strom des Volksgeistes weniger Klippen findet, an denen er sich bricht und aufbrausen muß. — Ich habe Dir schon früher von dem feierlichen Empfange des aus der Verbannung zurückgekehrten Don Agustin Arguelles in Valencia erzählt. Mit noch größerm Triumph wurden in Malaga die Mitglieder der ehemaligen Cortes, Garcia Herreros, Martinez de la Rosa und Zorraquin y Calatrava, vom Volke begrüßt, als sie aus ihrem Elend nach Spanien heimkamen. Da strömte Alles zu den Thoren hinaus ihnen entgegen. Da waren die Häuser mit Teppichen geschmückt, und schöner noch alle Balkone und Altane mit Frauenzimmern im höchsten Glanz. Der Wagen der Verbannten ward vom Volke gezogen; Musik und Freudengeschrei, Glückwünsche und Wonnethränen begleiteten den Zug.

Sehr schön rief Don Garcia dem Volke in seiner Rede zu: „Was haben wir denn gethan? Soviel verdienten wir nicht. In der Verbannung, fern von diesem theuern Boden, zurückgehalten, konnten wir nichts zur Wiedereroberung der Freiheit beitragen, die Ihr mit unnachahmlichem Ruhm gewannet. Beraubet Euch nicht des Lorbeers, der Euch gebührt, und ehret uns nicht für Thaten, die Ihr gethan habt!"

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Nun auch in Sizilien und Neapel. A. d. H.

Der französische Klerus; Verhältnisse mit Rom; Provisorium; Jesuiten und Missionarien. *)

Die Hauptschwierigkeit jeder Unterhandlung mit Rom.

Die neuerlichen Unterhandlungen Frankreichs, Deutschlands, der Schweiz u. s. w. mit dem römischen Stuhle haben unzweideutig dargethan, daß ihre wesentliche Schwierigkeit in der Bestimmung der Zeit oder eines Termins liegt, innerhalb dessen der Papst die ernannten Bischöfe einsetzen oder die Gründe seiner Weigerung erklären soll. Der Papst befindet sich, auf eine in der That unbegreifliche Weise, im Besitz des Vorrechts, die Gründe nicht angeben zu dürfen, welche ihn bewegen, die Pflichten nicht zu erfüllen, die aus seinem mit den Fürsten geschlossenen Vertrage hervorgehen, indem er die von ihnen ernannten Bischöfe, wofern sie der kanonischen Eigenschaften nicht ermangeln, einsetzen soll. Ein ähnliches Vorrecht gibt es nirgends in der Welt, und nie hat man von einem Kontrahenten gehört, welchem frei stünde, die Vollziehung eingegangener Verpflichtungen aufzuschieben, ohne daß er auch nur nöthig hätte, dem dadurch gekränkten Mitkontrahenten die Beweggründe des Aufschubs zu eröffnen. Seit dem Ursprunge der Konkordate und seit der Papst durch dieselben die kanonische Einsetzung in seiner Hand hält, ist das Nachtheilige dieses Verhältnisses ununterbrochen gefühlt worden. Die sämmtlichen Bisthümer Portugals haben sich erledigt befunden, mit Ausnahme desjenigen von Elvas, dessen Inhaber vierundneunzig Jahre alt war. Die Unterbrechung der Einsetzung dauerte achtundzwanzig Jahre. In Neapel veranlaßten die bekannten Streitigkeiten um den Zelter die Weigerung der Einsetzungsbullen. Anderweitiger Streit über weltliche Ansprüche hatte ähnliche Weigerungen zur Folge und verlängerte dieselben viele Jahre hindurch, so daß unter Klemens XIII und Pius VI sich die bischöfliche Amtsführung gänzlich aufgelöset befand.

Unter Ludwig XIV war, durch eine eilfjährige Unterbrechung der Einsetzung, die Zahl der erledigten Bisthümer auf zweiunddreißig angestiegen, und dieses vorher in der Geschichte der gallikanischen Kirche unerhörte Verhältniß wiederholte sich unter Napoleon, wo die von 1808 bis 1819 unterbrochene Einsetzung eben jene Kirche mit der gänzlichen Auflösung bedroht hat; auch gegenwärtig, und wahrscheinlich für eine geraume Zeit, beruht die gefundene Rettung noch allein nur auf einem Provisorium. Das Band der Einsetzung ist dermaßen wichtig und Rom kennt dessen ganzes Gewicht so gut, daß es damit den zwei mächtigsten Fürsten, welche Frankreich beherrscht haben, Trotz bietet, und mit gleichem Gelingen dem religiösesten Fürsten, wie demjenigen widersteht, der auf Verhältnisse des Ansehens und religiöser Konvenienz am wenigsten Rücksicht nimmt.

*) Hauptstellen aus de Pradt's Suite des quatre concordats (Paris, 1820. 8.)

In allen Streitigkeiten mit den Fürsten fängt Rom damit an, die bisthümliche Einrichtung zu hemmen; es hält sich an diese und sieht darin ein Unterpfand des Betragens der Erstern. Ueberzeugt, daß man des Bischofs bedarf und daß ihr Mangel die Fürsten in Verlegenheit setzen muß, weil Geistlichkeit und Volk darüber unzufrieden werden, hält man diesen Punkt fest, um von ihm aus eine Art Sperrung (Blokade) gegen ungehorsame Eigenherrscher zu veranstalten. Nachdem ein so bequemes Mittel, ihnen Gesetze vorzuschreiben, gefunden war, begreift man leicht, warum dasselbe auch eigensinnig gehandhabt und als Norm in allen vorkommenden Fällen gebraucht wird. In jeder Unterhandlung mit weltlichen Mächten sehen wir den römischen Hof, sobald dieser geheiligte Punkt berührt wird, sich in sein geheimnißvolles Dunkel zurückziehen und darin verschliessen. Es wird jedoch unumgänglich erforderlich, ihn auch eben hier aufzusuchen und anzugreifen, wofern anders die natürliche Ordnung der Dinge hergestellt, das Geistliche auf das Geistliche und das Weltliche auf das Weltliche beschränkt werden soll. Napoleon hat dies recht gut eingesehen und, soviel von ihm abhing, auch geleistet. Er muß hierin als der Restaurator der ächten Grundsätze und als der Vorläufer der Fürsten angesehen werden, welche früher oder später sein Werk fortsetzen und für die ganze katholische Christenheit geltend machen werden.

Rom hat seit der Restauration Huldigungen aller Art empfangen, bei denen erforderliche Umsicht und richtiges Maas nicht immer beobachtet wurden. So wie seither überall von Religion die Rede war und dieselbe für alles, was man gethan hat, angerufen worden ist, so ward auch in allen Schritten gegen Rom eine unbegrenzte Unterwürfigkeit beobachtet. Weil Napoleon Rom vielfältig mißhandelt hatte, glaubte man jetzt hinwieder in seiner Verehrung nicht weit genug gehen zu können. Dort verlangte man nichts Besseres, und kein Körnchen des freiwillig dargebrachten Weihrauchs blieb unbeachtet. Ein gleiches Verfahren hat Rom allezeit beobachtet; was religiöser Eifer oder weltlicher Eifer ihm darboten, hat es jederzeit angenommen. Somit war dann freilich der Zeitpunkt nicht zum besten gewählt, um Grundsätze herzustellen, welche der grenzenlosen Macht Schranken setzen sollten und um Rom anzugehen, es solle sich über einen Punkt erklären, der alltäglich zum Vorschein kommen und eben darum auch alltäglich neue Schwierigkeiten und Verlegenheiten veranlassen konnte. Kühner, als die französischen, haben die deutschen Unterhändler sich an den schwierigen Hauptpunkt zwar gewagt, ihren Zweck aber nicht erreicht.

Es liegt ausser Zweifel, daß das Bedürfniß einer endlichen Ausmittelung der gegenseitigen Rechtsverhältnisse überall lebhaft gefühlt werde; aber zwei Rücksichten halten von entscheidenden Maasnahmen ab. Die eine ist der Wunsch, eines Dritten zu schonen, den man gern brauchen möchte, und die andere ist die Furcht vor dem Widerstande des römischen Hofes. Dieser fühlt sich kräftig unterstützt durch frühere Vorgänge, durch die in dem Klerus aller Länder vorherrschende ultramontanische Denkart und nicht minder durch das politische System derjenigen Partei, welche die Religion für eine ihrer Kriegsgeräthschaften hält, — und ist daher völlig



bereit, einen Kampf zu bestehen, dessen glücklichen Ausgang die politische Lage Europa's zu gewährleisten scheint. Darum ist denn nun auch Alles provisorisch; man beschränkt sich auf die Erhaltung des Vorhandenen, und weicht endlichen Verkommnissen aus, denen nothwendig die Lösung jener schwierigen Frage über das dem römischen Stuhle zustehende, auf keine Zeit beschränkte und der Angabe keiner Beweggründe bedürfende Weigerungsrecht der Einsetzungsbullen vorangehen müßte. Diesen Ursprung hat das bald allgemein bestehende religiöse Provisorium.

Das Provisorium der römisch-katholischen Kirche.

Daß die gallikanische Kirche sich in einem völlig provisorischen Zustande befindet, worin das Konkordat von 1801 von dem einen, das Konkordat von 1817 aber von dem andern der kontrahirenden Theile nicht anerkannt wird, geht aus allgemein bekannten Staatsschriften (der Allocution des Papstes, der Note des französischen Unterhändlers u. s. w.) sattsam hervor. Daß die Schweizerkantone sich im Provisorium befinden, ist eben so bekannt, zumal auch die Inhaber der Bisthümer von Freiburg und von Chur in der That kaum etwas anders als apostolische Generalvikare sind. Auf dem Punkte, worauf die deutschen Unterhandlungen jetzt stehen, scheint ein Provisorium ihr höchstes erreichbares Ziel zu sein, und man hofft, es werde der Papst den Kirchen temporäre, von den protestantischen Fürsten ihm dafür bezeichnete Bischöfe bewilligen. Auch hier wird demnach das apostolische Vikariat eintreten, denn Rom verlangt nichts anders, als dieses überall einzuführen. Baiern hat zwar ein Konkordat, das ihm Bischöfe gibt; aber manche Verhältnisse bleiben dabei unentschieden, und ein halbes Provisorium ist demnach auch hier vorhanden. Hannover und Preußen sind seit manchen Jahren in ihren mit Rom angehobenen Unterhandlungen nicht vorgerückt. Der König der Niederlande, dessen Staaten zu zwei Drittheilen mit sehr eifrigen Katholiken bevölkert sind, hat die Pflichten, welche dieses Verhältniß ihm auflegte, treu erfüllt. Er hat bald nach seiner Thronbesteigung den Herrn Reinhold nach Rom gesandt, der immer noch dort weilt. Von seiner Sendung oder ihren Ergebnissen ist bis dahin einzig nur die Besetzung des Stuhls von Mecheln kund geworden; die im Jahr 1801 errichteten Bisthümer, die für Gröningen, Amsterdam, Herzogenbusch bezeichneten, sind theils unbesetzt, theils nicht einmal gestiftet, und in religiöser Beziehung besteht das Resultat der in diesem Lande vorgegangenen Veränderungen darin, daß es von Bischöfen entblößt ward. Richten wir den Blick höher und fassen Irland ins Auge, so zeigt sich hier abermals die Einstellung der bischöflichen Verwaltung. Zwar ist zu bemerken (denn man soll gerecht sein), daß Rom hieran nicht Schuld trägt, sondern daß die Schuld auf den irländischen Klerus selbst fällt, welcher einen verderblichen Widerstand allen Vorstellungen, Ermahnungen und väterlichen Räthen entgegensetzt, durch die Rom ihn bewegen wollte, mit kluger Willfährigkeit den von der brittischen Regierung geäusserten Wünschen zu entsprechen, um solche Personen von der Bischofswürde entfernt zu behalten, welche hinsichtlich der Frage von Emanzipation der Katholiken nachtheilig erachtet werden könnten. Man hat sich in Würdigung der Beweggründe

welche die britische Regierung in ihrem für die Katholiken entworfenen Plane geleitet haben sollten, sehr geirrt, wenn man glaubte, sie wolle die Emanzipation derselben an Bedingungen knüpfen, welche ihr einen direkten Einfluß auf das Kollegium der Bischöfe sichern sollten. Dies war keineswegs der Fall, sondern das englische Ministerium suchte vielmehr in der Zusage der verlangten Garantien einerseits ein Pfand derjenigen Sicherheit, welche jede Regierung zu fordern befugt ist, und anderseits ein Mittel, um die Sache der Katholiken auf eine günstige Weise darzustellen, wenn davon alles beseitigt sein würde, was einer Nation anstößig erscheinen könnte, bei der eine Anrufung oder Anschuldigung von Papismus tumultuarischen Widerstand zu veranlassen leicht vermöchte. Richten wir den Blick noch weiterhin, um zu untersuchen, was nach der Trennung Amerika's von Spanien dort unvermeidlich geschehen muß, so sehen wir die Unterbrechung der Bisthumsverwaltung sich auch über diese Halbkugel und über die katholische neue Welt ausdehnen. Ehe Spanien dem römischen Stuhle wird bewilligt haben, sich ohne sein Zuthun mit Amerika zu beschäftigen; ehe dieses in seinem Innern zu derjenigen Regelmäßigkeit gelangt sein wird, welche Rom für die Abschliessung von Verträgen heischt; ehe die neuen Regierungen selbst einen Plan entworfen und dessen Genehmigung von Rom erzielt haben werden; wie viele Zeit muß da nicht vorübergehen! Mehr als die Hälfte der katholischen Welt befindet sich demnach unter einem andauernden oder nahe bevorstehenden Provisorium, dessen Ursachen und Folgen allenthalben die gleichen sind, ein Wirrwarr der geistigen und der weltlichen Verwaltung, die Unterbrechung und Erlöschung des Episcopats und der daraus entstehende Mangel der Seelenpflege.

Die unbewegliche Stellung Roms mitten unter all' diesen Vorgängen, seine Unempfindlichkeit bei dieser ausgedehnten Zerstörung, sein Kampf und Sieg mittelst der Waffen, welche Unbesonnenheit und Furcht ihm darreichen; Rom, vor dem sich die Könige biegen, dessen Druck die Völker erdulden müssen, dessen Kurie Alles ihrem Willen unterwirft, dessen alter Küraß die Schläge der Neuerungen auffängt und abstumpft, und das mitten unter den Trümmern, welche die Meinung überall anhäuft, sich eine neue Meinungsmacht herstellt; Rom, in diesem Widerspruch mit der moralischen Welt, die sich hinwieder vor dem entwaffneten Herrscher biegt, — gewährt in Wahrheit einen Anblick, wie er nirgends noch gesehen ward und welcher der Aufmerksamkeit im hochsten Grade werth ist.

Roms Gegner.

In den durch das Konkordat von 1817 veranlaßten Schriften ist vielfältig von der Rückkehr zur königlichen Kirchenordnung (pragmatique), von den Kirchenversammlungen in Nicäa und Basel die Rede; Bossuet und die Freiheiten der gallikanischen Kirche werden bei jeder Gelegenheit angerufen. Viele Einsichten und die beste Absicht liegt dabei zuverlässig zum Grunde. Aber eine andere Frage ist es, ob die Anrufungen passend und an ihrer Stelle waren. Nichts ist ehrwürdiger, als das Konzilium von Nicäa, dieser eine der Hauptpfeiler des Glaubens der

Christen, die dem heil. Augustin solche Ehrfurcht einflößten, daß er unbedenklich aussprach, er achte die vier großen Konzilien, welche damals bereits statt gefunden hatten, eben so hoch, wie die vier Evangelien. Allein der Nicäische Glaube und die Nicäische Kirchendisziplin sind wesentlich von einander verschieden; der eine ist unvergänglich, wie die Religion selbst und wie der Himmel, dessen Dolmetscher er gewesen ist; die andere hingegen ist vorübergehend und veränderlich, gleich den Gesellschaftsverhältnissen, auf welche sie angewandt wird. Die Nicäische Kirchenzucht hat sich Jahrhunderte hindurch erhalten und die Fortdauer ihres Bestandes möchte wünschenswerth gewesen sein. Aber die Zeit und der Wechsel, welchem alle menschlichen Einrichtungen unterliegen, haben hinwieder auch auf sie gewirkt. Die kanonische Gewalt ist von der Stelle, welche sie dort einnimmt, verdrängt, und auf eine andere übergetragen worden; Gesetz und Uebung haben die Kirche vermocht, sie an der neuen Stelle zu sehen und zu anerkennen. Was ist nun zu thun? Soll man sie ausreißen da wo sie steht, um sie auf ihren frühern Standpunkt zurück zu versetzen. Wie möchte dies geschehen? Man vermag nicht einmal von Rom auszuwirken, daß es den Gebrauch seiner Einsetzungsgewalt also ordne, daß Fürsten und Völker dabei beruhigt sein können, und man will verlangen, es solle gänzlich darauf verzichten! Es handelt sich darum, Ordnung und Regel in das Vorhandene zu bringen, und man spricht von Verzichtung und Rücknahme! Es soll aller Vorwand für Unruhen entfernt werden, und man fängt damit an, ihnen eine weite Thür zu öffnen! Der römische Stuhl hat in den durch fünfundzwanzig Jahre erlittenen Angriffen eine neue Schutzwehr erhalten, die von den auch jetzt nicht verschwundenen Besorgnissen der Geistlichkeit und vieler Gläubigen ausgeht und der Erhaltung seines Ansehens günstig ist. Durch alles Vorgefallene hat der Ultramontanismus in Frankreich neue Wurzeln geschlagen, und man könnte diesen Zeitpunkt gelegen achten, um die Absicht zu erklären, jene Gewalt von Rom wieder abzunehmen, welche durch Konkordate ihm eingeräumt und deren Anerkennung im katholischen Europa Grundgesetz geworden ist! Ein solches Vorhaben könnte wahrlich eben so wenig gelingen, als die Anrufung der Konzilien von Basel und Konstanz zeitgemäß ist, oder diejenige der königlichen Kirchenordnung, des vorübergegangenen Widerspruches des Klerus, der Opposition, die von den Parlamenten ausging, und der vier Sätze von 1682. Dies Alles gehört nicht hieher. Eine neue Ordnung der Dinge ist vorherrschend und für die katholische Welt Gesetz geworden; wofern sie Nachtheile mit sich führt, soll man diesen entgegenwirken und dieselben beseitigen; aber so wie man das Werk angegriffen hat, können sie zuverlässig nur verstärkt werden. Ganz Europa biegt seine Knie vor Rom, der französische Klerus ist im Ultramontanismus versunken, mit langer Mühe und vieler Anstrengung mochte man kaum nur ein Provisorium für die beinahe aufgelösete Bisthumsverwaltung erzielen, und von diesem Standpunkt aus glaubt man unbedenklich zu demjenigen zurückkehren zu können, was die Konzilien von Konstanz und Basel verordnet hatten. Wahrlich, man muß, um so handeln zu können, sich seltsame Begriffe vom Geschäftsgange machen! Die ganze theologische Gelehrsamkeit erscheint dabei federleicht, und so wenig als Rom diesen gelehrten

Staub zu seiner Vertheidigung gebrauchen will, so wenig fürchtet es ihn hinwieder auch; es sucht dasselbe seine Stütze vielmehr in dem Widerstande wirklich vorhandener Einrichtungen, welche eine ihm günstige Stimmung in den Gemüthern erzeugt haben Wenn der römische Stuhl hinter diesem Walle Ludwig dem Vierzehnten und Napoleon Trotz geboten hat; wenn er, unter dem Schutze desselben, noch gegenwärtig den europäischen Staaten imponirt und sie vom Angriffe auf den Hauptpunkt der Einsetzungen abhält, was sollen denn wohl die Erinnerungen an Nicäa, an Basel und an Bossuet ausrichten! . . Rom hat über die vier Sätze den Bannfluch ausgesprochen; Bossuet hat dieselben abgeschworen, als er sagen konnte: abeat ergo quocunque voluerit ista declaratio. Im Grunde jedoch liegt sogar in den vier Sätzen eine Huldigung für Rom, dessen Gewalt dadurch keineswegs angegriffen wird. Napoleon, nachdem er darüber nachgedacht hatte, sagte einst mit dem ihm eigenen Scharfsinn: Eure vier Sätze, von denen ihr so viel Lärm macht, wollen gar nichts sagen! und er hatte recht. Es ist darum sehr irrig gehandelt und es führt zu nichts, wenn man in alte Zeiten zurückkehrt und längst vergessene Dinge wieder ins Leben rufen will, um sich aus der wirklich vorhandenen Verlegenheit zu ziehen. Es handelt sich um einen einzigen Punkt mit Rom, welcher allein nur der Religion, der Staatsgesellschaft und den Gläubigen wichtig ist, und in dem festzustellenden Verhältniß der Einsetzung der Bischöfe besteht, wodurch dieselbe allezeit gesichert sein, und damit die Staaten vor Unruhen, die Inhaber der Stellen vor Ungerechtigkeit und die Gläubigen vor dem Abgange ihrer ersten Seelenhirten geschützt bleiben sollen. Das Konkordat von Fontainebleau hatte die gewünschte Ordnung erzielt; es kann dasselbe die große Charte der katholischen Kirche heißen, und es wird diese auch zuverlässig in neue Kraft erwachsen. Solche Schriften einzig nur, welche in ihrem Sinne sprechen, die Vernunft und das religiöse Gefühl vereinbaren, welche von der Kraft folgerechter Schlüsse, die dem Oberhaupt der Kirche überhaupt und den Tugenden dessen, welcher gegenwärtig die erhabene Würde bekleidet, insbesondere gebührende Ehrfurcht nicht trennen; solche Schriften, die nur thunliche Dinge begehren, und was reizen, erbittern und beleidigen kann, vermeiden, solche Schriften, meine ich, können einzig nur nützlich sein, weil sie allein von kultivirten Staaten anerkannt und gutgeheißen werden mögen. Das große Bedürfniß dieser Staaten heißt Friede, diesen wollen sie, und weder das Konzilium von Nicäa, noch dasjenige von Basel, welche andern Zeiten angehören, deren Rückkehr unmöglich ist. Wenn hundert Jahre erforderlich wären, um dahin zu gelangen, so ist viel besser gethan, gleich anfangs darauf zu verzichten, als hingegen in Erwartung ihrer Rückkehr die katholische Kirche durch Zerstörung der wichtigsten ihrer Einrichtungen, die in der bischöflichen Verwaltung besteht, in immer größern Wirrwarr gerathen zu lassen. Man bringe dieses Verhältniß in Ordnung, und aller Zwist mit Rom hat sein Ende erreicht.

Der Klerus, die Jesuiten und die Missionen.

Frankreichs religiöse Herstellung in Jahr 1801 führte im Jahr 1808 harte Kämpfe zwischen dem geistlichen und dem weltlichen Restaurator herbei. Die Herstellung von 1814 fing mit

großen, der Geistlichkeit gethanen Versprechungen an, und endigte mit einem provisorischen Zustand, der nicht sobald zu Ende gehen wird, und welcher mit den Ansichten eines bedeutenden Theils der Nation im Widerspruch steht. Diese Verhältnisse sind der aufmerksamen Beachtung in hohem Grade würdig.

Die Ereignisse von 1814 waren eingetroffen. Der Klerus schwört plötzlich denjenigen ab, welchen er zuvor lange gepriesen hatte; die Völker müssen ihre Hirten in weiter Entfernung von der Stelle suchen, wo sie dieselben am Vorabend der damals eingetroffenen Veränderungen gelassen hatten. Die Sprache änderte von jenem Zeitpunkte an völlig; von der Vergangenheit ward mit Erbitterung, von den Einrichtungen der Gegenwart verächtlich oder drohend gesprochen; die Dazwischenkunft des Himmels ward überall angerufen. Der Klerus hatte offenbar einen unrechten Pfad eingeschlagen; er ist seither darauf allezeit weiter vorgerückt. Er schien sich allen Ansichten, Planen und Hoffnungen derjenigen Partei anzuschliessen, durch die Frankreich in Bestürzung und Unruhe versetzt ward. Von dieser ward er in selbstsüchtiger Absicht geschmeichelt, und er empfing von ihr Verheißungen, die unerfüllt bleiben mußten. Zwischen beiden ward ein enges und vertrautes Band geknüpft; die Religion ward einerseits der Stoff vielfältiger Schmähungen, und anderseits ein Werkzeug geheimer Umtriebe, so daß am Ende die politische Partei und die Religionsdiener in eins verschmolzen, und man, zu richtiger Würdigung der Stellung des Klerus in der Nation, den Maasstab von derjenigen der politischen Partei hernehmen müßte, welcher er sich hingab. Die Anwendung der Religion für politische Zwecke hat ihm seinen eigenthümlichen Karakter, welcher auf dem geistigen Verhältnisse beruhte, entzogen, und Leute, denen mehr daran gelegen war, den Einfluß der Geistlichkeit zu benutzen, als die Ergebnisse, welche daraus für ihn selbst entstehen müßten, abzuwägen, haben ihn ohne Rückhalt als den großen Hebel dargestellt, dessen sie sich für die Erreichung ihrer Absichten bedienen würden. Die ganze Gegenpartei mußte nun wohl, und sie hat auch wirklich die Meinung, welche sie von der politischen Partei hegte, auf die sich dieser anschliessende Geistlichkeit ausgedehnt, so daß der Klerus, indem er auf eine unabhängige Stellung verzichtete, sein eigenes Schicksal von einer fremden Wirksamkeit abhängig machte, die er selbst zu lenken nicht vermochte, hinwieder dann aber auch, die Folgen derselben abzuwenden, nicht im Stande war. Dadurch, daß der Klerus sich den Ultra anschloß, mußte er sich des Schicksals der Ultra theilhaft machen; wollte er auch den Verband wieder auflösen, so würden ihn darum manche Ergebnisse des früher eingegangenen Bundes nichtsdestominder treffen. Er kann alles Unglück einer Niederlage theilen, während ihm von den Früchten eines Sieges immerhin nur wenig zu gut käme.

Neben dem Geiste der Ultra (ultracisme) und dem ultramontanischen Geiste (ultramontanisme) ist das gedoppelte Zusammentreffen der Jesuiten und der Missionarien dem Klerus verderblich geworden, und man kann sie die vier Hauptkrankheiten desselben heißen.

Was die Jesuiten anbetrifft, so ist ihr Werth und Unwerth anderswo schon sattsam

geprüft worden; es soll hier davon die Rede nicht sein, sondern man will einzig nur über das Zeitgemäße ihrer neuen Erscheinung einige Betrachtungen anstellen. Der Papst war nach Rom zurückgekehrt, und alsbald werden auch die Jesuiten wiederhergestellt. Es ist dies gleichsam die erste Maasnahme nach seiner Rückkehr; auf einer Seite ertönt darüber eine laute Freude, während Schrecken und Bestürzung auf der andern Seite nicht minder laut werden. Die Jesuiten nur mögen Religion und Erziehung herstellen, rufen die Einen; die Rückkehr der Jesuiten zerstört den Frieden der Staaten, wie der Familien, erwiedern die Andern. Ihr Name allein schon ruft Zwietracht hervor, wo sie bis dahin nicht vorhanden war. Seinem Ursprunge nach gegen den Protestantismus und die Kirchenreform ankämpfend, soll der Orden in seiner Herstellung gegen die Revolution ankämpfen. Eine Partei bemächtigt sich seiner, sie rühmt ihn als ein Hilfskorps, und stellt damit seine gegenrevolutionäre Tendenz ganz Frankreich zur Schau. Nun kann es wohl aber keine schlimmere Empfehlung in den Augen der Franzosen geben, als das Zur-Schau-Tragen der beabsichtigten Zerstörung der Grundlagen ihres neuen Bestandes, ihrer allgemeinsten und theuersten Interessen; daraufhin deutet jedoch das Wiederauftreten der Jesuiten in allen Beziehungen. Zur Zeit der Bildung des Ordens traf er mit den Interessen der Mehrheit der Franzosen zusammen, und hierauf beruhte sein Gelingen; zur Zeit seiner Herstellung ist er den Interessen eben dieser Mehrheit des französischen Volks widersprechend und darum mißfällig. Bei völlig umgekehrter Stellung mußte der Erfolg eben so verschieden sein. Wie viel Gutes oder Schlimmes man nun also auch immerhin von den Jesuiten sagen mag, so trifft dies Alles den wirklichen Standpunkt der Dinge nicht, worin es sich einzig nur fragt: mag ein ausgedehnter priesterlicher Verein, welchem sehr zweideutige Erinnerungen, höchst unbesonnene Wünsche und die Hinweisung auf ein die ganze Nation in Bestürzung setzendes Ziel vorangehen, sich auf eine der Religion, dem Staate und ihm selbst vortheilhafte Weise festsetzen? Wird man seine religiöse Wirksamkeit nicht jederzeit durch seine politische Wirksamkeit und Zwecke erklären und beurtheilen? Welchen religiösen Nutzen kann er alsdann stiften? Welchen Zeitpunkt hat man für die Anrufung solcher Hilfstruppen gewählt und wen meint man über die dabei vorwaltende Absicht zu täuschen?

Gerade eben so verhält sichs nun auch mit den Missionarien. Es sind nicht die Priester, sondern die Werkzeuge einer Partei, die man in ihnen erblickt; statt der Diener eines verehrten Kultus, erkennt man in ihnen eifrige, im Namen der Religion handelnde Diener der Gegen-Revolutionen. Die gegenwärtigen Missionen tragen nicht mehr den ausschließlich religiösen Karakter früherer Missionen an sich. Ihre erste Einführung in Frankreich geschah zu einer Zeit, wo man dem Protestantismus entgegenwirken wollte und wo die Bekehrungen, welche man beabsichtigte, mit mancherlei zeitlichen Vortheilen verbunden waren. Seit die Regierung sowohl als Partikularen, die Bekehrungssucht aufgaben, waren auch die Missionen ungleich seltener und geräuschloser geworden. Das Konkordat von 1801 war der Zeitpunkt, wo sie in verschiedenen Kirchsprengeln wieder eingeführt wurden; damals aber zu bloß religiösen Zwecken, ohne

alle politische Tendenz, und man darf glauben, daß manches Gute durch sie befördert worden ist. Ganz anders verhält es sich seit 1814. Frankreich schien auf allen Punkten durch Missionarien systematisch bearbeitet werden zu sollen; es sah aus, als ob das Königreich ein verpestetes Land sei, das nur durch Missionen gereinigt werden könnte. Erst staunte man die Sache an, bald aber äusserte sich das Mißvergnügen, und dem Angriff folgte die Vertheidigung. Was 1814 leise begonnen hatte, erhielt nach und nach eine geräuschvolle Ausdehnung; die Missionen waren zur Waffe einer Partei geworden, und sie spielten eine bedeutende Rolle in der Tagsgeschichte; ihre religiöse Beziehung war jetzt völlig untergeordnet und die Missionarien traten als Herolde der Gegenrevolution durch ihre höchst unzeitigen Verwünschungen der Gegenwart und der Vergangenheit auf; die Zukunft ist von beiden nicht trennbar. Die Kirchen wurden Kampfplätze der politischen Parteien, zum großen Nachtheile der Religion, welche diesem Allem fremd war.

Was von den Jesuiten gesagt ward, paßt gutentheils auch auf die Missionarien. Diese mögen persönliches Verdienst und religiöse Tugenden besitzen; hier aber ist von ihrer übernommenen Rolle die Rede, und da fragt es sich: was können sie davon hoffen und welche Ergebnisse ihrer Bestrebungen durften sie zunächst für die Religion, in deren Namen sie zu handeln vorgeben, erwarten? Es hätten die Missionarien, wie hinwieder auch die Jesuiten, vorerst die Zeitgemäßheit ihrer Erscheinung prüfen, und wofern ihnen religiöse Zwecke wirklich am Herzen lagen, einen ruhigern Zeitpunkt abwarten sollen, wo sie nicht mehr Gefahr liefen, ihre Bestrebungen mit denjenigen der Gegenrevolution vermengt und verwechselt zu sehen. Im Jahr 1819 konnten sie nur verderblich wirken, und die Regierung, welcher die Sorge für die öffentliche Ruhe oblag, hätte entweder ihr Auftreten hindern oder ihren ersten Abweichungen von dem religiösen Pfad Einhalt thun sollen.

Wofern das unschätzbare Gut des religiösen Friedens und aller wohlthätigen Folgen, welche die Nation von ihm erwarten darf, in Frankreich wirklich zu Stande kommen soll, so sind zwei Dinge erforderlich. Der Klerus muß einerseits von dem Vorurtheil zurückkommen, daß die Nation irreligiös und gegen ihn feindselig gesinnt sei; der Beweis des Gegentheils liegt vor Augen und wird ihm um so viel einleuchtender erscheinen, jemehr er Anschuldigungen und Vorwürfe, und Alles, was reizen und beleidigen kann, vermeidet; anderseits dann aber muß er zu der Ueberzeugung gelangen, daß, um seine Stellung zu sichern und um sein Amt wirksam zu machen, er sich von den Parteien befreien und von der Politik losreissen muß. Auf die Kirchen und seine geistlichen Verrichtungen beschränkt, gleicht er dem starken, bewaffneten Manne, während er hingegen ausser jenen dem vom Wind bewegten Rohr der Wüste gleicht. Durch die Erfüllung dieser zwei Hauptpunkte allein nur mag der Klerus von Frankreich sein Ansehen und seinen Einfluß neuerdings erhalten und durch eigenthümliche Kraft nützlich werden. Jetzt hingegen, während die Regierung nichts versäumt, um seinen Einfluß zu verstärken, kann

im Gegentheil Alles, was er selbst thut, nur geeignet sein, ihn zu schwächen, und es hat sich derselbe auch wirklich seit 1814 bedeutend vermindert; die Theilnahme, welche damals zu seinen Gunsten vorhanden war, ist lange nicht mehr so allgemein, und weder Anschuldigungen und Deklamationen im Sinne der Gegenrevolution, noch enges Anschliessen an eine in Frankreich verhaßte und gefürchtete politische Partei, sind geeignet, ihm jene neuerdings zuzuwenden. Auch die Wiederholung derjenigen Sprache mag es nicht thun, welche mit Schmerz und Befremden in dem durch die französischen Bischöfe am 30. Mai 1819 an den Papst erlassenen Schreiben wahrgenommen ward. Es ist darin von Tirannei und Usurpation die Rede. Diese Ausdrücke stehen denjenigen übel an, die Napoleons Diener gewesen sind und seine Herrschaft anerkannt haben. Die Entdeckung der Tirannei und Usurpation kommt zu spät, wenn damit gewartet wird, bis der Tirann und Usurpator verschwunden ist, und man bereits schon die Wohlthaten eines andern empfängt. In diesem Falle kann Stillschweigen einzig nur ziemen, und die Anklagen passen jetzt gar nicht mehr. Der Vortheil der Religion und der eigene Vortheil müssen dem Klerus gebieten, seinen Blick vielmehr auf Frankreich, als auf Rom, zu richten; das erstere muß ihm ungleich viel wichtiger als das zweite sein, und in allen Betrachtungen gebührt jenem der Vorzug. U.

M a n n i g f a l t i g e s.

A u s D e u t s c h l a n d.

Schreiben des Hrn. L. van Eß an den Hrn. Bischof von Chur.

Man hat das bischöfliche Sendschreiben vom 28. Jan. a. c. von Chur in vielen Zeitungen zur Offenkunde zu bringen gewußt, welches meine Uebersetzung des N. Testaments — ganz dem päpstlichen und andern kirchlichen Zensurgesetzen zuwider — verworfen und Irrthümer beschuldigt hat, ohne sie nachgewiesen zu haben. Ich sah mich dadurch veranlaßt, folgendes Schreiben an erwähnten Hrn. Bischof zu senden; da es aber von ihm unbeantwortet geblieben, so bin ich es der gerechten und der guten Sache schuldig, mein Schreiben an ihn ebenfalls offenkundig zu machen, ohne Noten und Glossen, die von selbst über jenes bischöfliche Verfahren sowohl, als über anderer Vikariate gegnerische Bescheide sich ergeben, deren keines jene kanonischen Zensurgesetze in Beziehung gegen meine Uebersetzung des N. Testaments beachtet hat, und deshalb als unkanonisch nichtig, ja sogar kanonisch sträflich sind, welches zu beweisen hier nicht der Ort ist. L. van Eß.

Hochwürdigster Bischof! Gnädigster Fürst und Herr!

Fast in allen Zeitungsblättern Deutschlands ist der Inhalt Hochihres erlassenen Hirtenbriefs vom 28. Jan. a. c. zur Offenkunde gelangt; ich habe von dessen lateinischem Original eine Abschrift vor mir, wo Seine fürstbischöfl. Gnaden sich folgende Aeusserungen erlaubt haben:

„daß insbesondere viele neue Bibelübersetzungen, die van Essische, die Regensburger, die Münchner ausgetheilt würden .... Wir haben, unsrer Amtspflicht „gemäß, nicht versäumt, diese Bücher theils durch theologische Zensoren prüfen zu lassen, „theils haben wir sie selbst geprüft. Was nun insbesondere die vorerwähnten Bibelübersetzungen betrifft: so haben wir gefunden, daß sie in nicht wenigen Stellen untreu, von „der Lehre der heil. Väter und von dem Sinne der katholischen Kirche abweichend, „zuweilen auch noch verdorbener, als selbst die Uebersetzungen der Ketzer sei."

Da Hochsie die drei genannten Uebersetzungen in Eine Kategorie stellen, so haben Hochdieselben auch meine Uebersetzung des N. Testaments öffentlich beschuldigt, daß sie

1) in nicht wenigen Stellen untreu,

2) von der Lehre der heil. Väter und

3) von dem Sinne der katholischen Kirche abweichend,

4) zuweilen auch noch verdorbener, als selbst die Uebersetzungen der Ketzer sei.

Ich habe als Schriftsteller nichts mehr thun können, als zu leisten, was die Kirche bei Bücherausgaben vorschreibt. S. B. Concil. Trit. Sess. IV. decret. de edit. et usu S. libr. heißt es: „Niemand sei es erlaubt, ein Buch drucken zu lassen, wenn es nicht zuvor erst von der Ordinariatsbehörde geprüft und approbirt worden." Concil. Later. sub Leone X. Sess. X.: „Wir verfügen und verordnen, daß in künftigen ewigen Zeiten (?) Niemand sich vermesse, ein Buch drucken zu lassen, es sei denn zuvor vom Bischofe genau geprüft und approbirt." Reg. X. Jud. lib. proh.: „Die Approbation der Bücher soll authentisch dem Buche vorangedruckt sein." Observatio ad Reg. X. Alexandri VII jussu edita. Instructio Clementis VIII. autoritate Reg. Jud. adjectae. De impress. libr. §. I. III. IV.: „Wer ein Werk dem Drucke übergeben will, der soll das ganze Buch dem Bischofe einreichen." §. V.: „Die Approbation soll vorangedruckt werden."

Diese Vorschriften sind von mir erfüllt bei meiner vorgesetzten erzbischöflichen Behörde zu Aschaffenburg, welche meine Uebersetzung des N. Testaments approbirt und dadurch sie kirchlich legalisirt hat, indem sie erklärte: „daß sie nichts der katholischen Glaubens- und Sittenlehre zuwider enthalte." Jene genannte mir vorgesetzte Kirchenbehörde hat nicht geglaubt, nun noch mehrere Leistung von mir zu fordern und auch keine weitere von mir verlangt. Ich mußte von dem Zensuramte genannter und anderer bischöflichen Behörden voraussetzen, daß sie bei den ertheilten Approbationen nach den Zensurgesetzen gehandelt haben, die der Papst Benedikt XIV in der Bulle Sollicita et provida vorgeschrieben hat, die hier unten wörtlich noch angeführt wird.

Durch oben erwähnten Hirtenbrief haben Se. fürstbischöfl. Gnaden faktisch nicht nur die Zensurämter des Erzbisthums in Wien und Aschaffenburg, der Bisthümer in Hildesheim, Konstanz, Fulda, Breslau, Ellwangen, von denen es doch auch heißen muß: über welche der heil. Geist euch zu Bischöfen gesetzt hat, um die Kirche Gottes zu regieren (Apostelgesch. 20, 28), und die der theologischen Fakultäten beider berühmten Hochschulen zu Freiburg und Würzburg der treulosen und schlechten Amtsverwaltung beschuldigt, sondern auch mich und meine Rechtglaubigkeit durch die oben aufgestellten vier Anschuldspunkte öffentlich angegriffen. Mögen genannte Behörden, die meine Uebersetzung des N. Testaments approbirt haben, es auf sich beruhen lassen; was mich aber betrifft, so muß ich Se. fürstbischöfl. Gnaden höflichst ersuchen, die oben genannten vier punktirten Anschuldigungen mir zu beweisen.

Dieses mein rechtliches Gesuch unterstützt, ausser dem allgemeinen Rechte, besonders das jus canonicum. Decret. pars 2. caus. 2. quaest. 1. cap. 13., wo es heißt: „Vor allem sei immer euer erstes Bestreben, daß ihr nach Gerechtigkeit und Wahrheit Urtheile fället. Ihr sollet Niemand verurtheilen, ihr habet denn zuvor ihn nach Gerechtigkeit und Wahrheit gerichtet. Keinen sollet ihr nach willkührlicher Verdächtigung verurtheilen, sondern prüfet zuvor und dann fället das Urtheil mit Liebe; und was ihr nicht wollet, das euch geschehe, das thut auch keinem Andern.“ Daselbst cap. 20: „Ihr sollet euch nicht im Untersuchungs- und Urtheilungs-Geschäft übereilen; auch werden wir gewarnt, von Niemand Böses früher zu glauben, als es bewiesen zu haben, damit wir nie ein voreiliges Urtheil fällen, oder aufs Gerathewohl vermessen und lässig beurtheilen, was wir gar nicht geprüft haben. Wir dürfen Keinen verurtheilen oder verdammen ohne wahre und gerechte Untersuchung.“ Daselbst cap. 4: „Wer einen .... Priester falsch bezüchtiget und es nicht beweisen kann, den verurtheilen wir, daß er exkommunizirt sei.“ Daselbst caus. 11. quaest. 3. cap. 70: „Aeusserst behutsam sollen die Kirchenvorsteher und die öffentlichen Rechtsprecher sein, daß sie durchaus nicht von Leichtsinn oder durch ungestüme Vorurtheile hingerissen, vorschnelle Urtheilsprüche fällen, sondern man untersuche und lasse den Gegenstand, den man nicht kennt, zur völligen Kunde reifen, und befrage das göttliche und menschliche Gesetz; alsdann spreche man mit Entfernung aller Partheilichkeit den Schiedspruch, so wie es daselbst begründet ist.“

Instructio Clementis VIII. Autoritate Reg. Ind. adjecta de correctione libr. §. 2.: „Der das Zensuramt übernommen hat, muß Alles mit Umsicht und Aufmerksamkeit bemerken.“ §. 5. „Die Bischöfe sollen sorgen, daß das Zensuramt Männer verwalten, die im Rufe der Frömmigkeit und Gelehrtheit stehen, auf deren Glauben und Sitten sie sich verlassen können, daß sie nichts aus Gunst, nichts aus Haß thun, sondern alle menschliche Leidenschaften abgelegt haben.“

Auch war ich nach den Zensur- und Proskriptions-Gesetzen des Papstes Benedikt XIV in

dessen oben erwähnter Bulle berechtigt, zu erwarten, daß, ehe Hochdieselben meine Uebersetzung des N. Testaments öffentlich anschuldigten und verboten, Hochsie gegen mich folgende von Benedikt XIV l. c. gegebene kanonische Statuten beachten mußten, wo es heißt:

§. 9. „So oft von einem Buche eines katholischen Autors Erwähnung geschieht, so soll auf die längst bei Bücherverboten eingeführte Gewohnheit gesehen und die Klausel beigefügt werden: Bis es verbessert, bis es gereinigt ist. Ist nun mit dieser Klausel das Verbot bedingt worden, so darf nicht gleich das Dekret publizirt werden, sondern während mit dieser Publikation noch gezögert wird, soll der Gegenstand zuvor mit dem Autor selbst oder mit einem Dritten von ihm dazu Bevollmächtigten behandelt, und dann ihm bedeutet werden, was auszustreichen, abzuändern oder zu verbessern sei."

Daselbst §. 10: „Wir haben in Erfahrung gebracht, daß Viele darüber Klage führen, daß Bücher gerichtet und verboten werden, ohne die Verfasser angehört und zur Vertheidigung sie zugelassen zu haben .... Deshalb wir durchaus wünschen müssen, daß künftig darauf gehalten werden soll, daß, wenn die Streitsache einen katholischen Autor betrifft, man ihn, wenn er sein Buch vertheidigen will, anhöre, oder einen aus den Räthen bestimme, der amtspflichtig das Buch in Schutz und Vertheidigung nimmt." Daselbst §. 19. Reg. IV.: „Falls einige nicht deutliche Stellen dem Autor nicht aufgefallen wären, der sonst als Katholik einen unbescholtenen Ruf seiner Frömmigkeit und Lehre besitzt, so scheint es von selbst die Billigkeit zu fordern, daß jene Stellen, so viel möglich, günstig ausgelegt und zum besten Sinn gekehrt werden." Daselbst §. 20: „Diese und ähnliche Regeln, die leicht bei guten Schriftstellern, die darüber geschrieben, zu finden sind, sollen sich die Zensoren und Räthe allezeit wohl zu Gemüthe führen, um im Stande zu sein, bei diesem wichtigsten Zensurgeschäfte ihrem Gewissen, dem guten Rufe der Autoren, dem Heil der Kirche und dem Nutzen der Gläubigen ein Genüge zu leisten.

Seine fürstbischöfl. Gnaden, gesetzt als Wächter und Beobachter der Kirchengesetze, haben — mit manchen andern Vikariaten zu Deuz, Aachen, Münster, Augsburg, Bamberg u. s. w. — desto gröblicher gegen die päpstlichen Statuten sich verstoßen und Ihr Unrecht gegen die Kirche und mich offen an den Tag gelegt, und kennen desto besser die gesetzten Strafen der Kontravenienten. Ich erwarte nun, daß Hochsie nachträglich die kirchlichen Gesetze erfüllen und mir nachweisen obige vier punktirte Anschuldigungen gegen meine Uebersetzung des N. Testaments, und zwar mit hochgefälliger besonderer Beachtung folgender vom Papst Benedikt XIV l. c. erlassenen Regeln, wo es heißt: §. 15. Reg. 1. „Die Zensoren sollen sichs gesagt sein lassen: das mache grad nicht ihre rechte auferlegte Amtspflicht und Mühe aus, nämlich auf alle mögliche Weise es darauf anzulegen und darauf zu bestehen, daß ein zur Zensur ihnen eingereichtes Buch verboten werde; vielmehr daß sie ihren geschäftigen Fleiß und ein ruhiges Gemüth auf die Forschung des Buches selbst verwenden, ihre treuen

Bemerkungen und wahren Gründe vorlegen, durch die man in Stand gesetzt wird, von dem Buche ein richtiges Urtheil zu fällen und zu unterscheiden, ob es verdiene, verboten, oder verbessert, oder zugelassen zu werden." Daselbst §. 17. Reg. 3.: „Was die Verschiedenheit der Meinungen und Urtheile betrifft, die wohl jedes Buch enthält, so sollen die Zensoren wissen, daß ihnen nur zukommt, zu zensuriren, wenn sie frei genug von allen Vorurtheilen sind. Deshalb sollen sie jede vorgefaßte Meinung, die gewissen Nationen, Korporationen, Schulen, Instituten eigenthümlich sind, fahren lassen, alle Parteisucht beseitigen und nur einzig vor Augen haben solche Dogmen der Kirche und solche allgemeine Lehrsätze der Katholiken, die in den General-Konzilien-Beschlüssen, in den Konstitutionen der Päpste und in den Uebereinstimmungen der orthodoxen Väter und Gelehrten begründet sind; übrigens das wohl erwägen, daß es viele Meinungen gibt, die gewissen Schulen, Instituten oder Nationen gewisser als gewiß zu sein scheinen; und nichtsdestoweniger ohne den mindesten Glaubens- und Konfessions-Abbruch von andern ächtkatholischen Männern verworfen oder angefochten werden, und deren Gegensatz vertheidiget wird, mit Vorwissen und mit Zulassung des apostolischen Stuhls, der jede solche Meinung in ihrem Wahrscheinlichkeits-Grade bestehen läßt." Daselbst §. 23.: „Deshalb sei nachzuachten und kund allen denen, welche wider die Meinungen Anderer schreiben und sich in Widerlegung einlassen, was eben so wichtig als weise von Innocenz XI vorgeschrieben ist, daß man bei Schriften, die dem Druck übergeben werden sollen, sich hüte vor aller Zensur und Rüge und vor jedem Unglimpf wider solche Sätze, die unter Katholiken selbst noch Streitsätze sind, bis sie zur Kunde des heil. Stuhls kommen und über dieselbe entschieden wird .... Es soll aber durchaus nicht geduldet werden, Privatmeinungen als bestimmte und entschiedene Kirchendogmen in Büchern aufzudringen und den Gegensatz eines Irrthums zu beschuldigen; dadurch nur Unruhen in der Kirche geweckt, Zwiste unter Gelehrte theils ausgestreut, theils genährt, und sehr oft dadurch nur die Bande christlicher Liebe zerrissen werden."

Decret. lib. 5. Tit. I. cap. 24. de accusat. et inquisit.: „Es müssen ihm diejenigen Hauptbeziehungen, die in Untersuchung stehen, vorgelegt werden, damit er in Möglichkeit gesetzt werde, sich zu vertheidigen." Instructio Clementis VIII de prohib. libr. §. 2.: „Was den Zensoren beim Lesen rügenswerth auffällt, davon sollen sie mit Bezeichnung der Kapitel und der Seitenzahlen dem Bischofe Anzeige machen." Daselbst de correctione lib. §. 2.: „Wer das Zensuramt übernommen hat, der soll mit Umsicht und Aufmerksamkeit Alles bezeichnen." §. 3. „Wenn etwas in den neuern Schriften der Katholiken zu verbessern vorkommt, und mit Wegnahme oder Zusätzen einiger Stellen die Verbesserung geschehen kann, so sollen die Korrektoren dieses zu thun Sorge tragen."

Fassen Seine fürstbischöfl. Gnaden mich wohl. Es ist hier nämlich gar nicht die Streitrede von der Zu- oder Unzulässigkeit des Bibellesens der Laien, sondern nur von

der Beweisführung Ihrer öffentlichen Anschuldigung gegen meine Uebersetzung des neuen Testaments.

Damit Hochdieselben durch keine Nachdrücke meines Testaments irre geleitet werden, bin ich so frei, die jüngste Originalausgabe desselben zur Beurtheilung gehorsamst anzulegen, und erwarte auch etwa von frühern Originalausgaben die Nachweise der von Hochdenenselben angegebenen Irrthümer in obiger qualifizirten vierpünktlichen Benennung.

Können Hochdieselben mir über jene Punkte keine satisfaktorischen Nachweise geben, so verlange ich auf dem nämlichen hirtenbrieflichen Wege Ihre Widerrufung und den Beweis des Geschehenen.

Ich erwarte binnen vier Wochen eine hochgefällige Antwort von Hochdenenselben um so zuverlässiger, als ich nach dieser Zeitfrist die verweigerte Antwort als eine Verachtung meines Rechtsgefühls ansehe, wobei mir dann der kanonische Rechtsschritt übrig bleibt: Decret. pars 2. caus. XI. quaest. 3. cap. 45. „Wenn aber der Bischof den Streit nicht schlichten will, so soll die Klagsache an das weltliche Gericht übergehen;" und daselbst cap. 3: „Wer nicht beweiset, was er entgegnete, der soll selbst die Strafe büßen, die er androhte;" so wie auch das Recht und die Vertheidigungspflicht mir es erlauben, in literarischen und politischen Zeitungen, die Hochdessen hirtenbriefliche Anschuldigungen wider mich aufgenommen haben, dieses mein Schreiben an Sie dann zu meiner öffentlichen Ehrenrettung einrücken zu lassen. Es steht also bei Hochdenenselben durch kanonisch-pflichtige Nachweise ihres Urtheils diese Nothwehr mir unnöthig zu machen.

Genehmigen Sie übrigens meine schuldige Hochachtung, mit der ich mich zeichne als

Seiner hochfürstl. Gnaden

Marburg in Hessen den 23. Mai 1820.

gehorsamster Diener

L. van Eß,

Professor und katholischer Pfarrer.

Abschrift eines Schreibens des bischöflichen Kanzlers Joh. Jos. Baal aus Chur an den Professor van Eß in Marburg.

Da mein Fürst dermals in bischöflichen Verrichtungen von hier abwesend ist und es noch etwas länger bleiben wird, habe ich geglaubt, Euer Hochwürden das Einlaufen Dero an Ihn gerichteten Zuschrift indessen mit Gegenwärtigem melden zu sollen. Unter welcher Ansicht Er selbe betrachten werde, ist nicht an mir zu erwiedern. Nur erlaube ich mir hier die eigene Bemerkung, daß ich zweifeln muß, ob mein Fürstbischof sich berufen finden werde, mit Euer Hochwürden über Ihr Bibelwesen einzutreten, so wie Er bisher an selbem und an den günstigen oder ungünstigen Urtheilen darüber (auch von Ordinariaten, die Euer Hochw. nicht unbekannt sein mögen) keinen Theil nahm.

Was Er that, war allein, daß Er aus obliegender Wachsamkeit und wohlbedächtlich an einige seiner Landoffizialen, da und wo unzuläßige Bücher und mitunter auch — Ihre Namen tragende Bibelübersetzungen bei der Ihm anvertrauten Heerde in Umlauf gebracht wurden, in einem Schreiben Warnungen erließ, — einen Akt, den Er seiner Hirtenpflicht schuldig zu sein glaubte, und worüber Er Niemandem, als seinen hierarchischen Obern oder vor selben Rechenschaft zu geben hat, wozu Er auch jederzeit und ohne Ausnahme bereit sein wird, wie Euer Hochwürden sich versichern dürfen.

Indessen ersuche ich, dies nur als eine Erwiederung von mir anzusehen, der die Ehre hat zu sein

Euer Hochwürden

Chur den 13. Juni 1820.

Johann Joseph Baal,
bischöflicher Kanzler.

Inhalt.

Von dieser Zeitschrift erscheint monatlich ein Heft, jedesmal sechs bis sieben Bogen stark, nebst einem Intelligenzblatte; der ganze Jahrgang besteht demnach aus zwölf Heften; es können einzelne Hefte oder ein halber Jahrgang nicht besonders erlassen werden, sondern das Abonnement ist für einen ganzen Jahrgang festgesetzt; dafür ist der Preis 16 Schweizerfranken oder 11 Fl. rheinisch, und in Norddeutschland franko Leipzig 7 Rthlr. sächsisch. — Jede gute Buchhandlung in Deutschland und in der Schweiz, so wie alle Postämter und Zeitungs-Expeditionen nehmen Bestellungen darauf an; die Versendungen der Hefte geschehen jedesmal mit dem Anfang und in der Mitte eines Monats. Bekanntmachungen und literarische Anzeigen werden in den Intelligenzblättern mit 4 kr. oder 1 gr. für die gebrochene Zeile berechnet, und erhalten die allgemeinste Verbreitung, vermöge des ausgedehnten Wirkungskreises dieser Zeitschrift. Beiträge für dieselbe können unter der Adresse des Herausgebers oder Verlegers unmittelbar durch die Post eingesandt werden; in weiterer Entfernung können solche Beiträge, deren Inhalt keine Eile hat, auch an Herrn David Sauerländer in Frankfurt am Main, und in Leipzig an Herrn Buchhändler Friedrich Christian Wilhelm Vogel mit einem besondern Couvert versehen und mit der Bemerkung: zu Handen der Redaction der Ueberlieferungen, abgegeben werden, indem von beiden Orten häufige Versendungen an mich abgehen, wo solche Couverts franko beigelegt werden können.

H. R. Sauerländer.

Ueberlieferungen

zur

Geschichte unserer Zeit.



Jahrgang 1820.

Oktober-Heft.

Aarau
bei Heinrich Remigius Sauerländer.

Schreiben eines Amerika-Wanderers.

Stimmung in Frankreich. — Die Gauner. — Die Seefahrt. — Die große Bank. — Ankunft in Newyork. Reise nach Philadelphia. — Die Holländer im Sumpf. — Luxus in Philadelphia. — Warnung für Auswanderer. — Titelsucht. — Die Methodisten. — Die Indianer. — Ob Südamerika zu Spanien zurückkehren werde.

Philadelphia, 26. Juni 1820.

— — Wie ich den 14. Juni vorigen Jahres bei Basel über den Rhein ging, warf ich noch einen wehmüthigen Blick auf die deutschen Fluren zurück. Helfe Gott dem, dem das Vaterland nicht mehr hilft, wenn ers auch noch so brav meint!

Ich kam zur Zollstätte von **Burgfelden**. Die weltberühmten Douaniers, die edeln Kreaturen europäischer Verfeinerung, wollten mir den Waidsack öffnen, welchen ich auf dem Rücken trug. „He! — rief ich ärgerlich — was meint Ihr denn für Kontrebande, die ein alter Soldat haben kann, den sein Schicksal nach Amerika treibt, weil die alte Welt für ihn kein Freudenplätzchen mehr hat? Oder ist das treue, freie Herz Kontrebande?" — Die Kerls sahen mich an, wurden zur Stunde freundlich, und ersparten mir nicht nur das Auspacken meiner Habseligkeiten, sondern begleiteten mich auch bis zur zweiten Linie, und bezeugten dort, ich sei visitirt und habe nichts Konfiszirbares.

Es herrscht unter den Franzosen ein wunderbarer Ton; bei aller angeerbten Lustigkeit eine reizbare Wehmuth. Die großen Herren in Paris, Ultra genannt, kennen das Volk nicht. Wehe, wenn ein Funke in dies ungeheure Pulvermagazin fällt! Man will vom Napoleon nichts mehr; aber man will die errungenen Freiheiten der Nation behalten, aus denen jetzt die zurückgekehrten Altadelichen ihr Nest machen möchten. Man treibe es nicht zu weit. Ich weissage Sturm. Die Menschheit läßt sich nicht mehr mit Stolen die Augen verbinden und an pergamentnen Stammbäumen aufhängen. Meinethalben, wenns die Herren nicht einsehen, werden sie es einst beklagen. Als das israelitische Volk aus der Sklaverei Aegyptens hervorgehen wollte, verstockte Jehova das Herz des Pharao.

Wie ich in die Gegend von den Altenschwyler Reben kam, gesellten sich zwei Männer zu mir, die mich zuerst französisch, dann deutsch anredeten und fragten, wohin ich gehe. Ich hatte die Herren so genau nicht angeschaut, sondern froh, Jemanden auf der Straße angetroffen zu haben, sagte ich, nach Paris; ich sei ein alter Soldat. — „Es ist doch wunderlich," erwiederte Einer von ihnen, „daß die alten Soldaten nirgends Ruhe haben und immer wieder fort müssen. So eben kommen wir aus einem Dorfe. Dort sitzt auch einer, der sich so eben für einen

Konskribirten hat anwerben lassen und bei tausend Franks in Gold dafür bekommen hat. Nun ist der arme Schelm betrunken und spielt mit drei Nußschalen und einem Kügelchen, aber nur um Napoleons und nichts anders. Aber in der Trunkenheit ist er so ungeschickt, daß, wenn man auch nur halbwegs Achtung gibt, man ihm leicht Alles abgewinnen könnte. Der Wirth hat ihm schon zehn abgewonnen." — Ich antwortete ganz kaltblütig, daß, wer mit einem solchen Menschen spiele, nicht besser als ein Dieb wäre. Der Andere entgegnete, ich habe ganz recht, so zu denken; doch wenn er ihn träfe, würde er auch sein Glück an ihm versuchen; denn thue ers nicht, würde es ein Anderer thun.

Unterdessen waren wir am Fuß der Anhöhe mitten im Gehölz angekommen. Da begegnete uns der angebliche Rekrut, hin und her taumelnd. „Das ist unser Mann, jetzt muß er mit uns spielen!" riefen meine Begleiter. Der Rekrut ließ sich nicht lange bitten, setzte sich links der Straße auf ein Bord, zog seine Nußschalen und einige Goldstücke, vielleicht falsche, hervor, und meiner Reisegefährten Einer ließ sich zu ihm nieder, um zu spielen, und gewann beständig. Der Andere stellte sich immer so, daß ich zwischen Allen zu stehen kommen sollte. Nun merkte ich bald an den drei Gaunergesichtern, aus ihren Blicken unter sich, ihren Mahnungen an mich, mit wem ichs zu thun habe. Mit Vorbedacht hatte ich mich immer einen Schritt rückwärts dem Stehenden gehalten und spielend meinen Knotenstock umgekehrt. Darauf sagte ich: „Ihr seid Spitzbuben alle zusammen! der Erste, der sich regt, ist auf der Stelle des Todes." Damit ging ich ruhigen Schritts davon. Wie ich nach einer Weile zurücksah, saßen und standen sie noch, wie zuvor, schienen sich aber Vorwürfe zu machen.

Im Posthause zu den drei Kronen erzählte ich mein Abentheuer dem Wirth. Er erwiederte, die drei Schelme seien schon lange ausgeschrieben und allgemein unter dem Namen der Juden von Münschweiler bekannt. Erst vor acht Tagen hätten sie einen Handwerksburschen rein ausgeraubt und unlängst hätte man in dasiger Gegend eine Person todt gefunden. Er wünschte mir Glück und band mir auf die Seele, den ganzen Vorgang der Gendarmerie in Altkirch zu melden. — Ich thats auch. Man dankte mir da freundlich.

Die ganze Räubergeschichte hatte mich so aufgehalten, daß ich erst den 15. nach Befort kam; von da ohne merkwürdiges Ereigniß über Vesoul, Langres, Bar sur Aube, Troyes u. s. w. nach Paris. Hin und wieder unterwegs glaubte ich noch Spuren von den Verwüstungen des letzten Krieges an den Häusern zu sehen; gewisser aber bemerkte ich die unvernarbten Wunden des Nationalstolzes aus den Gesprächen der Franzosen.

In Paris, ohne Empfehlungen, ganz fremd, auch nicht Willens, eine Minute länger zu weilen, als nöthig, trat ich im Bureau des diligences ab. Unschlüssig, ob ich zu Fuß, oder mit der Post, Velocifere, Fiacre u. s. w. die Stadt verlassen sollte, stand ich da: als ein dienstbarer Geist, indem er auf meinen Waidsack deutete, meiner Verlegenheit ein Ende machte, indem er fragte, ob er? Ich nickte ein gefälliges Ja. Er ging voran, ich nach. Wir waren schon drei, vier Quartiere durchzogen, als es ihm erst beifiel, mich zu fragen: wohin? — Meine Schluß

antwortete mit vieler Geistesgegenwart: „zu einem Restaurateur." — Da am Tische hörte ich, daß gleich in der Nachbarschaft binnen einer Stunde eine Diligence nach Pontrosy, sieben Stunden von Paris, fahre. Und wirklich, nach einer Stunde rollte ich für dreißig Sous zur Pforte St. Denys hinaus.

Ich war hinter Pontrosy eben so sehr, wie vor Pontrosy, in meinen Gedanken verloren. Doch die Reihen der Fruchtbäume an beiden Seiten der Straße erinnerten mich bald, daß ich mich der Normandie, dem Vaterlande des bon cidre, nähere. Bei dieser Ueberzeugung seufzte ich ein wehmüthiges Adieu la Champagne, und in der That waren im nächsten Dorfe schon alle Thüren mit „Bon cidre" behangen.

Rouen zog mich so wenig, wie Paris, an. Was hatte ich an der großen Glocke im Butterthurm, was an dem Denkmal der Jungfrau von Orleans zu sehen? Ich war schon todt für die alte Welt und wandelte geistig schon in der neuen. Ueber Honfleur kam ich den 26. in Havre an.

Der erste Mensch, der mir hier begegnete, war der Matrose, den wir einst, unter Schweizernamen, von England mit uns nach Deutschland genommen hatten. Er erkannte mich sogleich, war vor Freuden ausser sich und erwies mir nun in Havre alle mögliche Gefälligkeiten. Herr Etienne Gautier, dem ich empfohlen war, behandelte mich nicht minder gütig. Nach Tische sagte er mir, ich habe die Auswahl unter zwei Schiffen, der Stephanie und dem Faktor, beide aus Newyork. Obgleich die Fahrt auf der Stephanie theurer war, zog ich sie doch vor, weil der Kapitän derselben die Abreise früher, nämlich auf den 1. August, festgesetzt hatte. Sie erfolgte aber wirklich erst den 3. Alle Schiffshauptleute dieser Art, ohne Ausnahme, haben die üble Gewohnheit, daß sie den Abreisetag immer früher, als sie ihn im Sinne haben, angeben, besonders die im Hafen einheimischen, weil diese die Matrosen nicht eher zu bezahlen haben, als am Tage der Abfahrt. Wir hatten übrigens das Glück, im Kapitän einen rechtschaffenen Mann zu besitzen. Das Schiff war eins der schönsten, so noch in Havre gewesen, und es macht regelmäßig die Reise von Newyork nach diesem Hafen. Wir waren in allem nur sechszehn Passagiers, sieben in der Kajüte, die siebenhundert fünfzig Franken zahlten, und neun im Halbdeck, die dreihundert fünfzig Franken zahlten, aber auch nur eingesalzenes Fleisch und Zwieback, doch von guter Beschaffenheit und zur Genüge, erhielten.

Fast wäre es geschehen, daß ich, statt der neuen Welt, noch vor der Abreise, die andere Welt gesehen hätte. Ich wollte mich eines Abends am Meerbad erquicken. Die Flut war eben voll und fing an abzulaufen. Ich gab darauf nicht Acht und schwamm, froh wie ein Fisch, immer weiter, bis ich endlich ein ängstliches Geschrei zu hören glaubte. Wie ich mich umkehrte, war es wirklich mein Matrose, der mir gar ernstlich und bittend und fluchend winkte, umzukehren. Ich merkte die Ursache erst, als ich mich dem Ufer naherte. Denn ich hatte alle Mühe, die Fluth, die mir immer stärker entgegenströmte, zu durchbrechen. Ganz erschöpft kam ich ans Land. Nun sagten mir mehrere herbeigelaufene Leute, daß Tags zuvor, an der nämlichen

Stelle, zwei Soldaten ertrunken wären, und daß kein Jahr vergehe, in welchem hier nicht Badende, von der Fluth überrascht, den Tod fänden.

Wir reiseten den 3. August gegen Abend von Havre ab. Beim Ausfahren aus dem Hafen stießen wir auf den Grund; wurden aber sogleich wieder flott, und in Zeit einer Stunde hatte uns der Lootsmann schon verlassen. Dank dem Himmel, der mich die Stephanie und nicht den Faktor wählen ließ. Denn der Faktor, welcher den 25. Aug. Havre verließ, ging nachher auf der großen Bank mit Mann und Maus zu Grunde.

Nun lebe wohl, alte Welt, wo die Völker brausen und tief gähren, weil man sie, die mächtige Ströme wurden, wie kleine Bäche oder Lustkanäle eindämmen möchte. Wäre die Sache nicht zu groß und schauerlich, ich würde über die seltsamen Mißverständnisse, die zwischen den Regierenden und Regierten obwalten, über die steife Hofsprache aus der alten Zeit und über den Gedankengang der Völker lachen können. In amerikanischen Blättern werde ich die Fortsetzung des europäischen Drama's lesen.

Widrige Winde hielten uns lange zurück, ehe wir in den großen Ozean gelangten. Es war der 10. Augusts. An demselben Tage fingen wir einen kleinen Haifisch. In den folgenden Tagen umschwammen uns oft viele tausend Delphine. Auch Wallfische erblickten wir.

Jede Fahrt auf dem Meere ist langweilig. Kein Wunder, daß man so neugierig da nach jedem Fische gafft, wie in einer kleinen Stadt aus dem Fenster nach jedem Vorbeiwandelnden; oder daß man auf die Winde sieht, von wannen sie kommen, wohin sie fahren. Von ihnen, wie den wahren Gottheiten des Meeres, nach denen man auf dem festen Lande gar nicht fragt, hängt alles Heil der Fahrt ab. Ich wundere mich auch nicht mehr, daß die Seereisenden uns in ihren Tagebüchern soviel mit Nordostnord und Südsüdwest langweilen, woran sie ihrer Zeit viel Interesse gefunden haben mögen.

Vom 19. Abends um 9 Uhr fing die See an hoch zu gehen. Um Mitternacht hatten wir einen Sturm in aller Form, der bis zum 21. Mittags in aller Stärke dauerte. Man lieset von solchen Stürmen lieber, als man sie erlebt; ich mag aber die alten Bilder nicht wieder erneuern. Den 28. kamen wir zur großen Bank, auf der, wie ich gesagt habe, bald nach uns der Faktor scheiterte. Tags zuvor hatten wir einen Stockfischfänger gesprochen, der von da nach Havre zurückkehrte.

Obgleich die Bank wenigstens vierzig Klafter unter dem Wasser liegt, ändert das Meer doch seine Farbe ganz und scheint viel trüber zu sein. Natürlich, die Bank ist eine unterseeische Gebirgsebene von Schlamm und Sand, über darunter liegenden Felsen ausgebreitet, wogegen die tiefern Strömungen des Wassers anfahren und immerdar die kühlen Wellen des Abgrundes zur Höhe herauftreiben. Es ist kalt hier. Ein dicker, ewiger Nebel deckt Alles. Schon von weitem verkünden ganze Schaaren von Seevögeln diese Bank. Alle Schiffe, die sie passiren, läuten von Zeit zu Zeit die Glocken, um nicht im Nebel auf andere Schiffe zu stoßen oder von ihnen zerstoßen zu werden. Denn während acht Monaten im Jahre wimmelt es hier, des

Stockfischfanges wegen, von Schiffen; und zuweilen war der Nebel in der That so dick, daß ich vom großen Mast hinweg weder das Vorder- noch Hintertheil unsers eigenen Fahrzeugs deutlich erkennen konnte. Wir kamen wohlbehalten durch, aber am 8. Sept. Morgens, da wir uns bei regnerischem Nebelwetter auf der Georgsbank befanden, wären wir beinahe auf ein uns entgegenfahrendes Schiff gerannt.

Hier und in Amerika überhaupt bringen in der Regel die Südwinde immer schönes, die Nordwinde schlechtes Wetter; also ganz das Gegentheil von dem, wie es bei uns zu Lande ist. Denn mit dem 9. hatten wir bei Südwind wieder heitern Himmel, trockne Luft. Bei uns zu Lande kommt der Südwind über das Meer, in Amerika über das Land; und damit löset sich das Räthsel.

Wir sahen am 13. Morgens endlich das gelobte Land.

Wir fuhren 6 Uhr Abends bei den drei Leuchtthürmen von Newyork vorbei, Nachts 11 Uhr vor der Stadt vor Anker. Die ersten Personen, die noch den nämlichen Abend zu uns kamen, waren Zeitungsschreiber. Sie kamen, um zu erfahren, was es Neues gäbe. Wir hingegen empfingen von ihnen, als erste Botschaft aus dem gelobten Lande, die Nachricht, daß in der Stadt Newyork das gelbe Fieber herrsche. Ein böser Erstling!

Dennoch erwarteten wir mit Ungeduld den Morgen. Schon das früheste Grauen des anbrechenden Tages fand mich auf dem Verdeck, und was mir zuerst in die Augen fiel, war gerade ein Dampfboot, und zwar eins der schönsten von Amerika, das vor mir vorbeirauschte.

Beim Ausschiffen ans Land erfuhr ich die zweite Unbehaglichkeit. Das gelbe Fieber schreckte uns nicht. Da ich der einzige von den Passagieren war, der Englisch sprach, so baten mich die andern, ein gutes Kosthaus auszusuchen; sie gelobten mir, indessen meine Sachen zu bewachen, hielten aber übel Wort. Kaum hatte ich den Rücken gekehrt, so übermannte sie Alle die Neugier, ans Land zu gehen und die Stadt zu besichtigen. Während ihrer Abwesenheit kam ein schurkischer Neger, den wir auf dem Schiffe gehabt hatten, vor dem ich immer die Andern gewarnt, und der schon Gepäck einiger andern Passagiers in die Stadt getragen; sagte zum Steuermann: ich lasse ihn freundlich grüßen und meine Habseligkeiten fordern. Der gute Steuermann hatte keinen Argwohn. Der Neger verschwand mit meiner Matratze, mit Kissen, Bettdecke und allerlei Kleidungsstücken. Uebler Empfang beim Eintritt in den Hafen des Glücks!

Unser Kosthaus nahmen wir in der Spruce-Street bei einem Deutschen, Namens Martin Ulmer, der sich seit drei Jahren in Newyork aufhält und sich schon so ziemlich entdeutscht und so ziemlich veramerikanert hat. Für die Woche forderte er 3½ Dollar Kostgeld, hingegen für ein paar Tage 5 Dollar. Dafür hatte man Wohnung und à l'américaine drei Mahlzeiten im Tage.

Ich mag Newyork nicht beschreiben; Andere haben es zum Ueberfluß gethan. Es sah jetzt ganz leer aus. Die reichern Einwohner waren aufs Land hinaus geflüchtet. Ging ich heute

durch eine Straße, wo noch Alles Thätigkeit und Leben war, sah ich Morgens alle Thüren verschlossen und keine Seele auf den Gassen. Die Furcht des Uebels war weit größer noch, als das Uebel.

Viele Europäer kommen mit dem Wahne nach Amerika, hier die Leute noch etwas Neues zu lehren. Als ich aber ihre Dampfboote gesehen, und folgenden Tags auf dem Rathhause ihre Advokaten hatte sachwalten hören, und — genug, wie ich hier die Kunst und Kenntniß der großen europäischen Städte und alle Laster derselben wiederfand, dachte ich: Europäer, was habt ihr noch hieher zu verpflanzen?

Ich hatte auf der Ueberfahrt die Bekanntschaft eines würdigen Mannes gemacht, eines ehemaligen Hauptmannes von der Garde zu Pferde und Adjoint beim Generalstab des Kaisers. Sein wackerer und geistvoller Vater war, als Generallieutenant, in der Schlacht von Eylau gefallen. Sein Name ist Coulomb. Weil ich auch ehemals Offizier gewesen, fanden wir uns schnell zusammen. Politischer Meinungen willen hatte er sein Vaterland verlassen. Er lud mich ein, künftiges Jahr mit ihm an den Ohio zu gehen; den Winter wollte er in Konnektikut und ich in Philadelphia zubringen. Wir schieden, wie Freunde und Männer, die sich achten, scheiden.

Ich reisete nach Philadelphia. Da die Stadt beinahe ganz mit Wasser umgeben ist, ließ ich mich in einem Dampfboote übersetzen. Ich kam in eine wüste, sumpfige Gegend, wo einzelne Häuser ganz im Wasser standen. Bei einigen, sah ich, war man gezwungen, auf Brettern zum Backofen zu fahren. Die Bewohner dieses traurigen Froschparadieses sind — Holländer. Also mußten sie bei siebenzehnhundert Stunden übers Meer herüber kommen, um sich gerade wieder, wie zu Hause, in Morästen anzunisten. O süße Macht der Gewohnheit!

Der Weg von Newyork bis Philadelphia ist mannigfaltig genug in seinen Umgebungen; doch erinnert er auch oft jetzt noch an die Neuheit dieser Welt, wiewohl jedoch die alte, rücksichtlich der Straßen, nicht immer den Vorzug hat. Besonders für Fußgänger ists von Newyork bis Newbrunswik höchst beschwerlich; aber auch hier zu Lande gar nicht Brauch, Fußreisen zu machen. Das Land ist theils sumpfig, und die Straße hindurch besteht aus einem ewiglangen, beschwerlichen Prügeldamm; theils in vielen Gegenden wenig angebaut, und man reiset lange, ohne eine menschliche Wohnung zu erblicken. Als ich durch Trenton kam, mahnte mich der Name des Städtchens an den klassischen Boden, wo einst Washington die Hessen, welche man nach Amerika wie Schlachtvieh zum Krieg verkauft hatte, geschlagen und aufgerieben hatte. Mehr aber, als diese große, für einen armen Deutschen jedoch nicht ergötzliche Erinnerung, sprach mich eine Erscheinung, für mich neuer Art, am Delawarestrom an. Noch vor zwanzig Jahren ging über diesen breiten Fluß eine elende Fähre; und nun hängt darüber eine herrliche, bequeme Brücke, ganz in eisernen Ketten. Diese Verbesserung hat auf Anbau und Verschönerung der umliegenden Landschaft bedeutende Einwirkung. Bristol, noch vor Kurzem ein Dorf, gleicht jetzt einem städtischen Flecken, einem der schönsten,

die ich je gesehen habe, nicht sowohl einzig wegen der Bauart der Häuser, sondern wegen seiner Lage.

Ich machte mir von Philadelphia aus Gelegenheit, unsern Freund und Landsmann Oberst M... zu besuchen. Ich mußte den Delaware wieder passiren und hatte ungefähr zwölf Stunden weit. Spät Abends kam ich an. Wie ich ins Zimmer trat, saß Alles traulich um den Tisch. Es war schon ziemlich dunkel. Man erkannte mich nicht, bis ich meine Stimme hören ließ. Da sprang Alles fröhlich auf. Man empfing mich mit deutscher Herzlichkeit und nun gab es ein Fragens.

Auch dieser brave Mann hat zum Theil, wie fast jeder Ankömmling, sein Lehrgeld in der neuen Welt zahlen müssen. Wären die Zeiten besser, wäre mehr Verdienst im Lande, so hätte er an seinen weitläuftigen Gütern einen guten Kauf gethan. Allein die Zeiten sind, wie gesagt, nicht vortheilhaft. Nur in der Zeit meines Aufenthalts schlugen die Taglöhne um einen Viertelsdollar ab. Die ausserordentliche Dürre und Hitze des vorigen Jahres hatte in derselben Gegend alle Aernten so vernichtet, daß unser Freund kaum das volle Maas seines ausgeworfenen Samens wieder erhielt. Die Waldung allein auf dem Gute des Obersten war die ganze Kaufsumme werth; jetzt hat, wegen Geldmangels, über die Hälfte des Holzes zusammengeschlagen werden müssen.

Zum Lehrgeld gehört wahrscheinlich auch noch die Akklimatisirung der Menschen. Denn die Witterung leidet hier gewaltige Umschwünge. Am 28. Febr. (1820) hatten wir eine Hitze von 29 Grad Reaumur und zwei Tage hernach Schnee.

Man hat über die Nordamerikaner die allerwidersprechendsten Urtheile gefällt. Es nimmt mich nicht Wunder. Vieles hing von Denkart, Laune und Schicksal der Beobachter ab. Aber wären diese auch alle die ehrlichsten Philosophen gewesen, so würden ihre Urtheile sich dennoch haben durchkreuzen müssen, sobald sie ihre in einem Theil der vereinigten Freistaaten gemachten Erfahrungen zum Maasstab des Ganzen machten.

Bunt durcheinander, in den verschiedenartigsten Landschaften und Klimaten, wohnen hier Ansiedler in Urwildnissen, die noch mit der fremden Natur des Bodens und Himmels ums Leben ringen müssen, und wieder Sybariten, in Ueppigkeit aufgelöset, wie man sie nur irgend in London, Paris, Petersburg, Wien und Berlin zu Hause findet. Man begegnet hier der Rohheit und Einfalt der Urwelt, der lästigen Neugier und gutherzigen Gastfreundschaft einsiedlerischer Familien und der Mattherzigkeit übersättigter Weichlinge. Es ist ein Zusammenwurf von Eingebornen und alten und neuen Ankömmlingen aus allerlei Reichen Europa's, die mit den verschiedensten Zwecken, den verschiedensten Interessen, Sprachen, Religionen, Nationalkarakteren, Nationalvorurtheilen und Bildungsgraden beisammenwohnen, und nur durch das einzige, aber mächtige und schöne Band bürgerlicher, staatsthümlicher und religiöser Freiheit zusammengehalten sind.

Die größern Städte, besonders längs der Küste, mögen sich rücksichtlich des moralischen Grundtons ihrer Bewohner ziemlich gleichen. Da ist Handelsgewinn der Hebel von Allem, und wie nur zu gewöhnlich in allen handelnden und krämernden Städten, muß Kunst und Wissenschaft, Beredsamkeit und Schwert, Alles dem herrschenden Abgott nachstehen und ihm dienen.

Es gibt Ausnahmen, tausend Ausnahmen, wie überall; aber man lieset fast jedem Gesicht bei jeder neuen Erscheinung im Leben, bei jedem Vorschlag, jedem Plan, jedem Lob die Frage ab: „Und was bringts ein?"

In Philadelphia wenigstens ist solcher Sinn der Sinn der Menge. Man will gewinnen, um zu geniessen, und um beides zu können, muß man die Kunst verstehen, Andere zu täuschen. Daher ist Alles auf das Scheinen berechnet. Undankbareres Gesindel habe ich nicht leicht im gemeinen Haufen beisammen gefunden, und nirgends mehr Hinterlist, Verschmitztheit und Industrieritterei. Was Wunder? Der ganzen Welt Abschaum fließt hier zusammen, und leider unsre Deutschen sind nicht die besten darunter. Ich für meinen Theil will lieber mit Stock-Amerikanern zu thun haben, als mit ihnen. Dabei geht in diesem verdorbenen Treiben das Glücksrad schnell um. Die Menge der Bankerotte und Versteigerungen von Habschaften derer, die ihre Zahlungen einstellen, sind fast nicht zu zählen. Immer sind die Zeitungen voll davon, von Stadt und Land, gleichviel. Uebrigens begünstigen die Gesetze die Bankerotte, scheint mirs, viel zu sehr, und wohl nicht die Hälfte der letztern mögen die ehrlichsten sein.

Auf dem Lande aber, etwas entfernt von den Seestädten und Hauptstraßen, sind die Leute wahrhaft gut, aufrichtig, dienstfertig. Da weiß man weder von Diebstählen, noch sichernden Gegenmitteln. Ich glaube, in dem ganzen Orte, wo das Landgut des Oberst M.... liegt, sind keine drei Thürschlösser zu finden.

Unstreitig war Amerika einst, auch wohl noch vor wenigen Jahren, Jedem, welchen Gewerbes er auch war, anzuempfehlen. Er konnte darauf rechnen, seinen Unterhalt auf eine oder die andere Weise zu gewinnen. Nun ists nicht mehr so. Die Städte sind erwachsen; drinnen herrscht Wohlleben und Theurung; draussen, weit hinaus, sind die Ländereien kostbar, wie in Europa. Für Handwerker ist hier noch minder Trost, als in der alten Welt. Man hat sie zum Ueberfluß, in jeder Art, und weil sie sich durch ihre große Zahl gegenseitig drängen, steigern sie ihre Kunst durch immer neue Vortheile und Erfindungen empor und arbeiten vortrefflich. Ich habe zum Beispiel nie zierlichere Nägel aller Gattung gesehen, als in einer Nagelfabrik, die ich mit dem Oberst M.... besuchte. Sie ward durch Wasser getrieben, hatte sechszehn Stühle, bei jedem Stuhl nur einen Mann. Wir zählten mehrmals nach, wie viel Nägel in einer Minute von diesem Werke geliefert wurden. Immer war das gleiche Ergebniß; immer gab es in sechszig Minuten viertausend. Ueberhaupt ist hier Alles auf Geschwindigkeit und Vereinfachung der Arbeit abgesehen. Daher der Ueberfluß der Taglöhner, die in Hungersnoth gerathen, während sie noch vor Kurzem gesucht waren.

Darum möchte ich in diesen Zeiten auch meinem Todfeind nicht rathen, Europa mit eitlen

Träumen zu verlassen und hieher zu kommen, um sein Glück zu suchen. Es fehlt in dieser nietenvollen Lotterie fast an allen Treffern, weil sie schon gewonnen sind. Bauern, wenn sie Geld genug mitbringen, sich tief im Innersten des Landes ein Stück Wildniß anzukaufen, um es urbar zu machen und von den Produkten ihr armes Leben, fern von Kirchen, Schulen und der menschlichen Gesellschaft, wie neue Robinsone zuzubringen, mögen wohl noch am besten fahren. Ich habe noch keinen einzigen von allen seit drei oder vier Jahren hier angekommenen Deutschen oder Schweizern gesehen, wie viel oder wie wenig er Geld mitgebracht hatte, welcher nicht seufzte. Keiner ist vorwärts, die Meisten sind weiter rückwärts gekommen, als sie daheim gewesen waren. Ich fand in Philadelphia zu meinem größten Erstaunen einen mir bekannten Handwerker aus einem Städtchen unsers europäischen Geburtslandes, und der mußte Steine auf der Straße zerschlagen, weil seine Profession hier nichts taugt.

Vor ungefähr zwanzig Jahren war Philadelphia eine schöne Stadt, deren Bevölkerung etwa siebenzigtausend Seelen betrug; jetzt ist sie die schönste und größeste der vereinigten Staaten, mit etwa hundert und vierzigtausend Seelen. Ihre Menschenzahl hat sich also verdoppelt, trotz der vielbeklagten klimatischen Ungesundheit und schlechten Medizinal-Polizei. Hier herrscht der Luxus europäischer Fürstensitze; wenigstens ist der Glanz von Aussen blendend. Doch kommt mirs vor, es ist nicht Alles golden, sondern viel Vergoldung. Es ist auf der Straße schwer, eine Vieh- oder Stubenmagd von einer reichen Kaufmannsfrau zu unterscheiden. Nichts war mir drolliger, oder ärgerlicher, als die Verwandlung unsrer Schwabenmädchen, die erst in ihrer Bauerntracht vom Schiff ans Land getreten sind, und bald darauf als zierliche Lady's mit feinen Strohhüten und Shawls in den Straßen umherziehen.

Noch Eins verdroß mich in Philadelphia anfangs. Obgleich im Lande der Freiheit und Gleichheit, herrscht hier doch die alberne Titelsucht so gewaltig, wie irgendwo in Deutschland. Jeder Apotheker, Pfarrer, Schulmeister will Doktor heißen. Ich sah solche Doktoren der ABC-Kunde, deren Wissenschaft vornämlich darin bestand, etwa vier, fünf Kindern in einer stall-ähnlichen Stube mit der Ruthe den Hintern zu zerklopfen und sich dafür monatlich einen halben Thaler zahlen zu lassen. Solcher Schulstall nimmt wohl auch den standesmäßigen Titel Akademie an; wenigstens hängt das Wort mit großen güldenen Buchstaben am Schilde da, fast größer, als das Häuschen selbst.

Unter den verschiedenen Glaubenssekten zog mich keine hier im Anfang so sehr an, als die der Methodisten. Ich war ihr, die ich nur vom Hörensagen und aus Büchern kannte, wegen ihrer Sonderbarkeit gar gewogen. Allein ich bekehrte mich bald, wie immer, wenn man berühmte Leute in der Nähe sieht.

Ihr Gottesdienst, der gewöhnlich erst sieben Uhr Abends beginnt, pflegt mit wahrhaft schöner Musik eröffnet zu werden. Die Musik ist jedoch mehr heiter, als majestätisch-ernst oder düster. Am Schluß derselben ein Gebet. Dann steigt ein Prediger, oder nach Belieben ein Anderer,

auf die Kanzel. Der Rede Anheben ist sehr mild und mässig. Bald wird aber der Ton lauter, die Worte fliessen schneller, die Geberden sind lebendiger. Das Kanzelbret duldet von den Händen viel; die Stimme wird bei wachsender Begeisterung durchschneidender, endlich heiserer. Dann gehts an. — Erst vernimmt man von einem Winkel, dann vom andern her unterdrückte Seufzer. Das Seufzen wird allgemeiner, lauter; dem Fremdling fast bange bei diesem Jammer. Jetzt steht da Einer auf, dort Einer. Sie fangen an hin und her zu rennen, wie unwirsch; kurz, was am Ende rennen kann, rennt und schreit und jammert: „O wir armen Sünder!" Dies dauert bis 11 Uhr; die Lichter brennen dunkler, löschen aus. Der Gottesdienst ist zu Ende. Ich weiß nicht, welcher Dienst dann beginnt. Man spricht aber doch von diesen frommen Brüdern und Schwestern hie und da gar nicht gut. In der That stand noch kürzlich ein Mädchen von dieser Sekte, wegen Schwangerschaft, vor dem Richter. Sie sollte des Kindes Vater nennen; aber sie läugnete, ihn zu kennen; denn das Unglück sei in der Kirche geschehen.

Betritt man hier zuerst das feste Land, so kann man fast nicht glauben, in einem fremden Welttheil zu sein. Man denkt sich in Europa Vieles anders, bildet sich ein, in eine ganz neue Natur einzutreten, und findet beim ersten Aufschauen nichts Fremdes; Bäume, Sträucher, Kräuter, Thiere, die man alle schon von der Heimath her kennt, Menschen und Kleidertrachten, wie in der alten Welt. Aber bald begegnen uns nach und nach die Eigenthümlichkeiten Amerika's. Man sieht die fliegenden Eichhörnchen, die leuchtenden Mücken, die Singvögel mit schönerm Gefieder, den Kolibri, den scharlachrothen Kardinal, der aber nur im Winter hieher kommt, von der Größe einer Amsel ist, ziemlich gut singt und einige Jahre lang im Käficht aushält, die schönen Spechtarten u. s. w. Ich will fleißig sammeln. Am meisten wird hier der Spottvogel (turdus polyglottus) geschätzt, der zwar für sich keinen Gesang hat, aber die Töne aller Dinge, die er vernimmt, Hunde, Katzen, Schweine, Kinder u. s. w., nachahmt. Auf dem Lande kostet er nicht viel; in der Stadt aber wird ein guter oft mit dreißig Dollars bezahlt, denn es gibt unter diesen Spottvögeln auch Virtuosen. — Klapperschlangen sind leicht zu erhalten. Für einen oder zwei Dollars bringt sie der Indianer aus dem Innern des Landes. Sie halten sich aber im Gefängniß nur ein Jahr hindurch. Man muß sie deswegen im Frühling nach der Häutung fangen.

Indianer kommen nach Philadelphia öfters, doch nie in großer Zahl. Ich habe deren einige gesehen und mich mit ihnen eingelassen. Besonders ihre Geschicklichkeit im Bogenschiessen habe ich bewundert. Auf dreißig Schritte fehlen sie selten eine kleine Silbermünze von der Größe eines Kreuzers. Ich erinnere mich gelesen zu haben, daß sie Alle etwas Wildes in ihren Augen haben sollen. Das ist, so viel ich der Indianer gesehen, nicht wahr. Im Gegentheil fand ich in ihren Gesichtszügen und Blicken viel Sanftes und Gutmüthiges. Sie sind, wie alle Naturmenschen, sehr reizbar und auffahrend, aber gleich wieder gut. Gibt es Verdorbene unter ihnen, so sind sie durch die Europäer erst verderbt. Hat der Indianer einmal sein Wort gegeben,

nimmt ers gewiß nicht wieder zurück. Offen und ehrlich ist er immer. Hier eine Anekdote, welche sie sehr gut zeichnet.

Ein Bauer im Innern des Landes hatte von seinem Wagen ein Fäßchen mit Rum verloren, und war deswegen zurückgegangen, um es zu suchen. Er begegnete einem Indianer und fragte ihn, ob er nicht das Fäßchen etwa gefunden habe. — „Narr," antwortete der Indianer, „wie fragst du? Hätte ichs gefunden, so würdest du es auf der einen Seite der Straße leer, und mich auf der andern voll liegen sehen!"

Man nimmt hier an den Völkergährungen der alten Welt denjenigen Antheil, welchen der große und traurige Gegenstand überhaupt wohlwollenden und vernünftigen Männern einflößen muß; aber betrachtet die ganze Verkettung von Unruhen als nothwendige Wirkungen des Mißverhältnisses der europäischen Zivilisation mit den alten Institutionen, bei denen sich nur eine kleine Zahl von Menschen im Volk wohlbefindet, die durch Geburt und Zufall das große Loos gezogen haben. Der Freiheitskrieg von Südamerika erregt weit größere Theilnahme, als aller Lärmen in Europa.

Diese Theilnahme hat aber ihren Grund nicht so sehr im Gefallen an stürmischen Freiheitsideen, oder in philosophisch-politisch-poetischen Schwärmereien, welche die ganze Welt revolutionirt und republikanisirt wissen möchten, als vielmehr in sehr nüchternen Berechnungen des Vortheils, welchen die vereinigten Staaten von Nordamerika aus der Unabhängigkeit Südamerika's ziehen. Denn einerseits ist der vormals gesperrte Handel dadurch frei und wirklich gegenwärtig in den Händen der Nordamerikaner und Engländer; anderseits gewinnen die vereinigten Staaten durch das Entstehen der Freistaaten auf der südlichen Hälfte des Welttheils natürliche Bundesgenossen, die ihnen früh oder spät in Zerwürfnissen mit Europa, das ist, mit England und Spanien, nützlich werden können. In Europa sahen sie bisher nur Frankreich allein als ihren besten Alliirten an. Dies Reich aber ist jetzt, als Seemacht, so tief gesunken, daß es in den nächsten Jahrzehenden sich schwerlich zu Gunsten Nordamerika's thätig gegen die britische Uebermacht aussprechen kann.

Man ist übrigens allgemein der Meinung, daß Südamerika nie wieder, weder gezwungen, noch freiwillig, unter die Herrschaft von Spanien zurückkehren werde. Ich will hier die Meinung eines sehr achtungswerthen Mitgliedes des Kongresses anführen, der in der Verhandlung des Gegenstandes bei weitem das Gründlichste sagte, was mir darüber bekannt geworden ist.

Die Südamerikaner werden frei bleiben, sagte er, weil sie durchaus kein Interesse haben, sich einem durchs Weltmeer von ihnen getrennten Throne zu unterwerfen; ja ihr Interesse ist dem ganz entgegen, und daher wird man sie auch nicht durch Gewalt wieder unterjochen können. Dort ist jetzt derselbe Fall, wie ehemals bei uns hier; nur mit dem Unterschiede, daß Spanien ärmer an Geld, Menschen und Schiffen ist, als England ehemals gegen uns war, da es seine Kolonien wieder erobern wollte. Um so leichter wird sich Südamerika behaupten, auch bei

geringern Mitteln. Denn jede europäische Macht, welche einen amerikanischen Staat angreifen will, hat dazu einen Kraftaufwand nöthig, der doppelt so groß sein muß, als der Aufwand des angegriffenen Theils. Es sind unermeßliche Rüstungen zur See nöthig; die Fahrt allein über das Meer macht ungeheure Kosten und unsicheres Spiel; anderes Klima, andere Lebensmittel erschüttern die Kraft jeder europäischen Landungsarmee; jede Niederlage, jeder Verlust ist aus der Ferne her nicht so leicht zu vergüten, wie bei einem europäischen Land- oder Seekriege. Von Spaniens Macht ist daher wenig zu fürchten.

Man könnte glauben, daß Noth und Elend und Verwüstung des Landes durch langen Krieg endlich das Volk ermüden und zu einem Frieden und zu einer Unterwerfung unter vortheilhaften Bedingungen geneigt machen möchte. Ich glaube auch, daß dies in den ersten Jahren der Insurrektion möglich gewesen wäre. Damals war das Volk noch an Bequemlichkeit und Gemächlichkeit gewöhnt und hatte mehr oder weniger Wohlstand zu verlieren; war noch furchtsam, waffenscheu, in ererbter Ehrfurcht vor spanischen Magistraten. Das Alles ist hin. Man zittert nicht mehr vor Verlusten, man kann nur gewinnen. Frankreich wäre unerobertlich geblieben, wenn es nicht nach den unterdrückten Revolutionsgräueln in seinem Innern durch die ungeheuern Siege Napoleons plötzlich wieder zu innerm Friedem, zu vieljähriger, ruhmvoller Ruhe und Sicherheit, zur Industrie und zum Wohlstand zurückgekehrt wäre; wenn die Generale, die Marschälle nicht im Besitz ungeheurer Reichthümer gewesen wären, so daß die Nation bei einer Invasion der Alliirten mehr zu verlieren, als durch Beibehaltung der Bonapartischen Dynastie zu gewinnen hatte. Daher ließ sie sich die Rückkehr der Bourbonen gefallen, und wird sie sich gefallen lassen, so lange diese nicht der ganzen Denkart und Natur des Volks und dem freien Stande desselben von Neuem den Krieg erklären.

In Südamerika ist davon jetzt keine Rede. Die Völkerschaften sind seit zehn Jahren kriegerisch geworden. Die spanischen Truppen haben in diesem Kriege den Namen der Altspanier so verabscheut gemacht, wie es irgend möglich ist. Man mußte keinen Morillo herschicken, der alle Gräuel erneuerte, die man je von dem Pizarro und Cortez des Alterthums kannte. Mit solcher Tücke, mit solcher viehischen Grausamkeit haben die Engländer bei uns nie gewirthschaftet. Es ist daher Treu und Glauben untergegangen; die Erbitterung zu gewaltsam, als daß an Versöhnung und Unterwerfung zu denken wäre. Es gehört kein gemeines Genie dazu, gährende oder empörte Völker zu beruhigen. Milde wird leicht als Schwäche verspottet, und Strenge vermehrt die Wuth der Menschen. Eine aufgährende Nation ist einem Trunkenen oder Fieberkranken gleich. Es ist vergebens, mit ihr die Sprache von Recht und Pflicht zu reden, und vergebens, den Wüthenden schrecken zu wollen. Man muß in seine Vorstellungen eintreten, um ihn zu gewinnen und zu besänftigen. Der Herrscher, um eine Revolution unschädlich zu machen, muß sich selbst an die Spitze der Revolution stellen, so behält er sie in seiner Gewalt; ihr nicht gegenüber, sonst wird er überwältigt von ihr. Denn er ist nur Einer, und ohne das von ihm abgefallene Volk nichts, als Einer von Millionen, den man zertritt.

Behält er die Nation, auch im Taumel der Trunkenheit, so ist er der Stärkere durch sie. Denn er hat gegen die ungeheure Masse von Köpfen und Meinungen, die sich selbst im Widerspruch lähmen, die Einheit seines Willens voraus, und dies ist ein großes Gegengewicht. Noch nie hat ein Potentat, der sich im rechten Augenblicke an die Spitze der Revolution stellte, dabei verloren; er hat immer an Kraft und Größe gewonnen; denn er ist ja doch nur durch seine Nation groß und stark. Nur die Partei der Privilegirten büßte dabei ein, und daher ist es das Interesse von diesen, den König an ihre Spitze zu stellen und der Nation entgegen. Ludwig XVI wäre so wenig, als Karl I gefallen, hätten sie diese Wahrheit begriffen.

Die jetzigen Anerbietungen Spaniens kommen zu spät nach Südamerika. Hier sind jetzt Männer im Heer und Kabinet, die sich durch überlegene Talente erhoben und nicht aus freien Herren wieder Diener werden mögen. Die Verfassung der Spanier, welche angeboten wird, ist nicht freier, als jede der Verfassungen, welche sich Südamerika's Völkerschaften, ihren Oertlichkeiten und Bedürfnissen gemäß, gaben oder noch geben werden, wenn die Stürme vertobt haben. Die wiederhergestellten alten, politischen Verhältnisse mit dem Mutterlande könnten ausschließlich nur zum Vortheil von diesem, nie zum Vortheil der amerikanischen Provinzen sein.

Dies wird in Spanien und Amerika gleich gut eingesehen. Daher wünscht Spanien und verschmäht Amerika die Wiederverbindung. Letzteres gewinnt das ehemalige Gut der Krone und benutzt die Bergwerke für sich selbst. Die Abgaben bleiben im Lande und bereichern dieses, statt des Mutterlandes. Vizekönige und Beamten der Krone, welche sonst hieherkamen und mit ihren Willkühren zur Last fielen, bleiben aus. Altspanien gab zu ihrer Besoldung keinen Dollar. Eben diese Besoldungen reichen jetzt hin, die einheimischen Beamten anständig zu erhalten, und dabei ist noch der Gewinn, daß diese Beamten im Vaterlande bleiben, statt daß sie sonst, nachdem sie sich Schätze erworben hatten, mit denselben nach Europa zurückkehrten.

Unter welchen Bedingungen auch eine Wiedervereinigung mit Spanien unterhandelt werde, wird dieses doch immer darauf bestehen müssen, das ehemalige Krongut zurückzuerhalten und Abgaben zu fordern. Ohnedem wäre Südamerika für das Mutterland von wenigem Werth. Auch wird dieses natürlich sich in Rücksicht der Handelsvortheile nothwendig entschiedene Vorrechte vorbehalten, und nicht bloß wie eine der mehrbegünstigten fremden Nationen behandelt sein wollen. Diese Vorrechte aber sind gerade das, was Südamerika am meisten zurückstoßen muß. Es muß nothwendig Freiheit verlangen, mit seinen Produkten zu verkehren, wie es ihm, und nicht dem europäischen Spanien den größten Nutzen bringt. Denn auf keine andere Weise kann Amerika zur rechten Blüthe kommen.

Wenn Südamerika an Spanien die Krongüter zurückstellt, die Abgaben, welche nöthig erfunden werden, entrichtet, und zu Gunsten des Mutterlandes seine Handelsfreiheit beschränken läßt, welche Vortheile kann dafür Spanien, als Gegengewicht, in die Wagschale werfen? Durchaus keine andern, als im Fall die südamerikanischen Provinzen kriegerisch überzogen oder in ihrem Handel und andern Rechten von fremden Nationen gekränkt würden, Verheißungen

mächtigen Beistandes und nachdrücklicher Vertheidigung. Allein wenn nun diese Staaten bewiesen haben, daß sie schon jetzt, da sie noch nicht zum stärksten bevölkert sind, Kraft genug besitzen, sich selbst zu vertheidigen? Sollen sie und werden sie das Ungewisse, ja zum Theil das Entbehrliche, mit so entschiedenen Opfern erkaufen und verzinsen? Werden nicht in allen künftigen Kriegen Nationen sein, die sich an sie, als Bundesgenossen, anschliessen, um ihres eigenen Vortheils willen?

Vielmehr hat Südamerika zu befürchten, daß es in alle künftige Kriege Spaniens mit verwickelt werde, sobald es sich die Wiedervereinigung gefallen läßt, und gezwungen werde, an allen Zänkereien und Händeln der Europäer Theil zu nehmen, die ihm doch seiner Stellung und Natur nach durchaus fremd sind.

In Amerika und in unsern Freistaaten, wie sie jetzt stehen, geschieden von den vielverwickelten Verhältnissen der europäischen Mächte, können keine andern, als Volkskriege für große, allgemeine Interessen geführt werden. Eine Regierung, welche händelsüchtig wäre, würde sich selbst stürzen. Ohne Zustimmung der Nationen ist kein Krieg gedenkbar. Die Kriege werden daher bei uns seltener sein und bleiben, als bei den Europäern, und um so seltener, je vorsichtiger wir in Allianzen mit europäischen Mächten sind.

In den europäischen Staaten gibt es nicht nur Volkskriege, sondern auch Fürstenkriege, und der letztern mehr, als der erstern. Denn dort stehen die Rechte der regierenden Familien nothwendig auf gleicher Höhe mit den Rechten des Staats. Es sind zahllose Fälle bekannt, daß blutige, langwierige Kriege unternommen wurden, bei welchen die Völker schlechterdings kein Interesse haben konnten, sondern nur die regierenden Familien, wegen Erbschaft, Nachfolge, Heirathen, persönlichen Beleidigungen, Beistand der bedrängten Verwandten u. dgl. Werden sich die südamerikanischen Provinzen, nachdem sie sich nun einmal davon losgesagt haben, freiwillig dazu verstehen, ihr Hab und Gut für solche Familienkriege der Monarchen in Gefahr setzen zu lassen und ihrer Kinder Blut zu verspritzen? — Es ist die größte Unwahrscheinlichkeit.

Wie vortrefflich auch die neue Verfassung Spaniens sein möge, ist sie es doch für die südamerikanischen Staaten schon darum nicht, weil diese in den Cortes zu schwach repräsentirt und daher immer von den Beschlüssen des Mutterlandes abhängig sind. Denn da jene Verfassung die Repräsentation nach Maasgabe der Bevölkerung bestimmt, behält Alt-Spanien das Uebergewicht der Stimmen. Dies Uebergewicht aber, bei der Ungleichheit des Interesses der Nationen auf beiden Halbkugeln, kann nie anders, als zum Nachtheil Amerika's ausschlagen; denn schwerlich wird Alt-Spanien im Kollisionsfalle für das Interesse Südamerika's sein eigenes verläugnen wollen.

Dies aber sind nicht bloße Privatmeinungen, sondern in der That die Ansichten der Südamerikaner. Man findet sie in allen öffentlichen Blättern von Buenos-Ayres und Caraccas wiederholt. Sie sind im Volk durch Reden und Flugschriften verbreitet und Volksbegriffe geworden u. s. w.

Der Herzog von Berry.

Louvels verhängnißvoller Dolch endete wahrscheinlich mit dem Leben Karl Ferdinands, Herzogs von Berry, das uralte französische Königsgeschlecht der Capetingen, welches, glänzender als jedes andere europäische, dem Welttheil hundert und vierzehn Souveraine verliehen hat, sechsunddreißig Könige von Frankreich, zweiundzwanzig von Portugal, eilf von Neapel und Sizilien, vier von Spanien, drei von Ungarn, drei Kaiser von Konstantinopel, drei Könige von Navarra, siebenzehn Herzoge von Burgund, zwölf Herzoge von Bretagne, zwei Herzoge von Lothringen. Der Parteigeist hat über den unglücklichen Fürsten schon während seines Lebens, wie nach seiner Ermordung, mit entgegengesetzten Uebertreibungen geurtheilt; ihn bald als einen ganz unbedeutenden Mann, bald als einen der edelsten Menschen dargestellt. Der Vicomte Chateaubriand (in seinen Mémoires, lettres et pièces authentiques touchant la vie et la mort de S. A. R. M. Charles Ferdinand d'Artois, fils de France, Duc de Berry, 1820) erhob ihn fast zu den Heiligen und Heroen Frankreichs. — Sammeln wir zu seinem Lebensbilde diejenigen Züge, welche am meisten ausgehoben zu werden würdig scheinen.

Er war der Sohn des Grafen von Artois (heut Monsieur, des jetzt regierenden Königs Bruder) und den 24. Jänner 1778 zu Versailles geboren. Sein drittehalb Jahr älterer Bruder ist der Herzog von Angouleme. Als Knabe zeigte er viel Gutmüthigkeit. Seine Erziehung war noch nicht vollendet, als sein Oberhofmeister (Gouverneur), der Herzog von Serent, mit ihm und seinem Bruder, beim Anfange der Staatsumwälzung (im Juli 1789) auswandern mußte. Serent gab den Kindern vor, mit ihnen in einer entfernten Stadt ein schönes Husarenregiment zu sehen. So entführte er sie bei Peronne glücklich über die Grenzen. Sie kamen zu ihrem Vater in die Niederlande; von da nach Turin, wo sie eine gute Artillerieschule benutzen konnten. Als bald darauf Krieg gegen Frankreich unzweifelhaft ward, schrieb der dreizehnjährige Berry an seinen Vater (15. August 1791): „Wäre ich doch bei Ihnen; könnte ich doch unsere guten Soldaten sehen und mit ihnen in den Kampf! Ich wollte dann zu ihnen sagen, wie unser Heinrich: Kameraden, wenn ihr in der Hitze des Fechtens die Fahnen verliert, sammelt euch um meinen weißen Federbusch; sollt ihn immer auf dem Wege zur Ehre sehen. Der Gedanke macht mir das Blut wallen. Vorwärts, lieber Papa, machen wir unsern unglücklichen König frei!"

Der Krieg brach aus. Der junge Berry machte schon im Jahr 1792 den Feldzug unter Aufsicht seines Vaters im Kriegshaufen der Ausgewanderten mit. Er drängte sich bei Angriffen überall gern voran; vor Thionville war er mit einer der Vordersten. Aber die bretagnischen Kompagnien standen dem Feind am nächsten. „Wäre ich doch auch ein Bretagner!" rief er.

Nach dem Rückzug aus der Champagne vollendete er in Ham seine militärische Erziehung; machte bald aber wieder beim Condéischen Heer den Feldzug mit, wo der junge Herzog von

Enghien sein Freund und Waffenbruder ward. Im Jahr 1796 empfing der Jüngling schon den Befehl über die Reiterei. Er bewies vielen persönlichen Muth. Vor dem Brückenkopf von Hüningen gerieth er in Lebensgefahr. Zwei Kanonen am andern Rheinufer richteten ihr Feuer zugleich auf ihn und sein Gefolge, daß die Erde rings aufflog und er selbst nur durch den über ihn fallenden Schanzkorb gerettet ward. Die Offiziere liebten ihn wegen seines Edelmuths. Er hatte bei der Parade einst einen gewissen Graf Hautefort heftig angefahren. Dieser stieß nicht die schmeichelhaftesten Reden gegen ihn aus. Der Prinz hörte sie, ließ die Kolonne vorbeiziehen, dann den Offizier rufen und ging mit ihm in ein Gehölz. „Hier," sagte er und zog den Degen: „bin ich nicht mehr Prinz, sondern französischer Edelmann, wie Sie. Habe ich Sie beleidigt, so bin ich bereit zu jeder Genugthuung." Der Graf, gerührt, fiel auf die Knie, und küßte des Fürsten Hand. Chateaubriand findet in diesem Vorfalle nichts Geringeres, als Heinrich IV und Schomberg wieder.

König Ludwig XVIII kam selbst auf kurze Zeit zu seinem kleinen, aber stolzen Heerhaufen. Wenig bekannt ist von ihm bei diesem Anlaß folgender Zug. Eine Flintenkugel streifte dem König oben am Kopf. Der König fuhr mit der Hand nach der Stirn und sagte ruhig: „Eine halbe Linie tiefer, und der König von Frankreich hätte Karl X geheißen."

Während der Waffenstillstände, Separatfrieden u. s. w. bereisete der Herzog von Berry mehrere Gegenden Deutschlands. Der alberne Dünkel, mit welchem die Emigranten auf das deutsche Volk herabsahen, malt sich gar treulich in Chateaubriands Ansichten, die er seinem Helden zuschreibt. „Dieser bemerkte," sagt der Vicomte, „daß die Deutschen, zertheilt in viele Staaten, noch immer dasselbe sind, wie zu Tacitus Zeiten, nämlich weniger selbst ein Volk, als Grund und Stoff andrer Völker, die, unter einen mildern Himmelsstrich gekommen, ihren eigenthümlichen Geist erst dann recht entfalten, und bewundernswürdige, fast unzerstörbare Nationen werden. So lange aber die deutschen Stämme ihr Stammland bewohnen, scheint bei ihnen noch Alles, wie das rohe Erz in Gängen verschlossen, oder wie im Chaos verworren zu liegen. Der Prinz sah besonders mit Erstaunen, daß die bei den Deutschen eingeführten Ideen des Jahrhunderts in gewissen Köpfen die Irrthümer der bürgerlichen Verhältnisse belebt hatten, ohne daß diese doch die natürlichen, tief in einem fruchtbaren, aber wilden Boden eingewurzelten Wahrheiten vertilgen konnten. Daher entstand ein wunderbares Gemisch von Narrheit und gesundem Menschenverstand, Christenthum und Deismus, Freisinnigkeit und mystischem Wesen, kalter Begeisterung und schwärmereivoller Metaphysik, Geschmack und Barbarei, Verdorbenheit und Rohheit." Es ist wohl nicht der Mühe werth, den gesunden Mutterwitz des Herzogs von Berry gegen die Querköpfigkeit seines Apologeten in Schutz zu nehmen.

Nach dem Waffenstillstand von Leoben trat der Condéische Heerhaufe in russischen Dienst, noch zehntausend Mann stark. Berry besuchte inzwischen seinen Vater in Edinburg, seinen König in Mietau, und ging dann zu seinen Waffengefährten nach Wolhynien, um da ein adeliches Kavallerieregiment zu bilden. Chateaubriand sagt bei dieser Gelegenheit den polnischen

Frauenzimmern viele Artigkeiten, die sie ohne Zweifel verdient haben; die Polen selbst nennt er, nachdem ihm die Deutschen vorher gar barbarisch schienen, die Franzosen des Nordens.

Im Jahr 1799 setzte sich das Condéische Heer wieder in Bewegung gegen den Rhein. Der Feldzug war aber bekanntlich kurz nach der Niederlage der Russen in der Schweiz. Die Condéer traten in englischen Sold, und Berry reisete nach Neapel, um die ihm dort bestimmte Gemahlin kennen zu lernen. Von hier ging er wieder zum Heer nach Deutschland, wo dann nach der Schlacht bei Hohenlinden und dem darauf folgenden Frieden (16. April 1801) das Condéische Heer aufgelöst wurde. Berry, der sich immer als ein wackerer Offizier gezeigt hatte, lebte nun sehr unstät, bald zu Wien, bald zu Klagenfurt bei seiner Mutter; dann in Schottland, unweit Edinburg, bei seinem Vater, mit welchem er auch nach London ging, wo er eine Liebschaft anspann und Vater zweier Töchter wurde. Es war dies zu derselben Zeit, als der erste Konsul Bonaparte dem zu Warschau lebenden Ludwig XVIII antrug, für gewisse Entschädigungen Verzicht auf den französischen Thron zu leisten, und worauf Ludwig XVIII die bekannte, wahrhaft königliche Antwort (Warschau, 22. Februar 1803) gab: „Ich verwechsele Herrn Bonaparte nicht mit seinen Vorgängern; ich schätze seine Tapferkeit, seine Eigenschaften als Feldherr; ich weiß ihm für viele Verwaltungsverfügungen Dank, denn das Gute, was man meinem Volke erzeugt, wird mir immer theuer sein. Allein er irrt sich, wenn er mich in ein Unterhandeln über meine Rechte hineinlocken zu können glaubt; vielmehr, wären dieselben in der That zweifelhaft, durch den Schritt, welchen er in diesem Augenblicke thut, würden sie erst recht festgestellt. — Ich kenne die Verhängnisse Gottes über mich und meinen Stamm nicht; aber ich kenne die mir durch den Stand gegebenen Verpflichtungen, in dem er mich geboren werden ließ. Als Christ werde ich diese Verpflichtungen bis zum letzten Seufzer erfüllen; ein Sohn Ludwigs des Heiligen werde ich mich, seinem Beispiele treu, auch in Ketten selbst achten; als Nachfolger Franz I will ich wenigstens sagen können, wie er: Wir haben Alles verloren, noch die Ehre nicht." — Daß der Herzog von Berry dieser Erklärung beitrat, gleich den andern französischen Prinzen, versteht sich.

Der Herzog, wie die meisten seiner Unglücksgefährten, verkürzte sich die Zeit mit Reisen und stolzen Entwürfen zur Wiedereroberung Frankreichs. Einmal war er sogar im Begriff, allein nach Frankreich zu gehen und eine neue Vendee zu stiften; unterließ es aber wieder, da er von der Unausführbarkeit seines Plans vollkommen überzeugt ward.

Wie ernst indeß sein Entschluß gewesen und wie hochsinnig er dabei dachte, spricht am besten sein Brief aus, den er darüber zu Hartwell im Jahre 1809 an den Graf de la Ferronays, seinen Freund, schrieb. Er verdient zur nähern Kenntniß des jungen Fürsten angeführt zu werden.

„Gestern früh, lieber August, erhielt ich Deinen Brief von vorgestern. Dank Dir für den guten Rath. Ich finde in Allem, was Du mir sagst, viel Weises, viel Vernünftiges, und was mir noch lieber ist, einen Beweis mehr von deiner treuen Anhänglichkeit. Aber Deine Betrach-

tungen, lieber Freund, kommen zu spät und gar eitel. Alles, was Du da sagst, habe ich mir schon selbst gesagt; ich habe nie Deinen Glauben auf guten Erfolg unsers Unternehmens gehabt; ich glaube fest daran, wir gehen unserm Tode entgegen, und eben darum will ich mich nicht länger aufhalten. Du kennst die Albernheiten gar gut, lieber August, die man auf unsere Rechnung hin ausgesprengt hat; Du weißt, wie man uns vorgeworfen hat, daß wir nicht mit der Vendee gefochten und unser Blut mit dem der Königischen vergossen haben. Man muß jetzt die Verleumdung zum Schweigen bringen, und Du hast mich zu lieb, um mir das Gegentheil zu rathen. Du kennst meine Gesinnungen über Bürgerkrieg und über die, welche ihn anzetteln. Ich würde mich für einen Verräther am König, für einen Verräther an Frankreich halten, ja für den strafbarsten Menschen, wenn ich bloß für meinen Ruhm, für meinen Vortheil über die treue Vendee das Unglück wieder erneute und herbeiführte, das schon zu oft der Lohn ihrer Ergebenheit gegen uns war. Aber weil man uns doch versichert, daß sich die Königlichgesinnten, müde der Unterdrückung, aus freien Stücken entschlossen haben, die Waffen wieder zur Hand zu nehmen; weil sie es uns sagen lassen und nur einen Prinzen an ihrer Spitze verlangen, so soll mich nichts abhalten zu ihnen zu gehen. Ich will an ihrer Spitze fechten, in ihrer Mitte sterben, mein Blut auf dem Felde der Ehren vergiessen, und indem ich damit den Boden des Vaterlandes netze, die Franzosen wenigstens daran mahnen, daß es noch Bourbonen gibt, würdig Frankreichs. — Mein alter Nantouillet und Du, Freund, ihr beide sollt mein Loos mit mir theilen. Ich bedaure Dich nicht; Du sollst mir zur Seite begraben werden. Das ist das beste Mittel, um Deine Verantwortlichkeit, wie Du es nennst, sicher zu stellen. Aber was Deinen Vorschlag betrifft, erst vorauszugehen, den Kampfplatz zu besichtigen, die Thatsachen zu untersuchen, das hat keinen Menschenverstand, und Du begreifst doch wohl, daß ich meinen Ferund nicht einer Gefahr aussetzen werde, die ich nicht mit ihm theilen kann."

„Lebe wohl; übermorgen um fünf Uhr bin ich zu London. Den Abend bringe ich bei Deiner Schwiegermutter zu; da plaudern wir weiter. Grüße mir Deine Frau und Kinder. Ich höre auf, weil ich zur Jagd will." —

Ein schöner Zug in der Denkart der Bourbonischen Verbannten bleibt indeß, daß sie zur Bekämpfung ihres gewaltigen Gegners jene ruchlosen Mittel verabscheuten, welche nur dem verblendeten Fanatismus oder der vollendetsten Niederträchtigkeit gefallen. Eines Tages kam ein Mann zum Prinzen von Condé und schlug ihm vor, er wolle den Napoleon meuchlings morden. „Ich ließ ihm gar nicht Zeit, mir die Einzelnheiten seines Anschlags auseinander zu setzen," schrieb der Prinz von Condé darüber an den Bruder Ludwigs XVIII: „ich stieß den Vorschlag mit Abscheu zurück und fügte hinzu, wenn Sie hier wären, würden Sie das ebenfalls thun; ich sagte, wir würden zwar immer Feinde des Mannes sein, der sich der Gewalt und des Thrones unsers Königs bemächtigt hätte; daß wir den Anmaßer zwar mit offener Kraft bekämpft hätten und ferner bekämpfen würden, wenn sich Gelegenheit böte, aber daß wir niemals Mittel anwenden würden, die nur Jakobinern angemessen sein könnten. — — Ich erklärte dem Menschen

ferner, nur sein übermäßiger Eifer hätte ihn verleiten können, solchen Antrag zu thun; am besten für ihn wäre, sich auf der Stelle davon zu machen, denn wenn man ihn verhafte, würde ich ihn nicht reklamiren, sondern nur sagen können, was er im Schilde geführt."

Nach zweiundzwanzig Jahren ward dem geflüchteten Königsgeschlecht Frankreich endlich wieder durch Napoleons Uebermuth und Europa's Waffen aufgeschlossen. Berry begab sich über Cherbourg nach Paris. Die Städte empfingen ihn mit Höflichkeiten oder unverstellten Freuden. Unterwegs in der Gegend von Bayeux stieß er auf ein Regiment, das noch den alten Sinn nicht geändert hatte. Man rieth, das Zusammentreffen zu meiden. Der Prinz aber ging den Soldaten entgegen und sagte: „Ihr seid das erste französische Regiment, dem ich begegne. So leistet dem Könige den Eid der Treue!" — Die Soldaten schrien: „Es lebe der Kaiser!" — Der Prinz sagte ganz kaltblütig: „Das ist nichts; das ist Ueberbleibsel einer alten Angewöhnung!" Er zog den Degen und schrie: „Es lebe der König!" Den Soldaten gefiel der Muth, und sie riefen: „Es lebe der König!" — So eilte er nach Paris, wo man ihn im Triumph einholte.

Es ist bekannt, das Reich der Bourbonen war von kurzer Dauer. Napoleon erschien von Elba wieder; Alles flüchtete. Aber die Schlacht von Waterloo endete schnell die Gespenstererscheinung. Der König kehrte mit seiner Familie zurück. Berry stand darauf der Wahlversammlung von Lille vor, und feierte seine Vermählung mit der Prinzessin Maria Karoline Therese, Tochter des Kronprinzen beider Sizilien (17. Juni 1816). So lange er, seit der ersten Rückkehr der Bourbonen, Frankreich bewohnt hatte, war er fast immer mit Reisen, Heermusterungen, Besichtigungen der Städte und Fabriken Frankreichs beschäftigt gewesen. Seit er sich vermählt hatte, lebte er in glücklicher Eingezogenheit, fast ganz abgesondert von großen Geschäften.

Dies insgesammt war der Inhalt des öffentlichen Lebens vom Herzog von Berry. Weder glänzende, noch kühne Thaten, weder große Entwürfe, noch besondere Geistesanlagen haben ihn ausgezeichnet, obschon die Gelegenheit, sich auf irgend eine Weise über die große Masse seiner Zeitgenossen hervorzuheben, ihm, hätte die Natur ihm dafür ihre Weihe ertheilt, nie gefehlt haben würde. Wie konnte sie einem königlichen Neffen fehlen? — Die Noth, die große Erzieherin aller ausgezeichneten Fürsten, entwickelte in ihm keine höhere Thätigkeit und Kraft. Er verhielt sich unter allen drückenden Verhältnissen mehr leidsam, als wirksam, und konnte mehr Mitleiden als Bewunderung erregen. Seine Geburt, sein Stand, sein Name, seine wahrscheinliche Bestimmung, einst Inhaber des Throns von Frankreich zu werden, hoben ihn allein, und liessen ihn überall nicht vergessen, was er diesem Namen und dieser Bestimmung schuldig sei. Mit französischem, altritterlichen Sinn, mehr die Vergangenheit, als Gegenwart im Auge, hatte er den Ton der meisten damaligen ausgewanderten Adelichen, die sich für Frankreich hielten, wo sie waren, und Frankreich für nichts, als für eine Beute fremder Räuber, als eine ihnen entrissene Domäne. Sie brüsteten sich in ihrer Unberühmtheit mit altberühmten

Namen der Ahnen, verglichen ihre unbedeutenden Schritte mit dem Heldengange jener, und die übrige Welt war ihnen eine Art Barbarenland. Wäre der Herzog eines natürlichen Todes gestorben, man würde wenig von ihm vernommen haben.

Selbst Chateaubriand kann ihn nur als einen gutmüthigen, liebenswürdigen Mann darstellen, der alle Tugenden eines trefflichen Hausvaters, Gatten und Bürgers in sich vereinte. Ungeachtet die Züge, welche sein Lebensbeschreiber uns aus seinem Privatleben aufgestellt hat, nichts Ausgezeichnetes an sich tragen, und tausendfach im Alltagsleben von den Gesinnungen und Handlungen anderer Privatleute übertroffen werden, wollen wir doch die artigern derselben hier beifügen, eben weil sie zur nähern Gemüthsbezeichnung eines Fürsten dienen, den erst seine Todesart in der Geschichte unsterblich gemacht hat.

Er hielt in seinem Hause, wo er in der glücklichsten Ehe lebte, streng auf Ordnung, und suchte seine Leute von Zeit zu Zeit froh zu machen. Hatten sie von ihrem Gelde etwas in die Ersparnißkasse gelegt, verdoppelte er Manchen die Summe, um sie zur Häuslichkeit und Sparsamkeit noch mehr aufzumuntern.

Er hatte seinem Kutscher erklärt, er lasse sich nicht mehr von ihm fahren. „Du bist mir zu alt. Packe dich!“ sagte er zu ihm. Der Kutscher, entschlossen zu bleiben, erwiederte: er müsse schlechterdings arbeiten und etwas verdienen, denn er habe eine zahlreiche Familie. „So? Warum hast du mir das nicht gleich gesagt?“ rief der Prinz: „das ist etwas anders. Ich lege dir zu deinem Jahrgehalt und Ruhegeld noch zwölfhundert Franken zu; jetzt aber, guter Freund, halte dich ruhig.“

Aubry war der erste Piqueur des Prinzen, oft von ihm gelobt, oft geschmält, wie es der Ausgang einer Jagd etwa mit sich brachte. Eines Tags wird ein Stelldichein zu Compiegne bestimmt um acht Uhr Morgens angeordnet. Der Prinz kömmt früher an, und beginnt die Jagd schon um halb acht Uhr. Aubry erscheint zur bestimmten Zeit und hört das Jagen schon fern im Walde. Mittags kehrt der Prinz müde zurück; der Hirsch ist fort, die Hunde sind verlaufen. Mit gewöhnlichem Ungestüm läßt er den Aubry rufen. Dieser wird gebracht; er ist ganz verlegen. „Aubry,“ rief der Prinz: „Was gebührt Leuten zu Lohn, die nicht pünktlich sind?“ Aubry verstummt. „Nun, wenn du's nicht weißt, Aubry, will ichs dir sagen: Strafe müssen sie zahlen, und die muß ich zahlen.“ Und damit gab er dem Aubry eine Geldsumme für seine Kinder.

Er war gegen die Armen überall sehr wohlthätig. Nur was von dem, so er Bedürftigen jährlich mittheilte, bekannt war, belief sich über hunderttausend Thaler. Seine Gemahlin war ihm darin gleich. Man berechnet, daß Beide binnen sechs Jahren auf solche Weise 1,388,851 Fr. ausgegeben haben. Die Summe war für einen Fürsten bedeutend, der nicht einmal soviel Einkünfte hatte, als mancher General, Banquier oder Güterbesitzer. Beide begaben sich oft selbst in die Hütten der Armuth.

Eines Tages geht er über den Kohlendamm in Paris. Er sieht da Köhler, die einen ihrer

Kameraden zurückhalten, der sich mit Gewalt in den Seinestrom stürzen will. Der Prinz drängt sich durch, fragt, was es gebe, und hört, der Köhler sei Familienvater und wegen Verlust von vierhundert Franken in Verzweiflung. Sogleich schickt der Herzog seinen ihn begleitenden Aide de Camp in den Palast, läßt vierhundert Franken holen, gibt sie dem Unglücklichen und geht davon. Die Köhler erfuhren erst hintennach, daß ihr Wohlthäter der Neffe des Königs sei. Dankbar begleiteten sie nachher, als er begraben ward, alle seinen Leichnam zur Ruhestätte.

Er soll Ahnungen von seinem nahen Tode gehabt haben, sagt Chateaubriand; es sollen ihm mehrere drohende Zettel ohne Namensunterschrift zugekommen sein. Wie dem auch sei, es ist bekannt, wie er am 13. Februar 1820, indem er aus der Oper ging und seiner Gemahlin in den Wagen steigen half, von dem schändlichen Meuchelmörder Louvel den Todesstoß empfing. Chateaubriand findet die Zahl 13 für den Herzog von Berry schicksalsvoll, wie es die Zahl 14 für König Heinrich IV gewesen.*) Doch ist es dem Vicomte nicht gelungen, mehr Dreizehnen herauszubringen, als den 13. April 1814, da sich Berry nach Frankreich begab, den 13. Juli 1817, da ihm die erste Tochter, den 13. Sept. 1818, da ihm die zweite geboren ward, die beide nicht lange lebten, und den 13. Februar 1820, da er getödtet ward.

r. Anfangs, als er den Dolchstich empfangen, glaubte er nur durch unvorsichtigen Stoß eine Quetschung erhalten zu haben; wie er aber das Heft des Dolchs aus der Wunde ragend fühlte, schrie er mit Entsetzen: „Ich bin ermordet; der Mensch hat mich getödtet!“ — „Sind Sie etwa verwundet?“ fragte ihn der neben ihm stehende Graf Mesnard. „Ich bin des Todes!“ rief er mit starker Stimme: „ich bin des Todes! Ich halte den Dolch!“

Als er beim ersten Verband wieder zu sich selber kam, und erfuhr, sein Mörder sei ein Franzose, sagte er nur: „Es ist doch hart, von der Hand eines Franzosen zu sterben!“ — Die Wunde war unheilbar und tief. Der Dolch war äusserst spitz, sechs bis sieben Zoll lang, dünn, zweischneidig, bis ans Heft hineingegangen. Der Prinz litt ungemeine Schmerzen; er glaubte fast, der Dolch sei vergiftet gewesen. Mit religiöser Ergebung in den Willen Gottes litt er; bat er selbst um Gnade für seinen Mörder, der ganz trocken erklärt hatte, daß, wenn er entkommen wäre, er sich schlafen gelegt, und folgenden Tags den Herzog von Angouleme ermordet haben würde, um das Bourbonengeschlecht in Frankreich ganz auszutilgen.

Paris erschrak, als am Morgen Berry's Tod kund ward. Chateaubriand erzählt: mehrere Personen starben bei der Nachricht plötzlich und Priester fielen vor dem Altar um. Besonders

*) Man rechnete dazu so: Heinrich IV war den 14. Dez. geboren, starb den 14. Mai; hatte 14 Namen im Buchstaben; hatte viermal 14 Jahre, viermal 14 Tage und 14 Wochen gelebt; war von Jean Chatel im Jahr 1594 gerade 14 Tage nach dem 14. Dez. verwundet, zwischen welcher Zeit und dem Todestage 14 Jahre, 14 Monate und 14 mal fünf Tage verflossen; die Schlacht bei Ivri gewann er am 14. März; er wurde 14 Tage nach dem feierlichen Krönungszuge der Königin getödtet; Ravaillac wurde 14 Tage nach dem Tode des Königs hingerichtet u. dgl. m.

heftig war der Schmerz in der königlichen Familie. Die junge, tugendhafte Wittwe schnitt ihr Haar ab und gab es der Frau von Gontaud, indem sie sagte: „Nehmen Sie die Haare, die mein Mann sonst so sehr liebte. Geben Sie sie einst meiner Tochter, damit sie erfahre, ihre Mutter habe sie sich am Todestage ihres Vaters abgeschnitten."

Mannigfaltiges.

Aus Frankreich.

Stand der Parteien im Sommer 1820. Die Sitzungen der gesetzgebenden Kammern seit 1814. — Was hätte geschehen sollen. — Die Sicherheit und die Gefahren der Dynastie.

Die Ueberlieferungen haben im verflossenen Jahr (Jänner 1819) über den Stand der politischen Parteien nach der Räumung Frankreichs von fremder Besatzung, einige Betrachtungen geliefert, denen die gegenwärtigen als Fortsetzung dienen mögen.

Die gesetzgebenden Kammern sind der Standpunkt, von welchem aus die Verhältnisse betrachtet werden, um deren Würdigung es hier zu thun ist. In der ihnen durch die Initiative der Regierung ertheilten Leitung mußte die Weisheit oder der Unverstand der erstern sich darstellen; ihre Erörterungen boten den Maasstab für die Höhe des Parteigeistes dar, und die Ergebnisse derselben mußten entweder Ausgleichung oder Verwirrung in die staatsthümlichen Einrichtungen bringen, welche ihrer Natur nach und alsobald entweder beruhigend oder erschütternd hinwieder auch in Geist und Thun der Menschen übergingen. Darum gibt die Uebersicht der Sitzungen seit 1814 den richtigsten Aufschluß über so viele beklagenswerthe Erscheinungen des Augenblicks, und schwerlich konnte Verderblicheres und für Frankreichs Ruhe Nachtheiligeres geschehen, als was in den Verhandlungen über das Wahlgesetz die Unentschlossenheit und der Wankelmuth des Ministeriums gethan hat.

Die Ausnahme-Gesetze halten hiermit Schritt, und ihre nächste, ohne Zweifel auch die bedeutendste und folgenreichste Wirkung ist diese, daß sie das öffentliche und offenbare Leben der Parteien unterdrückt und an seine Stelle eine geheime Wirksamkeit und geheime Verbindungen gebracht haben, die jenem im Verhältniß des Bösen zum Guten gegenüber stehen und nur giftige Früchte zeitigen mögen.

Diese giftigen Früchte sind es aber, welche die Partei der Ultra, als diejenige, die sich ungefähr allein nur des über das Thun aller Parteien geworfenen Schleiers erfreut, für ihre Zwecke eben so sehr bedarf, als benutzt; sie sind es, welche vereinzelte Menschen oder Vereine von Parteigängern, die von blinder Leidenschaft getrieben oder durch arglistige Verkehrtheit bearbeitet werden, zu Aufständen und Mordanschlägen verleiten, wodurch die königliche Familie

in beständiger Furcht und Schrecken soll erhalten und dahin gebracht werden, sich der Faktion unbedingt in die Arme zu werfen, welche die Restauration der Gewalt, der Anmaßungen und der privilegirten Kasten heischt.

Die treulos vorbereiteten und herbeigerufenen Gefahren der Dynastie sind die große Waffe, deren sich die Faktion, von der in der That allein nur dem Thron und der Nation Gefahr droht, für die Erreichung ihrer Absichten zeither mit einem Erfolge bedient hat, welcher neue und furchtbare Stürme herbeirufen kann, dann aber freilich auch zu ganz andern, als den von blinder Leidenschaft und Selbstsucht geträumten Ergebnissen führen würde.

Es sind übrigens die nachfolgenden Betrachtungen die wichtigsten Abschnitte und der wesentliche Inhalt der neuesten Schrift des gewesenen Erzbischofs von Mecheln, des Herrn de Pradt; dieselbe führt den Titel: De l'affaire de la loi des élections (Paris 1820. 307 S. 8.), und sie ist bekanntlich in Beschlag genommen, dem Kriminalrichter übergeben, vor dem Assisengericht des Seine-Departements beurtheilt, und ihr Verfasser durch Entscheidung des Geschwornen-Gerichts freigesprochen worden. Die hier ausgehobenen Abschnitte enthalten auch die Stellen, welche die Anklage begründen sollten; man mag daraus die Klugheit der Klage beurtheilen! Was die Schriften des Hrn. von Pradt betrifft, so sind ihre Vorzüge und Gebrechen, ihre guten und schlimmen Eigenschaften sattsam bekannt: Menschenkenntniß und Scharfsinn und ein meist richtiges Urtheil mögen denselben nicht abgesprochen werden, und sie sichern ihren Werth, wie sehr dieser auch durch Geschwätzigkeit, Flüchtigkeit und sorglose Schreibart (anderer Sünden hier nicht zu gedenken) gefährdet ist.

U.

Die Sitzungen der gesetzgebenden Kammern seit 1814.

Die Kunst ist schwierig, die Erfahrung lang und das Leben kurz. Mit diesem Ausspruche hat der Vater der Heilkunst, der göttliche Hippokrates, seine unsterblichen Werke eröffnet. Es kann nichts Treffenderes gesagt werden; und wofern Alles in der Kunst der Aerzte eben so klar wäre, würde der Vorwurf, daß sie auf Muthmaßungen beruhe, dieselbe nicht treffen.

Das Leben ist kurz; wenn dieser Bescheid betrübt ist, so erscheint er eben so belehrend, als zuverlässig. Weil sie so schnell vorüberflieht, diese unwiederbringliche Zeit, dieser Erzdieb, wie sie vom Fürsten der Fabeldichter genannt wird, müssen wir wenigstens trachten, sie wohl zu benutzen, und wenn sie nicht mag zurückgerufen werden, soll hingegen eine sorgfältige Nachrechnung aus der Vergangenheit Vortheil für die Zukunft ziehen; darum wollen wir jetzt rückwärts schauen und prüfen, ob, wieviel und warum, zufällig oder anderweitig, uns von unserer Zeit etwa sei gestohlen worden.

Es ist diese Prüfung ein ernsthafteres Geschäft, als auf den ersten Anblick scheinen möchte. Sechs Jahre sind seit der Restauration verflossen; es waren sechs harte, leidenvolle Jahre, aus denen vermuthlich noch viel anderes Mißgeschick hervorgehen wird. Laßt uns sehen, wie sie auf einander folgen und einander erzeugt haben.

Welch' einen großen Theil dieses Zeitraums befassen die Erörterungen der Ausnahme-Gesetze und ihre Mißhandlungen! Wie viele Zeit haben die endlosen Erörterungen des Wahlgesetzes den Sitzungen der Legislatur geraubt! Um darüber Gewißheit zu erhalten, darf man nur rechnen; es ist dieses Fach unserer politischen Bilanz merkwürdig genug, und es steht dasselbe mit unserer wirklichen Gesammtlage in genauem Zusammenhange.

Im Jahr 1814 dauerte die Sitzung ununterbrochen vom 4. Juni bis zum 20. März. Vier lange Monate wurden auf Erörterungen der Preßfreiheit und darauf verwandt, den Artikel der Verfassung, das Wörterbuch der Akademie und den Gesetzvorschlag in Einklang zu bringen. Etwas kläglich Possierlicheres läßt sich kaum denken, als die Anstrengungen des Ministeriums, von welchem der Vorschlag ausging, um durchzusetzen, daß Einhalt thun (réprimer) zuvorkommen (prévenir) bedeute, und daß zuvorkommen sagen wolle Einhalt thun. Was die Akademie, welcher die Obhut der Sprache anvertraut ist, immerhin dagegen einwenden mochte, der Minister bestand auf seinem Satze, und um dem Streite ein Ende zu machen, ward ein Vergleich nothwendig. Diesem zufolge sollten die Maschen des Zensurnetzes nur die kleinen Fische der Literatur, die Flugschriften, einfangen; wogegen Alles, was sich zur Würde eines Bandes erheben mochte, freien Durchgang erhielt, und im Gros (à la grosse) zu denken oder zu schreiben erlaubt ward. Glücklich, wer lang und viel, beim Gewicht und bei der Elle zu sprechen die Gabe hatte. Die Langeweile der Leser ward doch immerhin der Schriftsteller Schutzwehr.

Im Jahr 1815 sind es die Gesetze zeitlicher oder fortdauernder Aechtung, die Prevotalgerichte und die Ausnahmegesetze, welche ungefähr die Hauptgeschäfte der Kammer bilden. Ich erinnere mich nicht, daß in dieser ganzen Zeit Gesetze von großem und wohlthätigem Zwecke für das Gemeinwesen seien vorgeschlagen worden; Alles drehte sich im Kreise der Ideen des Augenblicks, wie sie von den Urhebern und Bewunderern des Vive le Roi, quand même . . . zu erwarten waren. Frankreich hatte das unselige Glück gehabt, zu finden, was unauffindbar hätte bleiben sollen. Die Vorgänge bis zur königlichen Ordonnanz vom 5. September, dieser Restauration in der Restauration, sind übrigens sattsam bekannt.

In der Sitzung von 1816 ward die Berathung des Wahlgesetzes eröffnet; sie nahm unmäßig viele Zeit weg. Das Jahr 1817 verstrich unter der Herrschaft der Ausnahmegesetze.

Mit der Sitzung von 1818 kündigten sich die Angriffe auf das Wahlgesetz an; noch waren es nur Drohungen. Das Ministerium, von dem sie ausgingen, mochte sich nicht erhalten; seine Nachfolger unterstützten denjenigen Theil des Ministeriums, welcher sich dem Angriffe widersetzt hatte. Barthelemy's Vorschlag, welcher in der Pairskammer siegreich gewesen war, unterlag in der Kammer der Abgeordneten: alle darüber entstandenen unruhigen Bewegungen dauerten vier Monate; die wirkliche Sitzung eröffnete sich nur ungefähr um die Mitte März; die Erörterungen über die Preßfreiheit dauerten bis Mitte Mai: sechs Monate waren durch Verschub und Minister-Aenderungen, in Angriff und Vertheidigung des Wahlgesetzes und der Preßfreiheit

verstrichen. Die vielen und langen Erörterungen über beide Gegenstände machten die Annahme des Budiet erst zu Ende Heumonats möglich.

Im Jahr 1819 begannen nochmals die Angriffe auf das Wahlgesetz, und bald auch jene auf die Preßfreiheit und die persönliche Freiheit; aber diesmal kam, merkwürdig genug, der Angriff von der nämlichen Hand her, welche früher die Vertheidigung geführt hatte. Das Ministerium spaltet sich jetzt abermals; drei Monate verfliessen in Waffenrüstungen und Angriffsplanen; ein schreckliches Ereigniß fällt dazwischen und entscheidet den Ausbruch; aber das Springen der Mine trifft auch den, der sie angelegt hatte; der Häuptling des Angriffskorps wird durch eben denjenigen ersetzt, welchen er vor ein paar Monaten um der nämlichen Sache willen entfernt hatte; das Werk überlebt jedoch zum Theil den Werkmeister; seine Ansichten werden im Wesentlichen befolgt, und sechs Monate der Sitzung sind nachmals auf Erörterungen über die Presse, die persönliche Freiheit und das Wahlgesetz verwandt. Man findet sich in diesen Kreis gebannt und das Leben vergeht im Für- und Widerreden, im Ja und Nein sagen, im Ablösen und Wiederaufnehmen der Ketten.

Somit ergibt sich, daß von sechs Sitzungen, welche über drei Jahre Zeit füllen, beinahe zwei Jahre auf jene drei Fragen verwandt wurden. Der reine Ertrag für die Franzosen aber war, von sechs Jahren vier unter der Schickung der Ausnahmegesetze zu leben; sie befinden sich immer noch in dieser Lage, und eine ihren Wünschen wenig entsprechende Aenderung des Wahlgesetzes ist neuerlich hinzugekommen. Was die Dauer der Ausnahmegesetze betrifft, so hängt diese von denen ab, welchen man ihr Geschenk zu verdanken hat; das Schicksal des französischen Volks hängt von einer Stimme und von einer Mehrheit ab, die denen, welche jene Gesetze beibehalten wollen, nur geringen Widerstand leistet. Ich spreche von der Zukunft, während mir die Gegenwart vor Augen liegt; wer mich Lügen strafen will, der muß sich an diese halten.

Welch' ein Gebrauch der Zeit ist dies aber, und wie abstechend von dem, was man erwarten konnte und erwarten durfte! Was ist inzwischen aus so viel dringenden, für unsern wahren Vortheil, für den Ersatz so vielen erlittenen Schadens, für die Befestigung unserer Institutionen, für die Sicherung unsers Wohlstandes hochwichtigen Vorwürfen geworden? Wie viel Stoff schmerzlicher Reue liegt in all' diesen Betrachtungen! Wer den Standpunkt, von dem wir ausgingen, mit demjenigen vergleicht, auf den wir gesunken sind; was so leicht erreicht werden konnte, mit dem, was so mühsam und nachtheilig geschehen ist: der muß wohl zuverlässig den Verlust einer so kostbaren Zeit beklagen, welche auf die stets wiederholte Erörterung der nämlichen Fragen verwandt ward. Es läßt sich nämlich in Wahrheit sagen, unser staatsthümliches Leben habe seit 1814 auf den Erörterungen über die drei Fragen, der persönlichen Freiheit, der Preßfreiheit und des Wahlgesetzes, beruht. Was sind, während dieser Zeit, aus des Staats äusserm Ansehen, der Tochter und Zeichen der Macht, aus Handel und Reichthum geworden und aus der Harmonie mit der allgemeinen Weltbewegung, in deren Mittelpunkt wir uns befinden, über welche die Einen lachen, während die Andern sich darüber ärgern, die von

Allzuvielen verkannt wird und die doch Alle mit sich fortreißt? Was ist aus all' diesen Eigenschaften, den nothwendigen und rühmlichen Begleitern großer Staatsgesellschaften, geworden? Was bleibt, neben jenen endlosen Erörterungen, den ohnedies durch viele andere Dinge zerstreuten Ministern für Zeit übrig? Wäre diese so unglücklich verwandte Zeit auf wahrhaft gemeinnützliche Gegenstände verwandt worden, was hätte alsdann Frankreich gehindert, sich in seiner vollen Kraft und ausgerüstet mit allen seinen Hilfsmitteln, zu entwickeln? Wer mag sagen, daß ohne jene Erörterungen die französischen Staatspapiere nicht, gleich denen von Sachsen und Dänemark, ihren Nominalwerth erreicht oder überstiegen, und von 73 und 74 auf 100 angestiegen wären? Jene elenden Erörterungen waren es, die diesen Schwung des Staatsvermögens wesentlich gehindert haben, und ihre Urheber wußten nicht, wie theuer ihre Unbedachtsamkeit dem Vaterlande zu stehen komme, indem ja durch zuverlässige Rechnung *) gezeigt worden ist, daß jeder Franken der versicherten Staatsschuld (tiers consolidé) einen Werth von achtundzwanzig Millionen Franken darstellt. Sechsundzwanzigmal achtundzwanzig Millionen geben nun aber die Summe von siebenhundert achtundzwanzig Millionen, welche den Werth von zwei oder drei europäischen Reichen übertreffen. Demnach dann ist Frankreich um siebenhundert achtundzwanzig Millionen ärmer geworden, weil man allerdings um so vieles ärmer wird, als man von dem verliert, auf dessen Besitz man Befugniß und Macht hatte. Welch' eine Einbuße des öffentlichen und Privat-Vermögens, die durch zahllose Zwischenkanäle stets untereinander zusammenhängen!

Eine weitere Folge dieses Geschäftsganges war, daß das Budget alljährlich auf das Ende der Sitzung, wo Jedermann lässig und müde geworden ist, verschoben blieb; daß die Abgaben-Listen kaum vor Ende des Jahres zu Stande kommen; daß die Versammlungen der Kreis- und Departements-Verwaltungen gleichfalls nur sehr spät zusammentreten; daß die Hälfte der Jahreseinkünfte ausgegeben ist, noch ehe sie bewilligt ward, und daß bei eintretender Steuerverminderung die Pflichtigen in dem Jahr, wofür sie bewilligt ward, keinen Genuß davon haben, wie dies im Jahr 1819 der Fall gewesen ist. Dies Alles erscheint in der wirklichen Lage der Dinge sehr gewichtig, und der Nation müßte ein beförderliches und erleichtertes Budget ungleich erwünschter sein, als alle möglichen Ausnahmegesetze.

Was hätte geschehen sollen.

Der Staatsverwaltung stehen zwei Bahnen offen; die eine ist die gemeine und gewohnte, wo Gewalt und Strafen als Hauptmittel gebraucht werden und wo dem Schlimmen Schlimmes hinzugefügt wird; die andere, leider weniger benutzte, wendet ein einsichtiges Verfahren an, wobei auch aus dem Schlimmen sogar Gutes erzielt wird.

In der jüngsten Zeit war es das Wahlgesetz, das man als den Hauptsitz oder die Quelle

---

*) Rede des Hrn. Benjamin Delessert in der Diskussion über das Budget.

alles Uebels darzustellen versucht hat. Es ist das Mißverhältniß der allzuvielen kleinen Eigenthümer gegen die grossen, welches gerügt ward, und dies Mißverhältniß verlangte man zu ändern. Dazu, scheint es, konnte man auf einem gar viel einfachern Wege gelangen, als der vorgeschlagene einer direkten Ausschliessung von achtzigtausend Wählern war; man hätte, däucht mir, ein leichtes Mittel, auch zur Entschädigung des verlierenden Theils, in der Verminderung der Abgaben gefunden. In dem Verhältniß, wie die Abgaben sich vermindern, muß nämlich auch die Zahl der Wähler abnehmen, und je weiter jene vorrückt, desto bedeutender wird die Verminderung derjenigen kleinen (zum Wahlrecht Befugniß gebenden) Besitzungen sein, welche die Masse bilden, über die man Klage führt. **Die zu vielen Wahlmänner beruhen auf den zu hohen Abgaben.**

Wie soll man aber die Abgaben vermindern? Durch Ersparnisse in den Ausgaben. Wie mögen aber Ersparnisse geschehen? Nichts ist dringender und leichter zugleich; als ergiebige Quellen so wohlthätiger Besserungen bieten sich folgende dar: Die Höflinge und die Collateral-Höfe sind zwei mit der stellvertretenden Regierung unverträgliche und die innern Zwiste mächtig unterhaltende Dinge . . . Die fremden, ohne Bewilligung der drei Zweige der Gesetzgebung sich in Frankreich aufhaltenden Truppenkorps sind mit der repräsentativen Verfassung eben so unverträglich. Jede Ausgabe, die durch Beamte geschieht, welche die Verfassung nicht anerkennt und die keiner Verantwortlichkeit unterworfen sind, wie der Groß-Almosenier von Frankreich, ist es nicht minder. Der Stand der Armee erscheint entweder allzuschwach oder allzustark; zu schwach für das, was gefürchtet werden könnte, zu stark für das, was zu fürchten übrig bleibt; zu schwach für die Lage von Europa vor 1819, zu stark für diese Lage im J. 1820. Einhundert und fünfzig Millionen Franken müssen ohne Zweifel für geraume Zeit dem Jahresbedarf der französischen Kriegsmacht entsprechen. Das neue Militär-Budget der europäischen Staaten ist am 1. Jänner 1820 durch die spanische Armee auf der Insel Leon festgesetzt worden. Vom See- und Kolonial-Wesen muß das erste geprüft und ausgemittelt, das zweite völlig umgeschmelzt werden, weil die Kolonien sich gänzlich verändert haben. Ich bin der Meinung, die Kolonial-Ausgaben könnten um die Hälfte vermindert werden; was man darüber schwatzen gehört hat, ist beinahe Alles lauter Unsinn. Auch die Ueberschläge derer, die zum Behuf des Seehandels eine Seemacht verlangen, möchte ich mindern lassen.

Die innere Verwaltung kann allerdings ebenfalls einige Ersparnisse darbieten; doch werden dieselben von keinem großen Belange sein; denn ich bin so einfältig nicht, die Finanz-Restauration eines Landes, dessen Gesammtabgaben auf eine Milliarde ansteigen, in der Einziehung oder Verminderung etlicher hundert Schreiber zu suchen, die meist Familienväter sind, und wenn sie keine Einnahme mehr haben, auch keine Ausgaben bestreiten können, wobei man auf einer Seite fast eben so viel einbüßt, als auf der andern gewinnt. Die Neigung, sich auf eine dürftige Klasse zu werfen, deren Verlust dem Staate selbst nie Gewinn bringen mag, ist ein

trauriger Beweis von beschränkten und kleinlichen Ansichten; die wahrhaften Ersparnisse mögen nur in großen Verhältnissen gefunden werden.

Die auf Verbesserungen berechneten Ausgaben im Innern erheischen eher noch Erhöhungen als Verminderungen. Aber ohne die angedeuteten Mittel zu erschöpfen, lassen sich fünfzig Millionen Franken unschwer gewinnen, da der Krieg für sich allein deren sechsunddreißig liefern kann. Diese Summe mit den neunzehn Millionen Steuernachlaß vereinbart, die im J. 1819 sind beschlossen worden, vermindert die das Wahlrecht ertheilenden Abgaben um ein Sechstheil, und sie trifft die kleinen Besitzungen ungleich mehr, als die großen, indem die dreihundert bis tausend Franken zahlenden Steuerpflichtigen 71892 Wähler liefern. Die Steuern von zwanzig bis dreihundert Franken treffen zwei Drittheile des Eigenthums; indem also die Steuerverminderung eine große Zahl Eigenthümer wieder jenseits der Scheidungslinie zurückschiebt, vor welcher die Wahlfähigkeit ihren Anfang nimmt, so muß sich daraus nothwendiger Weise eine ansehnliche Verminderung der Wähler ergeben.

Man darf annehmen, die erleichterten Steuerpflichtigen werden sich über den Verlust ihres Wahlrechts trösten, und der Eigenthümer werde den dem Wähler angebotenen Ersatz nicht ausschlagen. Für die Staatseinkünfte wird diese Verminderung der Grundsteuer auch nicht überall verloren gehen, indem das Volk bei größerm Wohlstande durch vermehrte indirekte Steuern den Abgang der direkten zum Theil wieder ersetzt, während übrigens die verminderten Ausgaben bereits schon den Abfall der Einnahmen decken.

Noch sind andere Mittel mehr vorhanden, wodurch die so viel Besorgniß erregende Masse der Wähler vermindert werden kann. Man dehne die gesetzlichen Unvereinbarkeiten aus, und begreife darin die öffentlichen Beamteten und alle durch ihren Stand abhängigen Personen; man wende die ausschliessenden Gesetze Englands an. Die Cortes haben im Jahr 1812 verständiger gehandelt, als wir in den Jahren 1814 und 1817. Zunächst schliesse man die Pairs von den Wahlversammlungen aus. In England ist jede Wahlhandlung ohne anders nichtig, bei welcher ein Pair zugegen gewesen wäre; kein Lord und kein Statthalter einer Grafschaft kann daselbst Wähler sein, und ein Einnehmer öffentlicher Gelder würde für jede Theilnahme an den Wahlen mit hundert Pf. Sterl. und lebenslänglicher Ausschliessung von allen Stellen gebüßt. Man findet in diesem Lande Gewährleistungen für das, was derselben werth ist; darum halten dann aber die Sachen dort auch.

Die Wahlen sind übrigens weder die erste, noch die einzige Quelle des Uebels, das ihnen Schuld gegeben wird; es sind dieselben vielmehr nur das Ergebniß einer falschen Stellung und einer Regierung, die ihrer Aufgabe nicht gewachsen ist. Darum versetze man sich selbst in die richtige Stellung und bringe auch die Regierung in den Standpunkt, welchen sie einnehmen soll. Das Uebel deutet sein Heilmittel an. Dieses mag nicht im Wahlgesetz gefunden werden, weil auch jenes nicht darin liegt. Anstatt also sich mit Aenderung des Wahlgesetzes zu beschäftigen, wäre unstreitig besser gethan, die Gesammtstellung und den Gang der Verwaltung ins

Auge zu fassen, und wenn die ganze Einrichtung fehlerhaft und unvollständig ist, soll man den Muth haben, dieselbe zu bessern und zu vervollständigen. Ein fester, entschlossener, die Gemüther ergreifender Gang müßte beruhigend wirken und würde die mannigfaltigen Nachtheile nicht mit sich führen, welche die ganz einseitige Maasnahme einer neuen Bearbeitung des Wahlgesetzes herbeigeführt hat, der nebenbei solche selbstsüchtige und Parteizwecke zum Grunde zu liegen schienen, die unmöglich eine, sei es dem neuen Gesetze, sei es seinen Urhebern, günstige Stimmung herbeirufen konnten.

Die Sicherheit und die Gefahren der Dynastie.

Sein oder nicht sein: die Dynastie ist verloren, wenn die vierte Abtheilung der Kammer der Abgeordneten eintrifft; ändert das Wahlgesetz, da finden sich Krankheit und ihr Heilmittel beisammen! Es haben die Herren Lainé, de la Bourdonnaye und Sallaberry dies gesagt, und hätten sie es nicht auf der Rednerbühne ausgesprochen, so hätte man die gleichen Aeusserungen sonst auch zur Genüge gehört. Es müssen dieselben zu ernsten Betrachtungen Anlaß geben und sie mögen gerechte Klagen begründen, welche hier gegen das Königthum selbst, gegen die, so dasselbe gefährdet glauben können, und endlich auch gegen jene, welche die thörichte Anmaßung haben, sich für gefährliche Wesen zu halten, sollen vorgetragen werden. Ich gehe dabei von der Natur der Königswürde, von dem eigentlichen Zustande Frankreichs und von der Ohnmacht jeder Art legaler und illegaler Verschworner aus. Nachher will ich von den möglichen Gefahren des Königthums sprechen, und zuletzt untersuchen, inwiefern die Abänderung des Wahlgesetzes jene Gefahren, wofern sie wirklich vorhanden wären, abzuwenden vermöchte.

Das erste Bedürfniß der Königswürde ist Vertrauen in sich selbst; damit Andere Zutrauen fassen, muß man solches erst selbst zu Tage legen, und eine Ankündigung möglicher Gefahren führt die wirklichen herbei. In der That aber haben die Königswürde und die Dynastie sehr gewichtige Gründe, um sich beruhigt und gesichert zu halten.

Das Königthum ist das erste Bedürfniß des konstitutionellen Frankreichs, und das Gefühl dieses Bedürfnisses ist auch vorherrschend in Frankreich. Gleichmäßig verhält sichs mit der Dynastie. Die Nothwendigkeit hat ihre Rückkehr begründet; ich bin dabei gewesen und ich habe es gesehen. Sie hat viel von ihren Rechtstiteln gesprochen, und sie hätte mehr von unsern Bedürfnissen sprechen sollen. Wäre sie nicht in der Nähe gewesen, man hätte sie aus der Ferne geholt. Es verräth geringe Kenntniß menschlicher Verhältnisse, zu glauben, man hätte ihr Ersatzmänner geben können. Napoleon war hellsehender, und er hat lange vor seinem Sturze, den er voraussah, die Zurückrufung der Dynastie als das einzige, die gemeinsame Ruhe von Frankreich und Europa sichernde Mittel anerkannt. Frankreich ward instinktmäßig auf eben diese Wahrheit geleitet; sie drückte sich, sobald die Umstände es erlaubten, auf mannigfaltige Weise aus, und die Nebel, welche seither die Wahrheit verhüllt haben, mögen dieselbe nicht zerstören. Es gab hundert Mittel, um das, was in der Sache Schlimmes liegen konnte, zu

verhüten oder zu zerstören. Ein kräftiger Arm am Steuerruder erhielt uns das Gute allein nur und vollständig. Es gilt aber von Frankreich, was der Dichter von Rom gesagt hat:

Nimium vobis, romana propaga
Visa potens, superi, propria haec si dona fuissent.

Weil indeß die Vergangenheit nur noch als Beispiel und Lehre dienen kann, so bleibt anders nichts übrig, als die Gegenwart und die Zukunft ins Auge zu fassen und sich mit dieser zu beschäftigen.

Die Erhaltung der Dynastie ist in derjenigen der öffentlichen Ruhe einbegriffen, wie die öffentliche Ruhe in der Aufrechthaltung der Dynastie. Es sind dies zwei untrennliche, in einander verschlungene Dinge. Wird jene Ruhe gestört, so trifft die Störung auch die Dynastie; wird die Dynastie erschüttert, so ist die Ruhe dahin, und wo soll die Aenderung still stehen? Aus diesem Standpunkte allein schon darf die Dynastie sich gesichert achten und ihren Feinden Trotz bieten, wofern sie deren hat.

Die Besorgnisse, welche die Dynastie hegt, man muß es ihr und Frankreich zu lieb sagen, zumal beide nicht von einander getrennt werden mögen, rühren von ihrem irrigen Stützpunkte her. Sie will für sich bestehen, und ist doch nur ein nothwendiges Glied; sie fühlt sich durch eine leidenschaftliche Liebe geschmeichelt, die, wie alle Leidenschaft, wandelbar ist, und sie strebt nicht hinlänglich nach vernünftiger Liebe, welche dauerhaft und fest steht, wie die Vernunft selbst. Ein vernünftiger Franzose liebt die Königswürde nicht durch wandelbare Herzensgefühle geleitet, wohl aber mit der festern Kraft der Vernunft.

Die Besorgnisse der Dynastie rühren von dem einer neuen Art der Schmeichelei geschenkten Zutrauen her, die darin besteht, daß dem Fürsten gesagt wird, man wolle seiner nicht und sein Thron sei von Feinden umgeben. Kalter Schweiß träufelt von der Stirne der Höflinge, sie geben sich unendliche Mühe, ihre inwohnende Furcht zu verbreiten und zur Seuche zu steigern, und jemehr sie zittern, für desto sicherer halten sie sich. Diesen tapfern Leuten muß man sagen, daß eine einzige Zeile der Rede des Hrn. Royer-Collard, worin die Königswürde als Gewährleisterin von Frankreichs politischen Einrichtungen dargestellt wird, dem Throne mehr Sicherheit und Schutz gewährt, als jene Leute alle, die immer nur bedacht sind, recht schnell die Schloßgitter zu schließen und die Wachen zu verdoppeln. Meines Erachtens müßte die größte Gefahr für die Dynastie aus dem Mangel an Selbstvertrauen in ihren Bestand, aus dem Mißtrauen in ihre rechtmäßige Stärke und aus den durch eigene Furcht geweckten Besorgnissen über ihr Verhältniß hervorgehen. Der Monarch darf nie in zweideutiger Stellung erscheinen; unter dem gemeinsamen Schutze Aller muß er jederzeit fester, als alles Uebrige, sich darstellen.

Diejenigen, welche Besorgnisse für das Königthum zu Tage legen, scheinen mir hinwieder die Sache nicht gründlich genug überdacht zu haben. Eine Institution, wie das Königthum ist, wird in einem Tage weder zu Stande gebracht, noch erschüttert; sie trägt etwas von der Natur der Säulen des Herkules an sich; gleichmäßig verhält sichs mit der Dynastie. Beide

hängen mit so viel andern Dingen zusammen und sind so tief gewurzelt; eine Aenderung beeinträchtigt so vielerlei Interessen, schreckt und bekümmert so viele Gemüther, bedroht so viel Aufrechtstehendes mit Umsturz, öffnet Aussichten in eine so ferne und ungewisse Zukunft, daß dieselbe jederzeit ein Geschäft von unermeßlichem Umfange ist. Die Gesellschaft wird dadurch in ihrer Wurzel der Stetigkeit angegriffen; um aber diese wieder herzustellen, bedarf es einer längern Zeit, als die Bedürfnisse der Gesellschaft einräumen können. England stellt ein furchtbares Beispiel hievon dar. Von 1688 bis 1740 waren zweiundfünfzig Jahre unter glorreichen, glücklichen und ruhigen Regierungen verstrichen. Das Haus Hannover konnte sich fest begründet achten, als plötzlich ein neuer Angriff die Eitelkeit dieses Vertrauens darthut, die Nothwendigkeit bewaffneter Vertheidigung eintreten läßt, und auf dem Schlachtfelde von Culloden ein unentbehrlicher und nochmaliger Sieg die endliche Gewährleistung verschafft.

Ein Fürst kann auf mancherlei Weise seine Krone brechen; wie Viele aber gibt es, um ihm solche zu entreissen? Napoleon hat die seinige gleichsam muthwillig gebrochen; wessen Hand hätte an seine Stirne gereicht, um sie ihm abzunehmen? Das Beispiel Ludwigs XVI thut nichts zur Sache; damals handelte sichs um eine völlige Staatsumwälzung. Der Starrsinn und die Ungeschicklichkeit, womit eine fehlerhafte Staatseinrichtung und Verwaltung vertheidigt wurden, haben die Katastrophe herbeigeführt. Es hat dies mit den Verhältnissen der Gegenwart nichts gemein; selbst damals war das Königthum in Frankreich zwar verdunkelt, aber nicht vertilgt. Was geschah nicht alles, um dasselbe zu erhalten oder neu zu erringen; wie begierig ward es, sogar unter fremder Gestaltung, wieder aufgenommen, und wie viel mehr noch unter der vormals besessenen?

Sollte Frankreich aber vollends in eines jener morgenländischen Reiche verwandelt sein, wo ein kühner Verschwörer, ein schneller Eroberer, den Palast und den Fürsten angreift, um entweder als Sieger dessen Stelle einzunehmen, oder umzukommen? Sollte Frankreich gar keine Regierung haben? Wäre Frankreich an Hilfsmitteln und Staatsvermögen so entblößt und dürftig, wie Spanien? Gäbe es in Frankreich von einer Grenze zur andern ein solches Einverständniß, wie dasselbe in Spanien sich zu Tage legte? — Wo bleibt dann die Gefahr? In legalen oder illegalen Verschwörern? Unter den ersten sind diejenigen verstanden, die sich gesetzlicher Mittel für unrechtmäßige Zwecke bedienen; die zweiten sind solche, denen keine gesetzlichen Mittel zu Gebote stehen und die auf ihre eigenen beschränkt sind. Wir wollen beide etwas näher betrachten.

An Verschwörungen fehlt es seit einigen Jahren freilich ganz und gar nicht; vielmehr ist der Reichthum daran groß und nicht geringer, als in England unter den drei Stuart, wo aus dem Blute, womit eine Verschwörung gebüßt ward, allezeit wieder eine neue entsproßte. Es hält schwer zu sagen, wer in jenem Zeitraume dem Schaffot entgehen mochte. Es war eine legale Metzelei, die sechszig Jahre andauerte. Es findet sich eine Partei unter uns, die viel auf Verschwörungen hält, der man kein größeres Vergnügen machen kann, als Verschwörungen

anzetteln, und die sich, wenn ihr die Menschen diese Befriedigung nicht gewähren, an die Doktrinen hält.

Unter den illegalen Verschwörungen aber zuerst nun, was finden sich da für Leute? Unbekannte Menschen, ein Pleignier, ein Tolleron. Wer möchte dabei verweilen? Es gehört diese Klasse dem Gebiet der Polizei unmittelbar zu, und der Arm der Gerechtigkeit schwebt allezeit über ihr, um die Schuldigen zu treffen. Gibt es mächtige und berühmte Verschwörer? Wer ist in Frankreich mächtig, ausser dem Gesetz? Von diesem getrennt, gibt es keinen einzigen Menschen, der mächtig heißen könnte, und den Mächtigsten würde der nächste Feldhüter verhaften. Die Berühmtheit hinwieder ist ein Grund mehr, um beaufsichtet zu werden; je höher Einer steht, desto mehr sind die Augen des Publikums und des Gesetzes auf ihn gerichtet. Es war das Meisterstück der neuern Zivilisation, den einzelnen Gliedern des Vereins alle Stärke abzunehmen, um sie auf den Gesammtkörper überzutragen, im Gegensatz mit der Feudalität, welche zur Verstärkung einzelner Glieder den Körper schwächte.

Wo ist unter allen Verschwörern der sechs letzten Jahre einer, welcher nennenswerth wäre? Wo ist einer, der eine Grundlage oder Stütze hatte? Wo hat einer ein Resultat zu Stande gebracht? Ein von gräßlichem Fanatismus beseelter Bösewicht hat eine verruchte That begangen; die sorgfältigste Untersuchung zeigte, daß er allein stand. Etliche von Hunger getriebene Elende versuchen Parodien vom 3. Nivose. Der Schlamm unsrer bürgerlichen Zwiste hat dies Schlangengezücht ausgeheckt. Aehnliche Erscheinungen sind überall zu allen Zeiten im Gefolge politischer Stürme eingetreten. Man beruhige diese, und jene werden von selbst verschwinden. Es ist immer der nämliche Irrthum, welcher begangen wird, indem man die Wirkung für die Ursache nimmt.

In unsern neuen Staatsvereinen, wo jeder Theil mit einer geheimen oder offenbaren Feder der Regierung zusammenhängt, gibt es nur eine einzige Kraft, diejenige der Massen; diese ist unwidersprechlich und alle andern müssen ihr weichen. Die Revolution hat diese Wahrheit bekräftigt; die Individualität ist gänzlich darin untergegangen und kein Individuum mochte Stand halten. Die Massen einzig nur widerstanden und sind aufrecht geblieben. Der Stärkste, welcher unter den Einzelnen vorhanden gewesen ist, hat dieser Kraft der Massen gehuldigt, indem er, freilich allzuspät, ihre Macht anerkannt hat. Die Aeusserungen sterbender Menschen tragen etwas Geheiligtes an sich. Ich kann nicht wieder aufkommen, sagte Napoleon, als er in Fontainebleau der Herrschaft entsagte, ich habe die Völker beleidigt. Die philosophische Masse bewog Ludwig XVI, seine vormalige Macht niederzulegen; durch die populäre Masse war der Sieg der Revolution nach dem 14. Juli augenblicklich zu Stande gebracht. Während zweiundzwanzig Jahren sind die europäischen Individualitäten durch die französische Masse erdrückt worden; im J. 1815 war es hinwieder die europäische Masse, welche die französische Individualität erdrückte. Am 20. März war es die populäre Masse, welche die Königswürde flüchten machte; die europäische Masse wandte sich im Jahr 1815 nochmals gegen Frankreich

und überwältigte es. Die populäre Masse lieh den Cortes das Uebergewicht gegen Ferdinand, und in größerer Entfernung von uns haben die amerikanischen Massen die Macht Englands und Spaniens in der neuen Welt zertrümmert.

Während heutzutage die Stärke sich in den Massen offenbart und die Ereignisse von dreißig Jahren Zeugniß hiefür ablegen, gibt es jedoch Menschen, die, in gänzlichem Widerspruche mit dieser Wahrheit, der Individualität die Stärke beilegen, sich auf einige Vertraute stützen und, auf sich selbst und schwache Umgebungen beschränkt, Anlaß geben, den spöttischen Vorwurf auf sie anzuwenden, welchen August an Cinna gerichtet hat. Der nämliche Irrthum fand bei der Auswanderung statt und ward ihr Verderben; sie hielt sich für mächtig und im Innern unterstützt, sie nahm gleichgesinnte oder aus besondern Gründen ihr zugethane Individuen für die Nation; so oft sie aber mehr oder minder zahlreich wirklich auftrat, fand sie auch anders nichts, als ihren Untergang.

Der gleiche Irrthum herrschte zu eben jener Zeit auch unter vielen Befehlshabern der Armee; sie nahmen andere mit ihnen gleichgesinnte Befehlshaber für die ganze Armee. Im Jahr 1791 hörte ich einen der besten Köpfe jener Zeit, den Hrn. v. Cazales, sich rühmen, er sei der Hälfte der Armee gewiß; es waren die Hauptleute. Etliche Tage nachher stand dieser mächtige Mann ganz allein.

Die Stärke der Staaten ist also auf die Massen beschränkt. Wer leitet aber diese? Wer setzt sie in Bewegung? Wem gehorchen sie? Wie mag man einzeln auf oder gegen sie wirken, in einem Lande, wo von Viertelmeile zu Viertelmeile eine Behörde steht, die mit einem höhern Ringe zusammenhängt, so daß alsbald Alles bis ans Ende der Kette gelangt? Einige in Folge der langgedauerten Stürme unruhige Menschen, denen ihre Unthätigkeit lästig fällt, und die vom gehofften oder wirklichen Reichthum zum Mittelstande gesunken sind, können gemeinsam ihr Mißvergnügen und ihre Klagen laut werden lassen und sich mit chimärischen Hoffnungen ergötzen; es sind dies eitle Tröstungen ihres Leides; wo aber sind ihre Mittel und ihr Anhang? Es sind Offiziere ohne Soldaten, die Niemandem furchtbar sein können; viel eher würde ich Soldaten ohne Offiziere fürchten, weil diese, wie der Sergeant von Straßburg darthun kann, nicht lange auf sich warten lassen.

In diesem Falle also sage ich zu den Einen kecklich: beruhigt euch, die Gefahr ist in weiter Entfernung; zu den Andern: gebt euch mit Verschwörung-Anzetteln nicht ab, ihr lebt in Frankreich; Mächtigere, als ihr seid, sind dadurch zu Grunde gegangen, und um euers eigenen Vortheils willen müßet ihr dem schändlichen Handwerke entsagen. Auf daß die Königswürde ausser aller Gefahr sei, verlange ich nur dies Eine von ihr, daß sie vieles Zutrauen in sich selbst und sehr weniges in ihre hochtönenden Freunde setze; sie würde sicherere Stützen in denen finden, die man ihr als Feinde darstellt; diese sind aber seit 1814 von Leitung der Geschäfte entfernt geblieben, und die Gefahren, welche damals nicht vorhanden waren, sind seither eingetreten.

Wir gehen zu den legalen Verschwörern über. Wo sollen sie herkommen? Aus den Wahlen der vierten Abtheilung in die Kammer der Abgeordneten. Die Antwort liegt zu Tage und die Sache spricht von selbst. Wir wollen jedoch näher untersuchen, wie es sich damit eigentlich verhält.

Wofern die vierte Abtheilung aus Gegnern des Throns und der Dynastie besteht, so müssen demnach die Wähler dies gleichfalls sein; der Schluß ist unvermeidlich, wenn zwischen Ursache und Wirkung ein Verhältniß bestehen soll, und wofern die Wähler nicht gleich übelgesinnt sind, werden sie solche Gewählte nicht senden. Der Gewählte ist immer nur der Stellvertreter der Gesinnungen der Wähler; hierdurch aber dehnt sich die Frage gar viel weiter aus und erhält eine andere Gestaltung; es ist nun nicht mehr die vierte Abtheilung, die dem Throne feindlich gegenübersteht, sondern Frankreich .. Man nehme sich wohl in Acht, und gestehe lieber, daß man entweder Frankreich nicht kennt, oder sich auf die Wahlgeschäfte schlecht versteht.

Wir wollen zu vernünftigern Betrachtungen übergehen. Das Wahre der Sache ist dieses: Die bisherige Mehrheit in der Kammer nimmt von Jahr zu Jahr ab; man berechnete, daß sie durch die vierte Abtheilung vollends auf die andere Seite übergehen würde; das Ergebniß kann nicht ausbleiben, wofern weiterhin drei Liberale gegen Einen von der andern Seite gewählt werden, wie bei den vier letzten Wahlen geschah. Soll nun aber in dieser Verstärkung der liberalen Partei das Verderben der Monarchie gefunden werden, so muß man die Liberalen insgesammt für Feinde der Monarchie und der Dynastie erklären, was die große Mehrheit derselben nicht zugeben, sondern sich vielmehr dadurch im höchsten Grade beleidigt fühlen wird; welches ich von mir selbst abnehme, indem ich recht gut weiß, wie wohl verträglich der sogenannte Liberalismus mit der Anhänglichkeit an Monarchie und Dynastie ist.

Die Uebertragung der Mehrheit auf die liberale Seite ist also die Ursache der Schrecken; und warum das? Weil man wohl fühlt, daß beim Dasein einer liberalen Mehrheit die Regierung einen mehr nationalen, das will sagen, der konstituellen Ordnung gemäßen Gang nehmen müßte. Hierin liegt das eigentliche Schreckbild; man hat einen unrechten Pfad eingeschlagen, man will denselben so spät wie möglich verlassen; dazu ist eine Mehrheit behilflich, welche schlaffer ist, als die erwartete neue, die man um jeden Preis abzuwenden versucht.

Wir wollen offen sprechen und die räthselhaften Worte beseitigen, welche nur Rückgedanken bergen, die zu Tage gefördert werden sollen.

Die Worte Mehrheit und Minderheit sind durch sich selbst bedeutungsleer. Was sollen sie, und was will man damit sagen? Hierum fragt sichs. Eine durch die vierte Abtheilung zu Stande kommende Mehrheit wird drei vorzügliche Ergebnisse herbeiführen.

Zuerst wird sie der Kammer Uebereinstimmung geben, die ihr seit 1816 abging; im Jahr 1815 hatte sie diese wenigstens besessen. Man wird nicht länger eine Versammlung vor Augen haben, die in zwei beinahe gleiche Hälften getheilt ist, bei welchen kaum ein Wort gleichförmige Bedeutung hat; es wird eine wahrhafte, durch Zahl wie durch Uebereinstimmung und Beharrlichkeit

der Meinungen gebildete Mehrheit alsdann vorhanden sein, wogegen man seit 1816 ungewiß war, wo die Mehrheit zu finden, aus welchen Bestandtheilen sie gebildet sei und was für Meinungen standhaft von ihr behauptet werden. Das Zentrum vervollständigt diese täuschende Mehrheit, und seine Meinung ist von derjenigen der rechten Seite verschieden, obgleich es ihr die Stütze reicht, ohne welche dieselbe gar keine Bedeutung hätte.

Die Minorität wird alsdann auf den ihr allezeit gebührenden Standpunkt zurücktreten und eine Minderzahl Andersdenkender darstellen, welche, zur konstitutionellen Prüfung und Kontrolle hinreichend, keine den Geschäftsgang lähmende Kraft hat, wie dies bei einer der Mehrheit beinahe gleichstehenden Minderheit der Fall ist.

Die Mehrheit der vierten Abtheilung wird zweitens die Kammer in Uebereinstimmung mit der Nation setzen; denn bisher muß man eingestehen, daß die Uebereinstimmung zwischen der Mehrheit und der Nation nicht vorhanden war; die letztere schließt sich weder der rechten Seite noch dem Mittelstück an; diese zwei Bruchstücke sind noch Ergebnisse von Wahlen, welche der verfassungsgemäßen Wahlordnung vorangingen, und es ist offenbar, daß die seitherigen Wahlen auf ganz andere Personen gerichtet sind.

Drittens dann endlich wird die vierte Abtheilung die Regierung nöthigen, den konstitutionellen Pfad vollends einzuschlagen. Was wäre nun aber bei diesem Allem für die Monarchie und für den Thron Gefährliches vorhanden? Sollte es zur Sicherheit derselben beitragen, daß in der Kammer in gedoppelter wichtiger Hinsicht keine Uebereinstimmung herrscht und daß die Regierung vom konstitutionellen Pfade mehr abweicht? Das Gegentheil ist doch wohl eher der Fall, und je geregelter, mit dem Geiste und Buchstaben der stellvertretenden Verfassung übereinstimmender die Kammer und die Regierung sind, eine desto festere Grundlage werden der Monarch und die Monarchie haben. Das Heilmittel wird unmittelbar die Quelle des Uebels treffen, und hierin besteht das sicherste Heilverfahren.

Um das Gegentheil glaubwürdig zu machen, müßte das Zusammentreffen eines bloßen, gegen Versehen und Mängel der Regierung gerichteten Widerspruchs mit der Absicht und dem Plane, Monarchie und Dynastie zu zerstören, dargethan werden können. Darum, weil man schneller und sicherer das Ziel der konstitutionellen Einrichtungen zu erreichen wünscht, ist man kein Verschworner gegen Thron und Dynastie. Es müßte gezeigt werden, daß die hundert und zwanzig Glieder der linken Seite eben so viel gerüstete Gegner der Monarchie sind, welche zu Vollendung des Werks die Ankunft einverstandener Mitschuldiger erwarten; die gleichen Absichten müßten bei ihren Kommittenten vorausgesetzt werden; die vier Abtheilungen müßten in Paris und in Frankreich übereinstimmende Gesinnungen finden; denn wie könnten sie ohne dies ihre Plane ausführen? Die Uebereinstimmung müßte auch für dasjenige gelten, was an die Stelle kommen soll; hier aber würde die größte und eine solche Schwierigkeit eintreten, die vollends jeden Gedanken des Vorhabens zu unterdrücken geeignet wäre, und dies Alles müßte endlich vor den Augen des Publikums geschehen, beim Dasein einer Pairskammer, der noch aufrechtstehenden

Königswürde und der noch unerloschenen Erinnerung an das Jahr 1792, unter der Aufsicht einer Partei, die, wenn sie, was nicht vorhanden ist, wahrnehmen kann, um so viel eher, was wirklich vorhanden ist, entdecken würde. Welche Rücksicht wird aber bei all' dem auf die unendlich grosse Zahl verständiger und ächt vaterländischer Männer genommen, die, von Parteigeist und persönlicher Ehrsucht fern, reine Absichten und gewissenhafte Redlichkeit hegen und dadurch unter einem aufgeklärten und sittlichen Volke hinwieder auch eine Macht bilden? Will man dieselben für nichts rechnen, oder glauben, sie lassen sich gutwillig Alles gefallen, was die vier Abtheilungen thun möchten? Der Erfolg dürfte leicht ganz anders ausfallen. Die Vorgänge von 1792 und 1793 thun nichts zur Sache. Beispiele erhalten ihren Werth durch Aehnlichkeit; hier aber ist Alles verschieden. Von hundert Ursachen, welche die unglücklichen Vorgänge jener zwei Jahre herbeiführten, wird man nicht eine einzige als auf die Gegenwart anwendbar bezeichnen können, wo hingegen hundert Verschiedenheiten aufzuzählen leicht wäre, deren Kenntniß zu Würdigung der Dinge ungleich viel wichtiger ist, indem viele Aehnlichkeiten die Gleichheit zweier Sachen zwar nicht, eine einzige Verschiedenheit hingegen ihre Ungleichheit vollends darthun mag.

Es sind darum jene Angaben durchaus grundlos und sie beruhen alle auf einer einzigen Ursache, welche diese ist: eine Partei in Frankreich macht ausschließlichen Anspruch auf Anhänglichkeit an das Königthum, auf Tugend und Rechtschaffenheit; lange wollten ihre Glieder allein nur Ehrenleute (honnêtes gens) heißen, was für die Uebrigen, oder vielmehr für die ganze Nation, sehr schmeichelhaft war; ihrer Aussage nach sind sie einzig nur königlich gesinnt, alle Andern sind Demokraten und Demagogen, was in ihren Augen hinwieder nur eins ist; wer ihre Uebertreibungen hinsichtlich auf übernatürliche Eigenschaften der Königswürde nicht gutheißt, der ist ein Republikaner; ein Republikaner aber ist ein Ungeheuer; jeder Widerstand gegen gewisse Maasnahmen ist ein revolutionäres Beginnen. Losungsworte werden ausgetheilt und wiederholt; heute ist die Reihe an der Republik, morgen wird etwas anders an ihre Stelle kommen; die Doktrinen sind eben erst als Ersatz für mangelnde Thatsachen gebraucht worden.

Aus all' diesem Plunder sind die wahrhaften oder auch nur vorgeblichen Besorgnisse um die Sicherheit des Thrones entsprungen; so wie es Lügen gibt, die man zuletzt selbst glaubt, nachdem man sie lange genug wiederholt hat, so gibt es auch Redensarten, die man nach langem Gebrauche zuletzt für wohl begründet hält, und Tausende wiederholen mit Zuversicht Behauptungen, von denen sie weder Ursprung, noch Werth oder Ergebnisse kennen, einzig nur, weil sie dieselben gehört und Andern nachgesagt haben.

Es wird von Republik und Republikanern viel Schiefes und Verkehrtes gesprochen, ohne daß man weiß, woraus jene besteht und was diese sind, wie die erstere könnte herbeigeführt werden, und was die Andern wollen oder vermögen. Der ganze Lärm aber wird einzig nur gemacht, um einerseits sich das Ansehen leidenschaftlicher Verehrung und Liebe für den Monarchen und die Monarchie zu geben, um anderseits eine schwere Klage gegen die Gegner zu führen;

und endlich, weil man die Mühe nicht genommen hat, die wahren Gesinnungen und Absichten derer zu erforschen, die man gern anklagen möchte. Pascal und Andere haben längst gesagt: Verleumden läßt sich allezeit und es haftet davon immerhin etwas.

Ich habe schon den unendlich großen Unterschied angedeutet, der zwischen dem Widerspruche gegen Maasnahmen der Verwaltung, dem Wunsche, die Grundsätze der konstitutionellen Ordnung überall geltend zu machen, und zwischen Planen vorhanden ist, welche gegen den Fürsten und den Thron gerichtet sind: wer könnte in beiden etwas Gemeinsames finden?

Die letztern wären ein Verbrechen und ein abscheulicher Betrug, von Menschen, die durch oft wiederholte Eide zum Gegentheil verpflichtet sind, und unter denen keine vier Individuen gefunden werden möchten, die mehr oder weniger abweichende Gesinnungen hegen, deren Bekanntwerdung alsbald eine völlige Trennung von ihren Amtsgenossen zur Folge haben müßte; es wäre darum wohl endlich Zeit, sich zu verständigen und gegenseitigen Anschuldigungen ein Ende zu machen, welche für die Betroffenen abscheulich und dem Gemeinwesen nachtheilig sind.

Die Verschiedenheit der Regierungsformen ist groß und diejenige der Geister ist unendlich. Welches die vorzüglichste Regierungsform sei, ist durch keinen Ausspruch des Himmels entschieden. Es gibt sehr brave Leute in Republiken, wie in Monarchien, und die französischen Royalisten sehen es gern, wenn fremde Republikaner den Thron umgeben. Man kann die Vortheile sowohl als die Nachtheile der monarchischen Einrichtungen erkennen und die Einen wie die Andern lebhaft fühlen; dieses alles aber hat mit Verschwörungen gegen das in einem Lande eingeführte und zu seinen Grundgesetzen gehörende Königthum nichts zu thun.

Es wäre verständiger, sich mit den wirklichen Kräften der Verschwörer, als mit ihren geheimen Gedanken zu beschäftigen. Es läßt sich mit Zuversicht sagen, daß unter allen Umständen ihre Mittel, im Verhältniß zum Zweck, sehr geringfügig sind; daß auch ihre Zahl sehr klein ist und man ganz richtig auf sie anwenden könnte, was Buzot von den Republikanern im Jahr 1792 sagt: „Es waren unser drei Republikaner in Frankreich, Pethion, Robespierre und ich."

Zwei Fragen bleiben mir noch zu beantworten übrig; die eine: wo könnte Gefahr für die Dynastie sein? und die andere: kann dieser Gefahr durch das Wahlgesetz begegnet werden?

Ich habe oben dargethan, daß alle Macht in den Massen liege; es könnte demnach die Gefahr für die Königswürde auch nur von daher kommen. Gegen Individualitäten jeder Art wird dieselbe allezeit stark genug sein.

Es fragt sich also, ob eine widrige Stimmung in der Masse vorhanden sei, und wodurch Volksmassen in widrige Stimmung und Abneigung versetzt werden können? Es kann dies durch anstößige Mißgriffe der Regierung, durch geraden Widerspruch mit dem Geiste der staatsthümlichen Einrichtungen, durch mangelnde Hoffnung des Besserwerdens, durch verlorne Achtung im Gefolge unglücklicher Kriege, durch sehr große Finanzzerrüttung geschehen.

Den Beweis dafür liefert uns die Geschichte in derjenigen der zwei letzten Stuarte. Ich habe hierbei keinerlei Rückgedanken und bin weit entfernt, irgend eine kränkende Anwendung

machen zu wollen; mein Gewährsmann ist Hume, die Geschichte aber leuchtet, wie die Sonne, für Jedermann.

Karl II war im Jahr 1660 zurückgekehrt. Zehn Jahre verstrichen ruhig unter Clarendons einsichtvoller Verwaltung. Man ward seiner Tugenden müde; Höflinge und Weiber erhielten das Uebergewicht; er entfernte sich, und mit ihm war auch das Glück entflohen. Im J. 1670 trat das unter dem Namen der Rotte (cabale) bekannte Ministerium auf. Karl, in seinen Netzen gefangen, verläßt den bisher befolgten Pfad; er macht sich gegen Ludwig XIV zinspflichtig, führt einen ungerechten, schändlichen und seinen Unterthanen verhaßten Krieg gegen die Holländer; er erniedrigt die Nation durch den Frieden, wie zuvor durch den Krieg; er beraubt die Schatzkammer und wird durch Verschwendung bettelarm; zwischen den zwei feindselig gegeneinander stehenden Glaubensbekenntnissen nimmt er eine zweideutige Stellung ein; überall fließt Blut, die Verschwörungen folgen eine der andern und sind selbst gegen sein Leben gerichtet. Die anfangs über sein Dasein erfreute Nation zieht sich unwillig und mißvergnügt von ihm zurück; ihre gereizte Stimmung bedeutet dem Fürsten sattsam, daß es Zeit sei, zu dem früher befolgten Systeme, von dem er nie hätte abweichen sollen, zurückzukehren. Er stirbt, als er im Begriff ist, den heilsamen Entschluß auszuführen, und nachdem er auf die heftigen Rathschläge seines Bruders geantwortet hatte: „Du kannst, wenn du gern willst, wieder auf Reisen gehen; ich bin zu alt dafür."

Im Jahr 1683 besteigt Jakob II den Thron. Er, welcher bekannt ist als Urheber aller gewaltsamen Maasnahmen seines Vorgängers, als erklärter Feind der Staatsreligion, welcher Schottland während seiner Verwaltung übel mißhandelt hatte, nachdem er als Katholik von der Thronfolge war ausgeschlossen worden, hält bei seinem Regierungsantritt eine Rede, die allgemeinen Beifall erhält und neue Hoffnungen weckt. Wenige Tage nachher spricht er gebieterisch zum Parlament und macht seine Ansprüche auf die von Gott verliehenen Vorrechte kund. Ungescheut sendet er, vor den Augen eben dieses Parlaments, welches sich gegen ihn erklärt hatte, *seine Religion sei ihm theurer, als das Leben*, einen Gesandten nach Rom und empfängt den Gesandten des Papstes in feierlicher Audienz; den von der Nation verabscheuten Gottesdienst übt er öffentlich; seine Umgebung besteht gutentheils aus Mönchen und Jesuiten, die nirgends fehlen, wo Verwirrung herbeigeführt werden soll. Montmouth's grausame und scheußliche Hinrichtung empört das Innerste der Gemüther: der gräßliche Jeffreis empfängt als Belohnung seiner Missethaten das erste Staatsamt; sechs Bischöfe werden im Angesicht der dadurch tief gekränkten Bewohner Londons verhaftet; eine privilegirte Armee wird vor den Thoren der Hauptstadt aufgestellt; die Vorrechte der Stände und Körperschaften werden vernichtet; der Despotismus und der Untergang der Staatsreligion scheinen unvermeidlich. Geschreckt durch diese Aussichten, flüchtet die Blüthe der Nation nach Holland, um Wilhelms Dazwischenkunft anzurufen. Dieser folgt dem Rufe; Jakob steht vereinzelt; die Binde fällt von den Augen, die stolze und herrische Sprache wird gegen demüthige Bitten

vertauscht, und bald flieht er auf immer aus dem Lande, das ohne sein unvorsichtiges und unverständiges Betragen ihm Glück und Ruhe gewährt hätte.

Was hat nun die Gefahren der beiden Monarchen herbeigeführt? Ihr Regierungsverfahren war es, welches die Dinge auf den entscheidenden Punkt hinführte, wo alles Mißvergnügen am Ende hinzielt, wo eine Nation im Gefühl ihrer Unverträglichkeit mit dem Fürsten zu der Ueberzeugung gelangt ist, entweder sie oder er müssen unterliegen. Karl sowohl als Jakob hatten diesen kritischen Zeitpunkt herbeigerufen. Damals lag den Briten ihre staatsthümliche und religiöse Reform, das will sagen, ihre Freiheit und ihre Religion, mehr denn alles Andere am Herzen, und sie fühlten, daß in der einen die Gewährleistung der andern enthalten sei. Hundert und fünfzig in Kampf und Stürmen für jene Güter verstrichene Jahre hatten einen tiefen Eindruck in den Gemüthern hinterlassen. Das Errungene ward von Karl und Jakob bedroht und konnte unter diesen in Balde verloren gehen. Die Sachen waren also auf den Punkt gediehen, wo entweder Jakob oder England entsagen, entweder der Despotism oder die Freiheit unterliegen mußten.

Wie ist es möglich, wo auch nur ein Schatten von Vernunft obwaltet, die Dinge so aufs Aeusserste zu treiben; und wer, wenn er das Unglück hatte, dahin fortgerissen zu werden, mag alsdann seinem Untergange entgehen und sich mit der Hoffnung schmeicheln, er allein werde mächtiger sein, als Alles, was ihm gegenübersteht? Jakob II liegt unter den Bergen aufgehäufter, freiwillig gethaner Mißgriffe und Fehler begraben.

Der König von Spanien befand sich kürzlich in der nämlichen Stellung. Auf andern Wegen hatte auch er die Dinge dahin gebracht, wo die Vereinbarung aller Art Mißvergnügens und jeglicher Unzufriedenheit ihn zu erdrücken drohte. Der geringste Widerstand mußte ihm verderblich werden. Zum Glück für ihn waren keine Mitbewerber vorhanden, und er hatte auch die Landesreligion nicht gekränkt. Auf diesen zwei Umständen, die dem britischen Könige nicht zu gut kamen, beruhte seine Rettung.

In Rußland ist Paul I das Schlachtopfer seiner Angreifer geworden, nachdem er die ganze Nation gegen sich aufgereizt hatte; Gustav in Schweden that ungefähr eben so, und das gleiche Schicksal ist ihm zu Theil geworden. Allenthalben stellt sich die unmittelbare Wirkung der herrschend gewordenen Unzufriedenheit dar, die entweder den Angriff auf den Fürsten unterstützt oder seine Vertheidigung [illegible]ert.

Hat Frankreichs Lage mit dem Vorgemeldeten Aehnlichkeit? Manche Fehler sind begangen worden (wer mag es läugnen?), der umsichtige Geist, welchen die Zeit erheischt, hat sich nicht geoffenbart; allein wie groß ist der Abstand von da bis zu den Verhältnissen, welche die obenberührten gefährlichen Stellungen herbeigeführt haben! Man soll eben so wenig einschläfern, als Unruhe wecken; eben so wenig bergen, als übertreiben; das Eine wie das Andere könnte nur Nachtheil bringen. Man soll die Sachen darstellen, wie sie sind. Wer sich zu Grunde richten will, den kann niemand daran hindern; hingegen läßt sich untersuchen, ob seine Lage es war,

die ihn zum Untergange führte. Napoleon konnte nicht gehindert werden, die Menge erhaltender und schützender Mittel, die ihm zu Gebote standen, in Mittel seines Sturzes zu verwandeln; aber die Natur der Dinge hat ihn nicht dahin geführt. Zwar sind die Völker reizbar und unwiderstehlich, sie sind hingegen nicht unerbittlich. Ihr Zorn bildet sich langsam aus, und er kann schnell wieder aufhören. Als Jakob, welchen ein förmliches Gesetz von der Thronfolge ausschloß, den Thron bestiegen hatte, da waren einige von ihm gesprochene, beruhigende Worte hinreichend, ihm das Zutrauen des britischen Volks wieder zuzuwenden; wir haben, hieß es, das Wort des Königs, eine Zusage, die noch nie ist verletzt worden . . . Hume bemerkt, daß Jakob, der damaligen Stimmung des britischen Volkes nach, seinen Thron für den sichersten in Europa halten konnte.

Den spanischen Ferdinand sehen wir, wie er zutrauensvoll sich seinem Volke in die Arme wirft, wie damit alles Vergangene vergessen ist, und wieder das nämliche edelmüthige Volk ihm gegenüber steht, dem kein Opfer zu schwer fiel, um ihn wieder zu erhalten. Ein Wort von ihm war genügend, den gewaltigen Sturm zu besänftigen.

Es steht darum jederzeit in der Macht der Fürsten, sich die Zuneigung ihrer Angehörigen neu zu erwerben; sie dürfen nur möglichst tief in den Geist der Nation eintreten und nicht kränkend gegen ihre billigen Wünsche anstoßen. Gleichmäßig steht es demnach auch in der Macht des Hauses Bourbon, den Geist der Nation auf solche Weise zu beherrschen, und was in dieser Hinsicht verloren ward, wieder gut zu machen. Es ist die natürliche Stimmung der Völker, ihre Regenten zu lieben, und die Franzosen mögen in dieser Neigung einer zärtlichen und ehrfurchtvollen Anhänglichkeit von keinem andern Volke übertroffen werden.

Allein vergeblich sehe ich mich bei allen diesen Betrachtungen nach dem Wahlgesetz um. Was soll dieses zur Sache beitragen, wie soll es ihre Lage ändern oder verbessern? Was würde man gesagt haben, wenn Jakob, als von Wilhelm Gefahr drohte, die englischen Wahlgesetze zu ändern vorgeschlagen hätte? Die Gemüther sollen bearbeitet werden, und ihr bearbeitet die Gesetze; wenn das Uebel schon weit gediehen ist, so kann das Mittel nicht hinreichen; ist jenes noch weniger vorgerückt, so erscheint das Mittel unnütz, aber alsdann ist es auch schädlich, weil es neue Gefahren herbeiführt und die vorhandenen steigert. Es ist tausendmal von der Rednerbühne und in Schriften gesagt worden, die Spannung gereizter Gemüther macht das Uebel aus; diese wird durch jenes Gesetz gesteigert, und es sind nicht Reizmittel, durch die man das Fieber mäßigt.

Parga und seine Bewohner.

(Schluß des im Märzheft der Ueberlieferungen (S. 97—110) angehobenen Erzählung.)

Sir Thomas Maitland, der britische Oberkommissär, war (im Hornung 1819) nach Malta abgereiset, ohne die Vorstellungen beantwortet zu haben, welche die Parganioten ihm über das bei der Schatzung ihrer Grundstücke zu beobachtende Verfahren gemacht hatten. Er hatte die Schätzer aus Corfu ernannt, welche gemeinsam mit denen des Ali Pascha die Schatzungsarbeit bewerkstelligen sollten. Die Corfioten-Schätzer sollen, wie man behauptet, die sämmtlichen Grundstücke, mit Inbegriff der Häuser, zu zwei Millionen dreimalhunderttausend Tallaris gewerthet haben. Diese Schatzung, obgleich sie den wahren Werth nicht erreichte, stand jedoch nur wenig hinter den frühern zurück. Allein zur größten Bestürzung der Parganioten ward die Summe nur auf eine Million fünfundzwanzigtausend siebenhundert Tallaris, oder ungefähr auf die Hälfte des wahren Werths festgesetzt. Nochmals verstrichen Monate in Unthätigkeit. Die Parganioten glaubten, ihre Auswanderung werde Verzögerung leiden und alsdann die letztgedachte Summe ihnen wenigstens gesichert bleiben; sie unternahmen die neue Aussaat und Bestellung ihrer Felder. Hamedbey, welcher nur sechszig Tage in Parga bleiben sollte, war nun zwei Jahre daselbst geblieben. Die Karnevalszeit trat ein, und die Einwohner versuchten ihren Kummer durch Freude zu zerstreuen; die Freude war aber traurig und furchtbar. Sie sangen Lieder und begleiteten ihren Gesang mit der Leier; aber es waren Kriegslieder, welche den Schmerz und die Spannung erhöhen mußten. „Zu den Waffen, Griechen (sangen sie, nach der Weise der Marseillaner-Hymne), zu den Waffen. Der Türken Blut müsse den Boden färben.“ Und weiterhin: „Unser Schwert liegt zur Erde, wie der Donnerkeil im Boden erlöscht. Berget ihr Fluten des Meeres uns als Freie in euerm Schoos, weil auf dem Festlande Sklaverei herrscht. Für Eins nur bitten wir euch: führet, ihr bittern Meereswellen, unsere Leichname nicht gegen die britischen Schiffe hin; sie würden dieselben an unsere übermüthigen Feinde verkaufen!“ — „Ihr grünen Lorbeern (so sangen hinwieder die Frauen), ihr farbigen Rosen, ihr sollt fürhin nicht mehr unsere Häupter schmücken; ihr Vögel in den Büschen, ihr Bäche und Zephyre, werdet unsere Stimmen nicht mehr den eurigen beigesellt hören. Schmuck und Gesang ziemen nicht für die, welche ihre Geburtsstätte verlassen.“ Und die Greisen schlossen ein Lied zum Ruhm der Thaten Liasca's, des unerschrockenen Epiroten, mit folgenden Worten: „Liasca weigerte sich, dem Pascha zu geborchen, und er hat seine Knie nicht vor dem Vezier gebogen. Der Pascha des Liasca war seine Flinte, und sein Degen galt ihm statt des Veziers. Wir werden thun, wie du gethan hast, Liasca; wir werden dem durchs Gebirg ziehenden Löwen gleich sein.“ Solche Aeusserungen mußten die Türken von allen Seiten her hören und alle Einwohner vermieden ihren Umgang. Der Sekretär des Ali, der arglistige Manthos, sprach

hinwieder spöttelnd und geheimnißvoll die Worte sechs und sechs oftmals aus, deren Bedeutung die Parganioten lange nicht zu errathen wußten.

Endlich traf der britische Befehlshaber von den Inseln zurück ein; er fand die neue Schatzung nochmals übertrieben; er setzte dieselbe eigenmächtig und um, wie er sagte, ein richtiges Mittel zu handhaben, auf 150,000 Pf. Sterl. oder 666,666 Tallaris fest (das Räthsel des Sekretärs war durch diese Zahl gelöset), und fügte übrigens (in der Kundmachung vom 4. März 1819) hinzu, der britischen Regierung wäre die Auswanderung der Parganioten völlig gleichgültig, sie sei dafür aber auch nicht gesinnt, ausserordentliche Kosten zu tragen.

Das Zögernde, Schwankende und Harte in diesem Benehmen wird minder befremdend erscheinen, wenn man weiß, daß Ali zwar von Anfang der Unterhandlung sich bereitwillig gezeigt hatte, die Parganioten zu entschädigen, jedoch nicht mit Baarschaft. Die Waldungen Albaniens gewähren auch für Schiffe von erster Größe taugliches Bauholz. Vormals hatten die Werften von Toulon solches bezogen. In den letzten Jahren waren Lieferungen davon nach Malta gemacht worden. Jetzt sollte den Engländern ein Schlag dieses Schiffbauholzes überlassen werden, und sie, die ohnedies ihren Bedarf aus den Waldungen Istriens zu kaufen im Begriff standen, zogen vor, statt das Geld ins Ausland zu senden, dasselbe an die Parganioten auf den ionischen Inseln zu zahlen. Ein Bevollmächtigter der Admiralität kam nach Albanien, um die Waldungen zu besichtigen; allein, sei es, daß diese wirklich erschöpft waren, oder daß der Transport zu kostbar befunden ward, oder um anderer, unbekannter Gründe willen, die Unterhandlung zerfiel. Der Vertrag wegen Parga indeß war unterzeichnet und seinen Bewohnern war der Werth ihrer Besitzungen verheißen; der Pascha aber konnte sich nicht entschliessen, Geld statt des Holzes zu zahlen; somit mußten dann schonende Rücksichten gegen ihn beobachtet werden, und dies war nur auf Unkosten der Parganioten möglich. Man versuchte nochmals die Einwohner zu bereden, sich der Herrschaft des Ali zu unterwerfen, und eine neue Kundmachung verhieß, wofern sie dies nicht thun wollten, ihnen aus Menschenliebe das Erforderliche zur Ueberfahrt zu liefern. Was der feierliche Artikel eines frühern Vertrags zugesichert hatte, das ward jetzt auf Rechnung der Menschenliebe gebracht!

In der That aber war auch der frühere Vertrag seither beinahe völlig verändert. Am 14. März hatte Sir Thomas Maitland in der Stadt Butrinto mit Ali Pascha eine Unterredung gehalten, welcher auch Hr. Gobins, der neue Befehlshaber von Parga, beiwohnte. Dieser kam am folgenden Tage zurück. Eine Fregatte mit hundert funfzig Kriegern lavierte vor Parga. Der einzige noch unverletzt gebliebene Artikel des Vertrags war derjenige, welcher bestimmt hatte, Parga soll erst nach der Abreise seiner Bewohner übergeben werden. Nun aber eröffnete der Befehlshaber diesen mündlich: zufolge einer zwischen dem Oberkommissär und dem Ali Pascha getroffenen Uebereinkunft werde ein Theil der Truppen des letztern ungesäumt eintreffen. Die Anzeige verbreitete Entrüstung und Schrecken über alle Gemüther, und die Parganioten verlangten Aufschub etlicher Tage zu Bestellung einer Abordnung an Sir Thomas. Ihre Vorstellung

(vom 15. März 1819) lautete also: „Exzellenz, es haben staatsthümliche Rücksichten die Parganioten in das unglückliche und traurige Verhältniß gebracht, durch diejenigen selbst, welche sie zu ihrem Schutz angerufen hatten, den Türken übergeben zu werden. Jedennoch sind Verträge geschlossen worden. Denen, welche ihr Vaterland verlassen wollen, ist die Bezahlung des Werths ihrer Grundstücke verheißen, und der Einmarsch der Türken soll erst nach ihrer Abreise statt finden dürfen. Diesen Bedingungen haben sich die Bewohner von Parga blindlings unterzogen; sie haben sich auch die überaus niedrigen Schatzungen in Gemäßheit derer sie bezahlt werden sollen, gefallen lassen, und sie sind zur Abreise bereit. Jetzt aber wird ihnen im Namen der britischen Regierung eröffnet, es sollen Ali Pascha's Truppen ungesäumt in die Stadt einrücken. Diese schreckenvolle Kunde hat die Bestürzung der Parganioten bis zur Verzweiflung gesteigert, indem sie dem Augenblick nahe sind, wo sie sogar durch Auswanderung den gehässigen Anblick ihrer grausamen und arglistigen Feinde in der Vaterstadt zu vermeiden, nicht mehr im Stande sein sollten. Zur Auswanderung entschlossen, erflehen die Parganioten das Mitleid Ew. Exzellenz. Gedenken Sie als ein Vater der Männer, Weiber und Kinder dieses Volks; gestatten Sie den Einmarsch der Türken nicht eher, als bis wir abgereiset sind; beschleunigen Sie diese Abreise so viel möglich und wie Ihnen gutdünkt, nur daß dieselbe vor Ankunft der Türken geschehen möge."

Sir Thomas verhieß, ehe die Zahlung geleistet wäre, sollten keine Türken einrücken, und die Abgeordneten kamen zurück. Bald nachher erschien eine Kundmachung des Oberkommissärs vom 9. April 1819, mit der Anzeige — des bevorstehenden Einmarsches der türkischen Krieger. Den Einwohnern ward darin nichtsdestominder Schutz zugesichert und sie ermahnt, ihre Wohnungen nicht zu verlassen, bis der Vertrag vollständig erfüllt sein würde; wer indeß sogleich abreisen wollte, dem wurden die Mittel der Ueberfahrt verheißen.

Drei Tage später traf Sir Frederik Adams, Oberbefehlshaber der britischen Truppen auf den ionischen Inseln, in Parga ein. Er rief die Vorsteher der Stadt zu sich und suchte sie zu bereden, daß, wofern sie die Türken nicht ins Schloß aufnehmen wollten, sie mindestens ihr Vorrücken über die Grenze bis zum Kloster Unserer lieben Frauen von Blacherena, unfern von der Stadt, so lange die Zahlung nicht geleistet wäre, gestatten möchten. „Dies können und werden wir nicht zugeben," antworteten die Vorsteher; „alle Flotten Englands können unserm Ländchen drohend gegenüberstehen; aber ein Schritt der Türken über die Grenzen wird eine Losung zu Mord und Tod sein; nie haben sie dies Wagestück ungestraft verübt." Der General bezeugte Mißvergnügen über diese Antwort. Er wollte die Gemeinde befragen, und ihr einstimmiger Zuruf bekräftigte die von den Vorstehern gethane Erklärung höchst unzweideutig. Hr. Adams versprach den Oberkommissär davon in Kenntniß zu setzen; bei einbrechender Nacht aber kehrte er von Parga nach Corfu zurück.

Vier Tage verflossen abermals ohne Antwort, und die in allen ihren Hoffnungen grausam getäuschten Parganioten, welche von den Briten eher Einverständniß mit den Feinden, als

Schutz gegen dieselben erwarten durften, faßten jetzt den Entschluß zur wirklichen Abreise und führten denselben auch aus. Es war gerade die Leidenswoche, deren religiöse Trauerfeste mit dem bürgerlichen Unglück des kleinen Staats merkwürdig zusammentrafen. Der Vorgang war über allen Ausdruck rührend. Auch die Gebeine ihrer Aeltern und Vorfahren wollten sie in dem ihnen geraubten Vaterlande nicht zurücklassen. Sie enthoben dieselben also der Erde, und liessen sie theils von Flammen verzehren, theils bargen sie solche an geheimen Orten, mit der leisen Hoffnung, sie dort einst wieder zu finden; die Meisten jedoch nahmen sie als theure und heilige Erinnerungen mit sich. Die Mütter badeten ihre Kinder zum letztenmal in den reinen, vaterländischen Quellen; niedergebückt zur mütterlichen Erde ward diese von Allen geküßt und Jeder wollte eine Handvoll davon mit sich nehmen. Die Abreise geschah, zur Vollendung ihres Unglücks, in der Jahrszeit, wo die Aernte bevorstand und wo die Früchte ihrer Arbeit bald eingesammelt werden sollten. Der Ertrag der Oelbäume einzig nur mochte den sechsten Theil des ihnen zu zahlen verheißenen Kapitals ausmachen. Die Reichern theilten mit den Aermern brüderlich und gaben ihnen, was für zwei Monate zum Unterhalt erforderlich war. Auf ihren eigenen Barken zum Theil, und zum Theil auf solchen, die den Inselbewohnern angehörten, fuhren, in den dem Osterfest unmittelbar vorangehenden Tagen, die Einen nach Corfu, die Andern nach Pazo über. Drei kleine Handelsschiffe wurden von Corfu zur Ueberfahrt etwa zwanzig zurückgebliebener Familien gesandt; hierin bestand die einzig ihnen dargereichte Hilfe und die Erfüllung aller gethanen Zusicherungen von Großmuth, Wohlwollen und väterlichen Gesinnungen. Gleichzeitig mit der Abreise der Parganioten rückten dreihundert Türken vor, und nahmen im Kloster Unserer L. Frauen von Blacherena Quartier.

Die Parganioten suchten nach ihrer Ankunft in Corfu vergeblich beim britischen Oberkommissär vorgelassen zu werden. Se. Exzellenz reisete am 3. Mai 1819 nach Prevesa ab, für eine dritte Besprechung mit dem Pascha. Die förmliche Uebergabe und die Auszahlung der Gelder sollten geschehen, denn noch war nichts bezahlt, obgleich die Einwohner ausgewandert waren und die Türken das Gebiet besetzt hatten. Ein angesehener Krieger und ein edler Brite, dem sein König die Verwaltung und das Schicksal mehrerer Völkerschaften anvertraut hatte, konnte dem argwöhnischen Häuptlinge eines albanischen Raubgesindels so viel Zutrauen nicht einflößen, als bloße Kaufleute einander zu geben gewohnt sind. Ali zeigte zwar die Säcke mit Geld, wollte dieselben aber eher nicht ausliefern, bis ihm der Ort übergeben sein würde. Er verlangte Geiseln, und die Sachen waren so weit gediehen, daß, dem Völkerrechte und der Uebung zivilisirter Völker zuwider, ihm solche bewilligt werden mußten. Zwei Stabsoffiziere (die Herren Hankey und Robison), brittische Bürger und Genossen eines freien Volks, wurden dafür gewählt und dem Barbaren übergeben.

Der Oberkommissär kehrte nach Corfu zurück; ihm folgte das Geld. Am 9. Mai erhielt die Garnison Befehl, die Festung an die Türken zu übergeben. Noch waren ungefähr dreißig Parganioten, um den Dienst der Lebensmittel zu versehen und von den Engländern dazu

gezwungen, dort geblieben. Billig sollten sie als zur Garnison gehörig betrachtet werden; aber ihnen ward befohlen, innerhalb vier Stunden abzureisen, wofern sie nicht als Unterthanen des Ali betrachtet werden wollten. Es blieb ihnen nichts übrig, als sich einer leichten Barke, die zufällig vorhanden war, anzuvertrauen und bei Nachtzeit die nicht ungefährliche Ueberfahrt zu bewerkstelligen.

Der 10. Mai 1819 trat ein, und zum letztenmal beschien die Sonne das noch freie, wenn schon verödete Parga. Die Briten öffneten den Türken seine Thore, und die Krieger des Monarchen, der den Namen des Vertheidigers des Glaubens führt, zogen seine Flagge ein. Die Flagge des Halbmonds entwickelte jetzt den Glanz ihres Scharlachs.

Hungrigen Wölfen gleich, die über ihre Beute herfallen, stürmten die Türken von allen Seiten herbei; ihre Wuth äusserte sich gegen Gebäude und leblose Dinge; sie besudelten das Heiligthum der Kirchen und gebrauchten solche als Stallungen. Die Kirche von St. Spiridion ward in eine Moschee verwandelt. Das Blut der nach Vorschriften des Korans geschlachteten Opfer floß auf dem Boden. Das Geheul der Türken ertönte überall; den Säbel im Munde tragend, liefen sie durcheinander, und feuerten Flinten- und Pistolenschüsse in der Trunkenheit ihrer Wuth und Freude los. Die britischen Krieger hatten sich ans Gestade zurückgezogen; ihre Weiber und Kinder entsetzten sich über dem wilden Getreibe und eilten von den Barbaren loszukommen, welche sie ihrer Freundschaft gewürdigt hatten. Mit Zurücklassung eines Theils ihres Gepäcks fuhren die Einen nach Paxo, die Andern nach Corfu über.

Am dritten Tage traf Ali Pascha selbst in Parga ein. Die Schönheit und der treffliche Anbau der durch Klima, Fleiß und Sittlichkeit blühenden Landschaft setzte ihn in Erstaunen, eben so auch die feste Lage der Stadt, und er mußte eingestehen, daß ein solcher Besitz die Anstrengungen der Parganioten für dessen Erhaltung allerdings verdient hatte. Von der Höhe des Felsens war sein lüsterner Blick auf die ionischen Inseln, unter ihnen vorzüglich auf S. Maura (Leukas) gerichtet; ein Sumpfgraben, welchen Kinder durchwaden mögen, sondert sie vom Festland.

Die Abtretung von Parga hat einen fürdauernden Argwohn und Widerwillen der Griechen gegen die Engländer erzeugt. Alle müssen von diesem Zeitpunkte an gleiches Schicksal besorgen, und die lenksamen, guten Leukadier am meisten. Parga in der Türken Gewalt ist für sie wie der Geier, welcher am Herzen des Prometheus nagt.

Der Pascha befand sich im ruhigen Besitze des Landes, und seine rechtmäßigen Eigenthümer hatten noch immer keine Zahlung erhalten; nur den Dürftigsten unter ihnen ließ die Regierung Brodrationen austheilen, was ihr etwa dreihundert Tallaris kosten mochte. Die Parganioten wandten sich abermals an Sir Thomas Ihre Vorstellung (vom 18. Mai 1819) drückt sich unter andern also aus: „Die Kundmachungen Ew. Exzellenz, und insbesondere diejenige vom 2. April, verhieß den Bewohnern von Parga die Bezahlung ihrer Grundstücke auf den Augenblick ihrer Abreise. Die Kundmachung vom 4. April erlaubt den Parganioten, welche es

wollen, vor Ankunft der Türken abzureisen. Sie haben Alle, ohne Ausnahme, ihren Entschluß dafür wiederholt und schriftlich erklärt, und sie sind auf eigene Kosten nach den ionischen Inseln, wo sie sich jetzt befinden, übergeschifft. Durch die Abtretung ist das Ziel der Verträge in Erfüllung gegangen. Der Vezier und seine Krieger geniessen der in Parga zurückgelassenen Besitzungen, während dessen beklagenswerthe Bewohner unbezahlt bleiben und in einem fremden Lande an allen Lebensbedürfnissen Mangel leiden. Dies nöthigt die unglückliche Einwohnerschaft von Parga, durch das Mittel der Unterzeichneten um eine beschleunigte Auszahlung der ihnen in diesen traurigen Umständen dringend nöthig gewordenen Gelder zu bitten.“ Zwanzig ihrer Vorsteher hatten das Ansuchen unterzeichnet. Sie konnten nicht dazu gelangen, dasselbe dem Oberkommissär persönlich zu überreichen; sein Sekretär, der Oberst Hankey, ein harter und gefühlloser Mann, nahm es in Empfang, und es vergingen nochmals vierzehn Tage ohne Antwort.

Statt der Zahlung ward das ionische Parlament am 22. Mai veranlaßt, eine Urkunde auszustellen, worin erklärt wird: „die Bewohner der Stadt, der Festung und des Gebiets von Parga wären bisher als Bürger der ionischen Staaten betrachtet worden, und weil im Zeitpunkte der Uebergabe ihr größerer Theil ausgewandert zu sein scheine, so sollen ihnen nunmehr die gleichen Privilegien auf den Inseln gestattet sein.“

Wofern das ionische Parlament die Parganioten bisher als Staatsbürger angesehen hatte, so sollte man denken, es hätte dasselbe früher gegen ihre Lostrennung sprechen, oder wenn es diese stillschweigend zugab, nunmehr jenes Verhältniß nicht weiter in Erinnerung bringen sollen. Wie dem aber auch sein mag, die Parganioten fühlten sich durch das angebotene Bürgerrecht keineswegs geschmeichelt. Sie hätten die angebliche Wohlthat mit den Corsen und Sizilianern getheilt, welche ihr Vaterland im Gefolge der britischen Kriegsheere verlassen hatten und begreiflichermaßen nirgends gut angesehen waren. Sie erkannten in dem Antrag die Absicht, mit dem Namen der Parganioten auch die Erinnerung und die Schande der Ereignisse auszutilgen, durch die ihnen ihr vaterländischer Boden geraubt ward. Sie hätten durch Annahme desselben sich der britischen Schutzherrschaft, die ihnen bereits so verderblich geworden war, neuerdings und freiwillig unterworfen; und was sie noch vollends zur Nichtannahme bestimmte, war der Aerger, welchen der gleißnerische Ausdruck: es scheine, als ob ihr größerer Theil ausgewandert sei, billigermaßen unter ihnen erregt hatte. War doch die Trauerszene der Auswanderung im Angesicht des Parlaments geschehen, und von viertausend Einwohnern nur ein einziger (Panajotti Tzibina) zurückgeblieben, der doch auch schon Frau und Kinder gen Paxo gesandt hatte, und vermuthlich durch Trunkenheit, welcher er ergeben war, mehr als durch freien Willen zurückgehalten worden ist.

Vierzehn Tage nach der Uebergabe ihrer Vorstellung wurden die Parganioten die bevorstehende Abreise des Oberkommissärs inne. Eine nochmalige Denkschrift ward von Allen unterzeichnet; der Sekretär Hankey nimmt sie gleich der ersten in Empfang. Die zur Abreise von

Sir Thomas bereit liegende Fregatte konnte jede Stunde unter Segel gehen. Die Vorsteher und die Priester verfügen sich in seinen Palast und dringen darauf, von ihm gehört zu werden. Nach langem Warten erscheint er und verspricht die verlangte Zahlung; eine Kommission soll die Vertheilung der Gelder besorgen. Nebenbei wird den Parganioten angezeigt, es habe der Ali nur 635,000 Tallaris bezahlt, und die übrigen 31,666 als Agio zurückbehalten. Die immer neu verkümmerte elende Summe war schon gutentheils durch die Kosten der Ueberfahrt, des Unterhalts und der Herberge verschlungen, und man konnte voraussehen, daß die Bedürfnisse eines einzigen Jahres dieselbe noch vollends aufzehren würden.

Am 7. Juni wurden die Glieder der Kommission kund gemacht; es waren zwei Briten und ein Korfiote. Um schnelle Beendigung war es aber auch jetzt noch nicht zu thun. Erst sollten die Kommissarien die Streithändel schlichten, welche zwischen einzelnen Parganioten sich erhoben hatten und die den Gerichten anhängig gemacht waren. Am 11. Juni wurde noch vollends eröffnet: es werde ein Abgeordneter von Ali Pascha erwartet, um gewisse Forderungen seines Herrn gegen die Parganioten geltend zu machen. Was konnte jenem noch von diesen zu fordern übrig bleiben? Es waren einige Besitzungen und Gründstücke der Kirchen ausser den Grenzmarchungen, welche die Parganioten als ihr Eigenthum angegeben hatten, auch entblödete er sich nicht, die aus den Kirchen genommenen Bilder und Geräthschaften zurückzufordern. Die Instruktionen wurden vorgewiesen, welche der Oberbefehlshaber vor seiner Abreise den Kommissarien zugestellt hatte; ihnen zufolge sollte der Abgeordnete Ali's mit vorzüglicher Achtung behandelt werden; die Zahlungen an jene, gegen welche der Pascha keine Ansprache geltend machte, sollten nicht vor dem 11. Juli, die übrigen erst nach Erledigung der Ansprachen bezahlt werden. Auch sollten dann vollends nur vier Fünftel ausbezahlt und der letzte Fünftheil zu Deckung der Kosten, der Kommission sowohl als der Fregatte, auf der das Geld übergebracht war, zurückbehalten werden. Wie mag man sich eine so schnöde Behandlung erklären? Sollten die Parganioten zur Verzweiflung gebracht und vermocht werden, sich annoch dem Ali zu unterwerfen? Welch' schneidender Abstich! Auf der einen Seite werden keine Mühen und keine Kosten zu groß geachtet, um die leblosen Trümmer griechischer Denkmäler zu erhalten; auf anderer Seite wird ein solches Uebermaas von Sparsamkeit, Knickerei und Sorglosigkeit gegen die lebendigen Ueberreste von Griechenlands Ruhm und Freiheit zu Tage gelegt!

Nach Abfluß eines Monats traf Ali's Bevollmächtigter ein, um in der Kommission, als Kläger und Richter zugleich, Sitz zu erhalten. Theilnehmendes Mitgefühl und allgemeiner Unwille waren indeß, in der Nähe und Ferne, auf die Kunde dieser Ereignisse, laut geworden; man glaubte den Zögerungen endlich ein Ziel setzen zu müssen, und im Monat August wurden die ärmlichen Gelder ausgetheilt, die für den Unterhalt weniger Monate kaum hinreichten.

„Dies ist (so endigt der Parganiote, dem wir in dem letzten Theile dieser Erzählung gefolgt sind) eine treue Darstellung der ganzen Begebenheit, die einen bisher fast unbekannten Felsen berühmt und seine großherzigen Bewohner allen freisinnigen Menschen achtungswerth

gemacht hat. Zwischen Briten und Griechen hat die Abtretung von Parga eine eherne Mauer aufgeführt. Wenn einst der von der Vorsehung bestimmte Zeitpunkt für die Erlösung der Söhne Athens und Sparta's erschienen sein wird, dann müssen dieselben fern von euch Briten sich Hilfe suchen. Ein Thronfolger bringt die Verbrechen der Könige in Vergessenheit; mit den Verbrechen der Nationen verhält es sich anders; diese erlöschen nie im Gedächtniß der betrogenen und beleidigten Völker. Rühmet immerhin den beharrlichen, zwanzig Jahre andauernden Widerstand gegen die Anschläge des Riesen, welcher euer Dasein bedroht hat; prahlet vor der Welt mit eurer zärtlichen Sorge für die schwarzen Menschen; mit den Tausenden britischer Krieger, welche für die Rettung von tausend Christensklaven vor Algier als Schlachtopfer gefallen sind; mit den Bibelmissionen, welche das Licht des Glaubens in den fernsten Ländern verbreiten sollen: Parga steht hier! .. Warum habt ihr seinen edeln Kampf gegen die barbarischen Nachbarn unterbrochen und gelähmt? Nachdem ihr eingetroffen waret, da erst war sein Schicksal gefährdet. Ihr auf Unabhängigkeit stolzen Insulaner, werfet einen Blick auf diese Unglücklichen, denen kein andrer Reichthum übrig geblieben ist, als der Ruhm ihrer Thaten und das theilnehmende Mitleid unmächtiger Landsleute. Möge ihnen, beim Anblick der mitgenommenen ehrwürdigen Gebeine, eine geheime Stimme aus der Tiefe ihres Gemüths ertönen, eine Stimme, die ihnen im Namen ihrer Väter zuruft:

„Exoriare aliquis nostris ex ossibus ultor."

Intelligenzblätter
zu den
Ueberlieferungen zur Geschichte unserer Zeit.

Oktober - Heft 1820.

Bei H. R. Sauerländer in Aarau sind folgende neue Werke erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Die
Staats-National-Bildung.
Versuch
über die Gesetze zur sittlichen und geistigen Vervollkommnung des Volks.
Von
Julius Graf von Soden.
Ladenpreis 2 fl. oder 1 Thlr. 8 gr.

Dieses Werk bildet zugleich den achten Band von des Hrn. Verfassers grösserm Werke von der National-Oekonomie; es ist auch dieser Sammlungstitel obigem Werke beigedruckt worden.

Bruchstücke
aus den
Ruinen meines Lebens.
Von H*****
Preis 2 fl. oder 1 Thlr. 8 gr.

Nur einen kleinen Theil meiner Leiden und Freuden, sagt der Verfasser am Schlusse dieser interessanten Bruchstücke, habe ich hier aufgezeichnet. Haben diese anspruchslosen Ergießungen theilnehmende Leser gefunden, wünschen sie mir noch fürder in das Labyrinth dieser Ruinen zu folgen, so will ich gern noch reichere Bruchstücke zu Tage fördern.

Die
Großmama in der Wochenstube.
Guter Rath für angehende Mütter über die erste Kinderpflege.
In einer Sammlung ächter Familienbriefe mitgetheilt von einer Jugendfreundin.
Preis 2 fl. oder 1 Thlr. 8 gr.

Es verdient dieses nützliche Buch allen wackern und sorgsamen Müttern bestens empfohlen zu werden; sie finden darin einen reichen Schatz von Erfahrungen und Belehrungen aus dem mütterlichen Leben und manchen guten Rath über die erste Kinderpflege und Erziehung, die von so wichtigem Einfluß für das ganze übrige Leben, sicherlich aller Aufmerksamkeit werth zu achten ist.

Stunden der Andacht
zur Beförderung wahren Christenthums und häuslicher Gottesverehrung.
Acht Bände. Fünfte verbesserte Original-Ausgabe.

Auf weißem Papier à 8 fl. 15 kr. oder 5 Thlr. 12 gr.
Auf ordin. Papier à 5 fl. 30 kr. oder 3 Thlr. 16 gr.

Es ist nun auch die fünfte Ausgabe im Druck vollendet, und in allen Buchhandlungen findet man nun vollständige Exemplare davon vorräthig, die sich auch vorzüglich zu Weihnacht- und Neujahrs-Geschenken eignen. Der reichhaltige Inhalt dieses Werks, in 413 Betrachtungen bestehend, so wie der äusserst wohlfeile Preis desselben, da sich das Ganze auf 253 Druckbogen beläuft, erregt eine so fortdauernd tägliche Nachfrage, daß auch der Vorrath dieser neuen fünften Ausgabe sehr bald wieder vergriffen sein dürfte. — Da sich dieses Werk unter allen Ständen und bei allen Konfessionen nun verbreitet, so ist diese neue Ausgabe nochmals durchgesehen, und es sind darin einzelne Stellen im Sinn und Ausdruck möglichst deutlicher und bestimmter gegeben worden, um jede unrichtige Auslegung, besonders über die Göttlichkeit der Person Jesu Christi, gänzlich zu verhüten. Hingegen sind darin alle jene trefflichen Stellen, die ewigen und göttlichen Wahrheiten der reinen Christus-Religion und ihre Geschichte betreffend, unverändert geblieben, und nichts wird mich vermögen können, je daran etwas abzuändern. Es bleibt dem freien Willen eines jeden evangelischen Christen überlassen, dies Werk zu lesen oder nicht; man wird es weder Katholiken noch Protestanten aufdrängen; im Gegentheil stelle ich es jedem

Käufer frei, das Werk zurückzugeben, insofern es gegen seine Ueberzeugung, gegen seinen Glauben und gegen seine Ansichten streitet; denn das Prinzip der Glaubensfreiheit soll von Jedermann heilig geachtet bleiben. — Was aber von vielen Tausenden als gut und trefflich längst schon anerkannt worden, das werden die heutigen Zeloten vergeblich verunglimpfen.

Eugenia von Nordenstern.

Von

M. v. Pfister.

Zwei Theile, mit Kupfern. 1820. 8.

Preis 5 fl. oder 3 Thlr. 8 gr.

Dies Meisterwerk gehört zu den seltenen Geisteserzeugnissen, auf welche unser Vaterland stolz sein darf, und um so inniger beklagen wir den frühzeitigen Tod des Verfassers, der kaum seine Eugenie vollendet hatte, als er schon ins Grab sank. Wie viel Schönes und Herrliches hätte unsere Literatur sich von diesem Trefflichen noch versprechen dürfen!

Die Geschichte selbst ist aus den höhern Verhältnissen des Lebens genommen, und schreitet, obgleich der Verfasser die Briefform wählte, ohne Störung des Interesse, wie dies sonst nicht leicht der Fall ist, mit kühnem, raschem Gange fort. Eine tiefe Kenntniß des menschlichen, besonders des weiblichen Herzens; ein fast unerschöpflicher Reichthum an den erhabensten und geistreichsten Gedanken und Bemerkungen; eine heitere, blühende Phantasie; ein hoher, edler, von Allem, was gut, schön und liebenswerth ist, bis in das Innerste durchdrungener Geist; eine Zartheit und Innigkeit des Gefühls; ein überaus leichter, hinreissender Erzählungston; eine schöne, reine und kraftvolle Sprache geben diesem Werke einen wahrhaft klassischen Werth. Eugenia von Nordenstern und Albertine von Eichhorst, zwei hochgebildete Frauen, eben so verschieden durch ihre Charaktere, wie durch ihre häuslichen Verhältnisse und Schicksale, aber verbunden durch die zärtlichste Freundschaft, sind es, welche hauptsächlich den Briefwechsel führen, der Eugeniens auf mannigfache Weise getrübtes Leben enthält. Der heitere, freundlich-lächelnde Scherz, der oft in den Briefen Albertinens herrscht, welche, den Blick zum Himmel gewendet, auch auf dem Grabe noch Blumen zu finden weiß, und der hohe, würde- und trauervolle Ernst in den Briefen Eugeniens müssen Herz und Geist eben so sehr erfreuen, als erheben. Ein solches Werk ist ganz geeignet, auf die Veredlung der Zeitgenossen mitzuwirken, und wird die ausgezeichnete Aufnahme finden, die es in jeder Hinsicht verdient.

Folgendes sind die in meinem Verlag im Laufe des Jahres 1820 erschienenen neuen Werke und Zeitschriften:

Aarauer Zeitung. Siebenter Jahrg. 1820. gr. 4. 8 fl. 15 kr. oder 4 Thlr 20 gr.

Bruchstücke aus den Ruinen meines Lebens. Von C. H..... 8. geheftet 2 fl. 1 Thlr. 8 gr.

Christ vor Gott. Ermunterungen zur Tugend und Gottseligkeit. Zweiter Jahrg. Herausgegeben von H. Triumvir Veith. gr. 8. 3 fl. 2 Thlr.

Erheiterungen. Herausgegeben von H. Zschokke. Zehnter Jahrg. 1820. 8 fl. 15 kr. 4 Thlr. 20 gr.

Großmama, die, in der Wochenstube. Guter Rath für Mutter über Kinderpflege; in Familienbriefen. 8. geh. 2 fl. 1 Thlr 8 gr.

Handbuch des schweizerischen Staatsrechts. Zweite berichtigte und vervollständigte Ausgabe. gr. 8.
(Ist unter der Presse und erscheint in sechs Wochen.)

Hebel, J. P., allemannische Gedichte. Fünfte vollständige Ausgabe, mit Kupfer. Auf Velinpapier 4 fl. 30 kr. 3 Thlr.
Auf weißem Papier 3 fl. 2 Thlr.
Auf ordin. Papier ohne Kupf. 1 fl. 30 kr. 1 Thlr.

Hirzel, C., neue praktische französische Grammatik. gr. 8. 54 kr. 14 gr.

Ideale für alle Stände, oder Moral in Bildern. gr. 8. 3 fl. 45 kr. 2 Thlr. 12 gr.

Münch, E., helvetische Eichenblätter. In Kommission. 8. geheftet 1 fl. 30 kr. 1 Thlr.

Pfister, M. v., Eugenia von Nordenstern. Zwei Theile, mit Kupfer. 5 fl. 3 Thlr. 8 gr.

Rumpf, S., die Bienenhaushaltung und Bienenpflege nach eigenen Erfahrungen. Nebst einem Nachtrag von J. Nipstein. gr. 8. 36 kr, 10 gr.

Schweizerbote, der, aufrichtige und wohlerfahrne. 17r Jahrg. 1820. 4. 2 fl. 45 kr. 1 Thlr. 16 gr.

Soden, J. v., die Staats-National-Bildung. Versuch über die Gesetze zur sittlichen und geistigen Vervollkommnung des Volks. Auch unter dem Titel: Die National-Oekonomie. 8r Bd. gr. 8. 2 fl. 1 Thlr. 8 gr.

Starklof, v., die Prinzessinnen, 2 Theile, wohlfeile Ausgabe. 8. 3 fl. 2 Thlr.

Stunden der Andacht; 8 Theile, fünfte verbess. Aufl. 8. weiß Papier 8 fl. 15 kr. 5 Thlr. 12 gr.
ordin. Papier 5 fl. 30 kr. 3 Thlr. 16 gr.

Tobler, J. H., Gotthold, der wackere Seelsorger auf dem Lande. gr. 8. 2 fl. 1 Thlr. 8 gr.

Zschokke, H., Ueberlieferungen zur Geschichte unserer Zeit; vierter Jahrg. 1820. gr. 4. 11 fl. 7 Thlr.

— — vom Geist des deutschen Volks im Anfange des neunzehnten Jahrhunderts. 8. 1 fl. 30 kr. oder 1 Thlr.

— — der baierischen Geschichten erstes und zweites Buch; zweite verbesserte Aufl. gr. 8.
(Ist unter der Presse und wird Ende des Jahres erscheinen.)

H. R. Sauerländer in Aarau.

Inhalt.

Von dieser Zeitschrift erscheint monatlich ein Heft, jedesmal sechs bis sieben Bogen stark, nebst einem Intelligenzblatte; der ganze Jahrgang besteht demnach aus zwölf Heften; es können einzelne Hefte oder ein halber Jahrgang nicht besonders erlassen werden, sondern das Abonnement ist für einen ganzen Jahrgang festgesetzt; dafür ist der Preis 16 Schweizerfranken oder 11 Fl. rheinisch, und in Norddeutschland franko Leipzig 7 Rthlr. sächsisch. — Jede gute Buchhandlung in Deutschland und in der Schweiz, so wie alle Postämter und Zeitungs-Expeditionen nehmen Bestellungen darauf an; die Versendungen der Hefte geschehen jedesmal mit dem Anfang und in der Mitte eines Monats. Bekanntmachungen und literarische Anzeigen werden in den Intelligenzblättern mit 4 kr. oder 1 gr. für die gebrochene Zeile berechnet, und erhalten die allgemeinste Verbreitung, vermöge des ausgedehnten Wirkungskreises dieser Zeitschrift. Beiträge für dieselbe können unter der Adresse des Herausgebers oder Verlegers unmittelbar durch die Post eingesandt werden; in weiterer Entfernung können solche Beiträge, deren Inhalt keine Eile hat, auch an Herrn David Sauerländer in Frankfurt am Main, und in Leipzig an Herrn Buchhändler Friedrich Christian Wilhelm Vogel mit einem besondern Couvert versehen und mit der Bemerkung: zu Handen der Redaction der Ueberlieferungen, abgegeben werden, indem von beiden Orten häufige Versendungen an mich abgehen, wo solche Couverts franko beigelegt werden können.

H. R. Sauerländer.

Ueberlieferungen

zur

Geschichte unserer Zeit.



Jahrgang 1820.

November - Heft.

Aarau
bei Heinrich Remigius Sauerländer.

Die staatsthümlichen Verhältnisse des britischen Kriegsheeres.

(Im Auszuge aus den *Voyages dans la Grande-Bretagne*, entrepris relativement aux services publics de la guerre, de la marine, et de ponts et chaussées, en 1816, 1817, 1818 et 1819, par *Charles Dupin*, membre de l'institut de France etc. Première partie. *Force militaire.* 2 Volumes. Paris, Bachelier. 1820. 4. avec atlas.)

1.

Verhältnisse des Fürsten zur Kriegsmacht.

Der britischen Verfassung zufolge ist der Fürst *) das Oberhaupt der Armee. Sie soll seinen Befehlen allein nur gehorchen, und allen seinen Befehlen gehorchen, wofern durch diese die Grundgesetze nicht verletzt werden. Im letztern Falle würde der Gehorsam selbst für Empörung gegen das Vaterland erklärt. Die Schuldigen, ohne Unterschied von Grad oder Rang, würden an die Gerichtshöfe überliefert, und die Verweisung höherer Befehle mag sie gegen die Anwendung der Strafgesetze nicht schützen. **)

Der Arm der Gerechtigkeit trifft demnach zunächst das unmittelbare Werkzeug des verübten Schadens oder der Unterdrückung, und nur stufenweise steigt die Strafe zu den auf höhern Stellen befindlichen Schuldigen an. Dadurch haben die Briten, indem sie ein eroberndes Volk wurden, nicht aufgehört, ein freies Volk zu sein.

In Staaten, wo auf angeblich verfassungsgemäßen Grundlagen eine unumschränkte Gewalt errichtet werden sollte, ward vom Gesetzgeber der Grundsatz ausgesprochen: „Wer eine an sich willkührliche, aber von seinen Obern ordnungsgemäß befohlene Handlung begeht, könne dafür nicht gerichtlich belangt werden." Offenbar mag bei einem solchen Aufsteigen der Verantwortlichkeit vom geringsten Untergeordneten bis zum unbeschränkten Monarchen kein Einspruch mächtig genug sein, um eine solche Verkettung von Hindernissen zu überwinden, und kein Widerstand stark genug, um die Willkühr der Verwaltung und die Kriegsmacht in den Schranken des Gesetzes zu halten.

---

*) Man hat sich hier des durch berühmte Staatsrechtslehrer aufgestellten Unterschiedes bedient, demzufolge das Haupt der Regierung der Fürst genannt, und der Königs-Name dem Monarchen, hinsichtlich auf die ihm allein, oder in Vereinbarung mit Stellvertretern zustehende gesetzgebende Gewalt, ertheilt wird.

**) Um nur ein Beispiel anzuführen: Ein auf Brückenkähnen (pontons) als Schildwache stehender Soldat hatte Befehl erhalten, auf Jeden, der die seiner Wache anvertraute Schranke überschreiten würde, zu schießen. Er gab Feuer auf einen Briten, der seinem Rufe nicht gehorcht hatte, tödtete ihn, ward als Mörder angeklagt, und vom bürgerlichen Gerichtshofe, seines Wachtbefehls unerachtet, zum Tode verurtheilt.

Ausserhalb Großbritanniens ist die Macht des Fürsten völlig unbeschränkt; fremden Mächten gegenüber ist er der Bevollmächtigte und der Stellvertreter der Nation. Ihm steht ausschließlich das Recht zu, Krieg zu erklären und Frieden abzuschliessen, unter Bedingnissen, wie er sie entweder vorschreibt oder empfängt. Um aber für das britische Volk Verpflichtung zu haben, muß ein Vertrag durch einen Minister unterzeichnet, das will sagen, genehmigt sein, der für die Wahrung der National-Ehre und des Gemeinwohls den Bürgern mit seinem Kopfe bürgt.

Der Fürst kann aus eigener Macht seinen Bundesgenossen Hilfsgelder oder den Feinden Entschädnisse bewilligen. Aber weder die einen noch die andern darf er auszahlen lassen, wofern das Parlament die Abgabe nicht bewilligt hat, welche ihre Zahlung decken soll.

Ob er also gleich nach Gutfinden die Feindseligkeiten anfangen und den Friedensschluß verzögern kann, so ist er dagegen ausser Stand, einen von der Masse der Bürger mißbilligten Krieg geraume Zeit fortzusetzen.

Eine der Hauptursachen des Untergangs der Stuarte ging aus der Abneigung hervor, welche die Erörterungen erzeugten, die zwischen dem Parlament und den letzten Monarchen jenes Stammes über die Mittel zu Fortsetzung volkswidriger Kriege statt fanden. Das Parlament bewilligte zögernd und mit Widerwillen unzureichende Summen. Der Fürst, über den Umfang seiner Macht verblendet, glaubte Steuern ausschreiben zu können, welche die Vertheidiger und Bewahrer der Rechtsamen der Nation nicht bewilligt hatten. Die erste gesetzwidrige Handlung ging von ihm aus; die Unterdrückung erzeugte Widerstand. Das erbitterte Volk griff zu den Waffen, zum Schutze des Parlaments und gegen den König selbst; das Heer, durch Parteigänger bearbeitet und für die Sache der Bürger gewonnen, trat unter die Fahne der Empörung über, und ganz Europa sah mit Bestürzung die traurigen Ergebnisse des Kampfes einer Regierung, die sich unbeschränkte Gewalt anmaßt, gegen ein Volk, welches frei sein will.

Dieser Kampf zwischen der Kriegsmacht der Fürsten und der Bürgermacht des Parlaments ist die Ursache aller in diesem Königreiche statt gefundenen Unruhen, vom Tode der Königin Elisabeth bis zur Staatsumwälzung von 1688 gewesen; von diesem denkwürdigen Zeitpunkte an sind die wahren Grundsätze der britischen Verfassung feierlich anerkannt und von der neuen Dynastie klüglich beobachtet worden.

Dem Fürsten ist die Macht genommen, nach eigener Willkühr die Stärke des Heeres zu vermehren und für dessen Unterhalt die Bürger willkührlich mit Steuern zu belegen. Aber die ihm unbestritten zustehende Macht, welche er gesetzmäßig besitzt und ausübt; sein Ansehen, sein Reichthum und Ruhm, denen der Ruhm, der Reichthum und das Ansehen eines Volks, welches seine Größe seinen Institutionen verdankt, neuen Zuwachs verleiht; die Liebe der guten Bürger endlich und die persönliche Sicherheit, welche dem Monarchen seine Ehrfurcht vor der Verfassung gewährt, das sind die unschätzbaren Vorzüge, die den Verlust eines unseligen Vorrechts ersetzen.

Der König ist allezeit der Oberbefehlshaber des Heeres; er kann dessen Einrichtung nach Gutfinden ändern. Alle Stellen, Grade und kriegerische Ehrenbezeugungen hängen von ihm ab;

Alles geht von ihm aus, aber nichts geschieht unmittelbar durch ihn. Deshalb ist er unverletzlich. The king can do no wrong, der König kann kein Unrecht thun: weil er nichts durch sich selbst thun kann.

Die Befehle des Monarchen, ohne Unterschied, sind eher nicht exekutorisch, bis ein verantwortlicher Minister sie unterzeichnet hat. Die Minister bilden das nothwendige Verbindungsglied zwischen dem Fürsten und der Staatsgewalt.

Einer der Klagpunkte gegen den General Chatham, den Befehlshaber des Kriegszugs gegen die Insel Walchern, war ein geheimer Bericht, welchen er über seinen Feldzug für den König allein geschrieben hatte, von dem er gegen die Ansicht seiner Räthe ernannt war. *) Weil ein Oberbefehlshaber durch die Minister allein nur seine Aufträge und Befehle erhalten soll, so ist offenbar, daß ein amtlicher und geheimer Briefwechsel zwischen dem Monarchen und dem Befehlshaber jene Einrichtung vereiteln würde.

Es ist eine meistens befolgte Gewohnheit der britischen Regierung, daß das Ministerium, welches die Leitung der Geschäfte während eines wichtigen Krieges besorgt hat, seine Gewalt niederlegt, wenn es um Unterhandlung des Friedens zu thun ist. Dadurch findet dieses zwar allerdings seinen Vortheil in Fortsetzung der Feindseligkeiten; wenn aber bei einem freien Volke die öffentliche Meinung ihre Stimme erhebt, so gehorcht Alles ihrer Macht und die Regierung legt die Waffen nieder. Eine gründliche Erfahrung hat die Ueberzeugung gebracht, daß man, zu Erzielung eines billigern und eben dadurch vortheilhaftern Friedens, besser thut, neue und solche Männer ans Staatsruder zu berufen, die bei der Abfassung der Verträge von Haß und Rachgefühlen und von solchen Vorurtheilen frei sind, welche sich der Gemüther bemächtigen, deren Anstrengungen lange Zeit auf den Sturz einer Macht hingerichtet waren, mit welcher neue Freundschaftsbande zu knüpfen erforderlich wird. **)

Bei Uebernahme der Verwaltung ist jedes Ministerium im Fall, sich über die Grundlagen und das System seiner Geschäftsführung zu verständigen; für die Befolgung der von ihm genehmigten Plane läßt der Fürst seinen Bevollmächtigten alsdann den erforderlichen Spielraum. Inzwischen geschah, daß Könige sich einen geheimen Rath bildeten, dessen Beschlüssen die Minister folgen mußten, so daß alle Gewährleistungen der Verfassung dadurch vereitelt wurden. Dieses Verfahren war es, wodurch Georg III, der übrigens seinen Fehler durch viele Tugenden des Privatmannes und des Regenten wieder gut machte, Englands Leiden gesteigert

*) Man vergleiche die Parliamentery debates von 1809.

**) So traten in den Jahren 1782 und 1801 die Ministerien ab, welche den Krieg geleitet hatten, und ein neues Ministerium übernahm die Verwaltung, unter der Verpflichtung, Frieden zu schliessen. Anders verhielt es sich in den Jahren 1814 und 1815; auch hat von keinem Kriege her ein so tiefer Haß in den Herzen der Völker gewurzelt, als durch diese Friedensschlüsse geschah, wo ganze Nationen unter caudinischen Jochen sich biegen mußten, andere verschenkt, und noch andere verkauft wurden: alles um niedrigen Preis.

hat, in jener beharrlichen Verlängerung des Kampfes mit den Kolonien, welche gegenwärtig die vereinten Staaten von Amerika bilden. Das Ministerium fühlte das dringende Bedürfniß des Friedens. Aber der König weigerte sich, das einzige Mittel, welches diesen gewähren konnte, zu ergreifen; die Regierung beruhte auf einem geheimen Rathe, der mit den Ansichten des verantwortlichen Rathes im Widerspruch stand und auf Kosten des Gemeinwohls auf unbeschränkte Herrschaft hinstrebte. Der große Chatham hatte, in der Ueberzeugung, daß unter solchen Umständen das Wohl des Vaterlandes zu befördern unmöglich sei, sein Amt großherzig niedergelegt, und nachdem er aufgehört hatte, Minister zu sein, um einzig nur als Stellvertreter der Bürger zu handeln, stand er nicht an, vor der ganzen Nation das verfassungswidrige Betragen des Monarchen zu enthüllen; das Traurigste für England aber war, daß Lord Cathams's Hingebung der Freiheit des Landes keinen Nutzen gebracht hat.

Der gesetzliche Pfad, auf welchem die höchste Gewalt vom Fürsten an die Befehlshaber des Heeres übergeht, ist dieser: Im Rathe der verantwortlichen Minister, im **Kabinete**, werden alle Maasnahmen erörtert und die Beschlüsse gefaßt. Der **Staatssekretär für das Kriegs- und Kolonial-Wesen**, ein Mitglied des Staatsraths, hat die allgemeinen Befehle für Aufstellung und Entlassung der Truppen, für Bildung und Leitung der Kriegszüge zu ertheilen.

Ein Oberbefehlshaber der britischen Landmacht ist mit der Vollziehung dieser Befehle, so weit solche in Großbritannien selbst vollzogen werden sollen, beauftragt. Die Bildung, der Unterricht und die Mannszucht der Armee sind ihm insbesondere übertragen.

Die britischen Besitzungen jenseits des Meeres sind in Provinzen vertheilt, wie die Prokonsulate des alten Roms. Ihre Vertheidigung ist Zivil- und Militär-Statthaltern übergeben, welche in der Eigenschaft von Truppen-Befehlshabern, hinsichtlich der Bildung und Disziplin der Truppen, die Weisungen des Oberbefehlshabers empfangen.

Der **Staatssekretär des Innern**, Mitglied des Staatsraths, ist mit der Bildung und dem Dienste der ansässigen Milizen oder der Nationalgarden beauftragt.

Ein Minister, welcher nicht Sitz im Staatsrathe hat, besorgt die Kriegsverwaltung; er führt den Titel Kriegssekretär (Secretary at war); zu Vermeidung jeder Zweideutigkeit will man ihn **Sekretär der Kriegsverwaltung** nennen.

Der **Oberst-Befehlshaber der Ordonnanzen** (maitre général des ordonnances) endlich, welcher Mitglied des Staatsraths ist, leitet das Persönliche und Materielle der Artillerie und des Geniewesens.

Es war nothwendig, diese Erklärungen vorauszusenden, um die Darstellung der Verhältnisse des Parlaments zur Kriegsmacht deutlicher zu machen.

5.

Von dem Kriegsheer im Verhältniß zum Parlament. — Strafgesetzbuch der Armee.

Die landesherrliche Gewalt der britischen Nation wird unbeschränkt durch das Parlament der vereinten Königreiche, England, Schottland und Irland, die das großbritannische Reich bilden, ausgeübt. Das Parlament des Reichs besteht aus drei unabhängigen Gewalten, dem Könige, der Pairskammer und dem Hause der Gemeinen.

Keine Truppen dürfen aufgestellt oder beibehalten werden, ausser mit Zustimmung aller drei gesetzgebenden Gewalten. In eben dem Geist und aus den nämlichen Gründen, um derenwillen das Parlament die Erhebung der Steuern für die Staatsausgaben nur auf ein Jahr bewilligt, wird hinwieder auch die Berechtigung zur Aufstellung und Erhaltung einer Armee der vollziehenden Gewalt nur für die gleiche Zeit ertheilt.

Die Urkunde, wodurch alljährlich der Regierung diese Vollmacht übertragn wird, beginnt mit der ausdrücklichen Anerkennung der Rechte des Parlaments hinsichtlich auf die Kriegsmacht; sie bestimmt die Truppenzahl, welche der Fürst beibehalten oder unter die Fahnen rufen kann; sie setzt endlich die Grundlagen der auf die Krieger anzuwendenden Strafgerichtsbarkeit fest.

Der Eingang dieser wichtigen Urkunde, die unter dem Namen Mutiny Act bekannt ist, und die wir das Kriegsgesetz nennen wollen, lautet also:

„In Betrachtung, daß in Friedenszeiten die Aufstellung und Unterhaltung eines stehenden Kriegsheeres in den vereinten Königreichen von Großbritannien und Irland, wofern dieselbe vom Parlament nicht bewilligt ward, gesetzwidrig ist."

„Daß Se. Majestät und das gegenwärtige Parlament nothwendig erachten, 1) daß ein Truppenkorps aufgestellt werde, für die Sicherheit der vereinten Königreiche, für die Vertheidigung der Kronbesitzungen und für die Erhaltung des Gleichgewichts der Macht in Europa; 2) daß die Gesammtzahl dieser Truppen*) (für 1819) in 81,841 dienstthuenden Offiziren und Soldaten bestehen soll, nebst 12,276 Offizieren und Soldaten, die im Laufe des Jahres entlassen werden."

„In Betrachtung, daß Niemand einem Urtheil über Leben und Gliedmaßen, oder irgend einem Strafurtheil nach Kriegsgesetzen, in Friedenszeiten unterworfen, oder anders denn durch Seinesgleichen, den bestehenden und bekannten Gesetzen des Königreichs gemäß, beurtheilt werden soll."

„In Betrachtung jedoch, daß, um die obgedachten Truppen im Pflichtgehorsam zu erhalten, es erforderlich wird, daß sie ein Disziplinar-Gesetz befolgen, und daß jeder Soldat, welcher sich empören, Aufwiegelung anzetteln oder ausreissen würde, schneller und abschreckender bestraft werde, als die gesetzlichen Formen mit sich brächten."

„Hat der König, mit dem Rath und der Zustimmung der geistlichen und weltlichen

*) Nicht einbegriffen das besoldete Heer der ostindischen Gesellschaft.

Lords und der Stellvertreter der Gemeinen, zum wirklichen Parlament versammelt, und in Kraft der Gewalt eben dieses Parlaments, verordnet, ein Jeder, welcher Offiziers-Gehalt bezieht oder beziehen wird, wer als Unteroffizier oder Soldat angeworben und bezahlt wird, der ist während der ganzen Dauer dieser Urkunde der durch eben dieselbe eingeführten Militär-Gesetzgebung unterworfen."

Das Gesetz, dessen Geist und Dauer hier bezeichnet wird, ist in jeder Hinsicht der Beachtung aller Staaten würdig, welche verfassungsgemäße Regierungen haben. Es werden darin zunächst die Arten und die Ausdehnung der Strafen bestimmt, welche auf die Krieger angewandt werden dürfen. *) In gewissen Fällen bleibt, unter mildernden Umständen, dem Befinden der Richter die Minderung der Strafe überlassen. Dem König ertheilt es, für die Dauer eines Jahres, die Befugniß, 1. Kriegsgerichte **) den gesetzlichen Formen gemäß einzuberufen; 2. die unter dem Namen der Kriegsartikel bekannten Verordnungen für die Erhaltung der Mannszucht im Heere abzufassen; und in diesen Verordnungen, nach Gutbefinden, solche Vergehen, die das Kriegsgesetz nicht erwähnt, mit Strafen zu belegen, welche den Verlust des Lebens oder der Gliedmaßen des Schuldigen nicht begreifen. Eine so ungeheure Gewalt wäre mit der Regierung eines freien Volks unverträglich, wofern die Freiheit des Landes überhaupt, die Mäßigung des Fürsten und die Klugheit der Minister nicht zusammenwirkend den Gebrauch einer willkührlichen Gewalt beschränken würden, die um so furchtbarer erscheinen kann, als sie gesetzlich anerkannt ist. Manche wohlthätige Maasnahmen geben inzwischen Ersatz für das, was anderseits im Uebermaas eingeräumt worden ist.

Es bestimmt das Gesetz die Zahl und Einrichtung der Heerschauen sowohl, als der Strafen, womit die zum Nachtheil der Truppen oder des Staats begangene Untreue soll bestraft werden. Es untersagt dasselbe bei schwerer Strafe den Zahlmeistern, Beamten und Offizieren jeden Rückbehalt vom Sold der Truppen, der nicht ordnungsmäßig geschehen muß. Es sichert jedem durch Ueberlistung angeworbenen das Mittel, unverzüglich wieder frei zu werden; wogegen hinwieder auch jeder Bürger, der in den Waffendienst seines Landes getreten ist, eidliche Verpflichtung, deren Form vom Gesetzgeber ausgesprochen wird, leisten muß. Er setzt, wie für die Angabe der Ausreisser eine Belohnung, so für ihre oder der Kriegsgeräthschaften Verheimlichung die Geldstrafe fest. Er bestimmt das Verfahren für die Einquartierung der Kriegsleute,

---

*) Es sind die Todesstrafe, lebenslängliche oder zeitliche Deportation, Brandmarkung und Staupbesen.

**) Es gibt allgemeine Kriegsgerichte für Großbritannien, Irland und die jenseits dem Meere gelegenen Provinzen. von ihren Urtheilen findet keine Appellation und einzig nur Rekurs an die Gnade des Königs statt; der König verwandelt die Todesstrafe ziemlich häufig in lebenslängliche oder zeitliche Deportation. Neben jenen bestehen Regiments-Gerichte für Handhabung der Disziplin der einzelnen Abtheilungen. Diese können w der Todes- noch Verstümmelungs-Strafen aussprechen; ihre Urtheile können an die allgemeinen Kriegsgerichte appellirt werden.

die nur bei gewissen Gewerbsleuten, den sogenannten Publicanern, *) geschehen darf. Es beschäftigt sich das Gesetz sogar auch mit kleinlichen Bestimmungen, welche dem Krieger, auf dem Marsch oder im Quartiere, eine zugleich unkostbare, reichliche und gesunde Nahrung, und hinwieder auch die ungesäumte Bezahlung aller Bedürfnisse der Soldaten und Offiziere sichern. Es ordnet das Verfahren der Schuldenbetreibung gegen Dienstthuende an. Alles, was Requisitionsfuhren und ihre Zahlung betrifft, ist mit gleicher Sorgfalt bestimmt. Und endlich verdient, als eine der wichtigsten Gewährleistungen, die schöne Verfügung ausgehoben zu werden, der zufolge kein Offizier, bei fünfhundert Franken Strafe, gewaltsam in irgend ein Haus eindringen darf, wofern er nicht mit dem schriftlich ausgestellten Befehle eines Friedensrichters versehen ist, welcher selbst einen solchen Befehl hinwieder nur in gesetzlich bestimmten Fällen ertheilen darf. Durch solche Maasnahmen konnte der Gesetzgeber das schöne Sprichwort zu einem der Grundsätze britischer Freiheit erheben: Des Briten Haus ist eine Festung. **)

Wenn also immerhin auch einige Bestimmungen des Kriegsgesetzes, der Kriegerwürde, der Freiheit und füraus der Menschlichkeit angepaßter sein könnten, und zu wünschen sein möchte, daß der Willkühr der Krone in Bestrafung der Vergehen weniger Spielraum eingeräumt wäre, so sind hingegen die Grundlagen der Gesetzgebung weise berechnet, und es sind für eine Menge der wichtigsten Verhältnisse, die gegenseitigen Rechte und Pflichten des Fürsten und der Armee, der Bürger und der Krieger, der Soldaten und der Offiziere, durch das Gesetz mit großer Umsicht und Billigkeit ausgeschieden.

3.

Von den durch das Parlament und vom Fürsten ertheilten National-Belohnungen.

Für große Kriegsthaten lassen das Parlament und der Fürst sich angelegen sein, den Oberbefehlshabern, Offizieren und Soldaten Beweise der öffentlichen Hochachtung und der Dankbarkeit der Nation zu ertheilen.

Denkmäler zum Ehrengedächtniß der auf dem Schlachtfelde gefallenen Helden, Ehrenauszeichnungen und Belohnungen ihrer Familien, an die siegreiche Armee gerichtete Danksagungen des Parlaments; Grade und Ehrenzeichen, welche der Fürst der Einsicht und Tapferkeit der Offiziere und Heerführer, die ihren Sieg überlebt haben, bewilligt: dies sind die glanzreichen Zeichen der Dankbarkeit eines freien Volks.

Ein denkwürdiges Beispiel des Zusammenwirkens der vollziehenden und gesetzgebenden Gewalt für die Ertheilung so glorreicher Geschenke wird die Sache augenfälliger machen.

Am 21. März 1801 fiel der General Abercromby im Gefecht als Anführer seiner Truppen

*) Unter dem Namen Publicaner versteht man Wirthe und Kleinverkäufer von Bier, Wein, geistigen Getränken u. s. w.

**) The house of an Englishman, his castle. Als Uebersetzung des schönen römischen Gesetzes: Domus tutissimum cuique refugium atque receptaculum.

am Gestade der Bucht von Abukir. Am 18. Mai schon beschloß das Unterhaus mit Einmüthigkeit, den König durch eine Eingabe zu ersuchen, in der St. Paulskirche ein Denkmal zum Gedächtniß des sehr ehrenwerthen Sir Ralph Abercromby, Generallieutenants und Oberbefehlshabers von Sr. Majestät Landtruppen im Feldzuge nach den Küsten Aegyptens errichten zu lassen. „Zum Gedächtniß des Heerführers," besagt die Eingabe des Unterhauses, „welcher am 11. März 1801, tödtlich verwundet, auf dem Schlachtfelde geblieben ist, um die tapfern unter ihm stehenden Truppen durch seine Befehle zu leiten und durch seine Gegenwart aufzumuntern, bis der wichtige und glänzende Sieg jenes denkwürdigen Tages erfochten war." Der Schluß der Eingabe ertheilt Sr. Maj. die Versicherung, die Kammer werde sehr geneigt sein, die Kosten der Errichtung des Denkmals zu decken. In der nämlichen Sitzung beschloß die Kammer, mit gleicher Einmüthigkeit, Danksagungen (thanks) für den ehrenwerthen Generalmajor Johann Elias Hutchinson, den zweiten Befehlshaber, für die Generalmajore und die verschiedenen Offiziere der Armee, wegen ihres Betragens in Aegypten, und vorzüglich in der Schlacht vom 21. März. „Die Kammer erklärt den vollkommenen Beifall, welchen sie ertheilt und ausspricht, der ausgezeichneten Ordnung, Mannszucht, Kaltblütigkeit und Tapferkeit, welche die Unteroffiziere und Soldaten der unter den Befehlen des verewigten Sir Ralph Abercromby, in den denkwürdigen und glänzenden Waffenthaten der Armee von Aegypten zu Tage gelegt haben. Die Kammer beschließt, es soll diese Erklärung den Truppen durch die Anführer der verschiedenen Abtheilungen kund gemacht und dieselben ersucht werden, ihnen im Namen des Hauses der Gemeinen von Großbritannien, für ihr musterhaftes und rühmliches Betragen zu danken. Endlich dann beschloß die Kammer, es soll ihr Präsident diese Beschlüsse dem ehrenwerthen Generalmajor J. E. Hutchinson, Oberbefehlshaber der Truppen des ägyptischen Feldzugs, zu Handen der betreffenden Heerführer und Offiziere übermachen.

Sogleich am 20. Mai ließ der König dem Unterhause antworten, er werde für die Errichtung von Abercromby's Denkmal Befehle ertheilen; und am nämlichen Tage erließ er eine Botschaft an die Kammer, um sie zur Theilnahme für die Belohnung an die Familie des Helden einzuladen. Die Wittwe soll den mit der Pairswürde auf die Kinder des Generals übertragbaren Titel Freyin (baronesse) und einen auf ihre zwei in männlicher Linie einander folgenden Erben übergehenden National-Jahrgehalt von zweitausend Pfund Sterling beziehen. Am nächstfolgenden Tage hatte sich das Unterhaus bereits auch zum Finanzausschuß gebildet und seinen Beschluß erklärt, den Betrag des für Abercromby's Familie vorgeschlagenen Jahrgehalts zu decken.

Es verdient bei diesen verschiedentlichen Ausdrücken öffentlicher Dankbarkeit die Weisheit ihrer Vertheilung zwischen den Fürsten und die Stellvertreter des Volks bemerkt zu werden. Das Parlament ist es, welches im Namen des britischen Volks erklärt, die Befehlshaber, Offiziere und Soldaten haben den Dank der Nation verdient. Der Präsident des Unterhauses übermacht dem Befehlshaber unmittelbar den Dank, welchen die gesetzgebende Versammlung der

Armee zuerkannt hat. Für das zum Gedächtniß eines Helden auszuführende Denkmal spricht das Parlament seinen Wunsch aus, übermacht ihn dem Monarchen, welcher als Haupt der vollziehenden Gewalt für die Errichtung des Denkmals den Beschluß faßt. Der König, als die Quelle aller Ehrenauszeichnungen, ertheilt den Abkömmlingen des Generals Abercromby die Pairswürde. Er wünscht damit einen Jahrgehalt zu verbinden, und legt das Begehren dafür dem Unterhause vor, weil diesem ausschließlich zusteht, neue Staatsausgaben zu bewilligen: das Unterhaus entspricht dem Verlangen des Fürsten.

Wenn hier das britische Parlament, an Großmuth und Edelsinn dem römischen Senate gleichkommend, den um das Vaterland wohlverdienten Kriegern Belohnungen zuertheilt, wie sie einer großen Nation würdig sind, so muß mit gleicher Unpartheilichkeit bemerkt werden, daß der Glanz dieses Beifalls mehr denn einmal durch Ertheilung gleicher Ehrenauszeichnungen für ganz gewöhnliche, oder auch wohl für entehrende Thaten getrübt worden ist.

Bei Anlaß der freiwilligen Bewaffnungen in Großbritannien und Irland zu Abwendung des unter der Konsular-Regierung beabsichtigten französischen Ueberfalls, sprach das Parlament gegen die freiwilligen Vertheidiger des Vaterlandes den Dank der Nation aus, ohne daß irgend eine Waffenthat oder Gefahr die Ehre begründen konnte, welche bisher als einzige Belohnung der größten und gelungensten Unternehmungen betrachtet ward.

Nach den im Kriegszuge der Insel Walchern erlittenen Unfällen erklärte das Parlament, die Flotte und die Armee hätten sich um Großbritannien wohl verdient gemacht; während viel eher eine ernste Bestrafung den Heerführer hätte treffen sollen, der nicht alsogleich bis unter die Mauern Antwerpens vorgerückt, so wie den Admiral, welcher nicht zu rechter Zeit die Schelde heraufgefahren war. Hinsichtlich der Truppen aber, wie tapfer und ausharrend sie sich auch gezeigt haben mochten, wenn sie nach erlittenen Unfällen Belobung erhalten, welche andere bleibt ihnen alsdann für den Sieg übrig?

Es war ein in beiden Kammern allzumächtig gewordenes Ministerium, das die Schande einer mißglückten Unternehmung durch einen Schritt bemänteln zu können glaubte, welcher in der That dem Parlament nur einen wichtigen Theil seiner moralischen Kraft entziehen konnte; diejenige nämlich, durch einen einfachen Beschluß Kriegertugend, Aufopferung und Sieg lohnen zu können.

Unter einer despotischen Regierung, wo die Wahrheit über Vorgänge im Ausland nur durch bezahlte Werkzeuge dem Volke bekannt wird, mag es zuweilen, jedoch immer nur für eine kurze Weile, nützlich gefunden werden, daß man die öffentliche Meinung täusche. In einem Lande hingegen, wo die Preßfreiheit die Grundlage aller übrigen Freiheiten ausmacht, da kann es nur dem höchsten Unverstande einfallen, die öffentliche Stimme durch einen Beschluß irre führen zu wollen, welcher Dingen, worüber das Vaterland errötheu muß, Lob ertheilt.

Das Kriegs-Budget.

Es begreift dieser Abschnitt die dem Parlament durch den Sekretär der Kriegsverwaltung

und durch den Oberzahlmeister der Landtruppen eingereichten Rechnungen und die Prüfung derselben durch besonders dazu beauftragte Ausschüsse.

So wie gewissermaßen die ganze Regierungs-Verwaltung zur Zeit der Vorlegung des Budget, vom Parlamente gewürdigt wird, so ist die Kriegsverwaltung alsdann insbesondere ein Gegenstand seiner genauen Prüfung, und es werden durch die Erörterungen in den Sitzungen, vorzüglich aber durch die Ergebnisse der einzelnen Untersuchungen und Zeugenverhöre (enquêtes) eine Menge auch kleiner Umstände beleuchtet, deren Vollkommenheit oder Mangelhaftigkeit auf den Stand der Armee einflußreich ist.

Die Kriegsausgaben zerfallen in die beiden Hauptklassen der ordentlichen und der ausserordentlichen. Die erstern begreifen die Gehalte, den Sold und überhaupt alle Kosten der Verwaltung und des Heeres, insoweit sie zum Voraus genau bestimmt werden können, und dieser Theil des Budget führt die Aufschrift: Berechnung des Armee-Dienstes für das Jahr .... Er wird zu Anfang jedes Jahres vorgelegt und sein Betrag auch zum Voraus bewilligt. Die Nationaltruppen erscheinen auf diesem Budget allezeit von den fremden Truppen getrennt. Der Unterhalt der letztern macht eine eigene Abtheilung aus, und dem Parlament steht dadurch jederzeit die Befugniß zu, ihre Besoldung zu verweigern, wenn die Beibehaltung oder Aufstellung derselben mit dem Gemeinwohl unverträglich erachtet wird.

Es werden aber nicht nur die Gesammtausgaben jedes Rechnungspostens einzeln verzeichnet, sondern die verschiedenen Gehalte und alle auf einen Posten Bezug habenden Lieferungen werden dermaßen genau gesöndert, daß kein Individuum in der Armee gefunden wird, welches nicht als Einheit zum Vorschein kommt, theils bei der Zählung der Dienstpflichtigen von jedem Grad und Rang, theils in der Besoldungsliste seiner Klasse.

Der Ober-Kriegszahlmeister überreicht dem Unterhause die Rechnung der im verflossenen Jahr stattgefundenen ausserordentlichen Ausgaben. Diese begreift die sämmtlichen unvorgesehenen Ausgaben der Armee. Zuerst wird darin der Ort angegeben, wo die Ausgabe statt gefunden hat, Gibraltar zum Beispiel, St. Helena, Helgoland u. s. w.; hernach Namen und Grad desjenigen, der jede einzelne Summe empfangen hat, mit Bezeichnung der Dienste, wofür die Zahlung geleistet ward; eine dritte und letzte Kolonne gibt die bezahlte Summe selbst in Zahlzeichen an. Den Schluß macht die Bilanz zwischen allen Ausgaben und den theils neu bewilligten Zahlungen (crédits), theils von frühern Bewilligungen herrührenden, noch ungebrauchten Rückständen.

Diese Angaben erscheinen zwar trocken und langweilig, sie können aber allein nur den Beweis leisten und darthun, mit welcher Genauigkeit, Pünktlichkeit und Offenkundigkeit bei Prüfung der Armee-Rechnungen in England verfahren wird. Durch diese ins Kleinlichte gehende Genauigkeit steht sich das Parlament jederzeit in den Stand gesetzt, die Natur und den Umfang der durch die Regierung vorgeschlagenen Ausgaben zu beurtheilen. Und durch den unabänderlich angeordneten Druck des Budgets sowohl und ihrer Hauptbelege, als der Berichte

der Ausschüsse über dieselben, mag sich hinwieder jedes Mitglied der Kammer einen richtigen Begriff von den Ausgaben jedes Jahres machen, um dieselben mit den vorhergehenden Kriegs- oder Friedens-Jahren zu vergleichen.

Die Parlamentsglieder erhalten auf diesem Wege über die Statistik der Stärke und Verwaltung des Heeres die reichhaltigsten Kenntnisse. Das Rechnungssystem ist allgemein bekannt und anerkannt, wodurch eine Menge unzusammenhängender Erörterungen vermieden bleiben und der regelmäßige Geschäftsgang wesentlich erleichtert wird.

Wenn eine mißbräuchliche oder überflüssige Ausgabe, die anfangs unbemerkt geblieben war, dahin gediehen ist, daß sie die Aufmerksamkeit des Parlaments beschäftigt, so verordnet das Unterhaus zunächst, daß alle Schriften und Belege, welche über die Verhältnisse jener Ausgabe Aufschluß geben können, in seine Kanzlei gebracht werden sollen, damit entweder sämmtliche Mitglieder oder diejenigen eines Untersuchungs-Ausschusses davon Kenntniß nehmen können, und meist wird nachher auch der Druck dieser Papiere verordnet. Dies geschah in der Sitzung von 1819 hinsichtlich der Verwaltung der Munitions- und Geräthschaften-Vorräthe.

Um zu Kriegszeiten, in schwierigen Augenblicken, einer solchen nähern Prüfung auszuweichen, erklären die Minister oftmals, das Gemeinwohl erheische über den einen oder andern Theil der Verwaltung vorübergehendes Geheimhalten. Alsdann wird die Untersuchung auf gelegenere Zeit verschoben. Sobald aber die Umstände weiter keinen Vorwand zu Deckung der ministeriellen Verantwortlichkeit darreichen, werden die Rechnungen gefordert, deren Vorlegung früher verweigert worden war.

Während also einerseits die Minister in ihren Verrichtungen, wo die Wohlfahrt des Staats es erheischt, ungehemmt bleiben; anderseits aber auch ihre Verantwortlichkeit nur vorübergehend gedeckt bleibt, muß das Gewicht der letztern sie selbst nur um so vorsichtiger machen. Sie müssen von jedem Mißbrauch des Nationalvertrauens um so mehr zurückgehalten werden, als dieses in schwierigen Zeitpunkten seine theuersten Interessen ihren Händen unbedingt und vollends anvertraut hat.

Erhöhung und Verminderung der Gehalte.

Ein besonderer Finanzausschuß war im Jahr 1797 beauftragt worden, die Ausgaben der verschiedenen Staatsverwaltungen genauer zu prüfen und diejenigen Verbesserungen vorzuschlagen, welche er in den Ausgaben thunlich achten würde. In dem zweiundzwanzigsten seiner Berichte beschäftigte sich dieser Ausschuß insbesondere mit der Vermehrung und Verminderung der Gehalte der Staatsbeamten und Angestellten, und er schlug eine jährlich zu wiederholende Arbeit vor, die den immer zunehmenden Mißbräuchen in den Verwaltungen der Ministerien ein Ziel zu setzen geeignet wäre. „Es würde (so drückt sich der Bericht aus) ein großer Schritt zum sparsamern Haushalte gethan sein, wenn das Parlament gut fände, die Vorlegung jährlicher Rechnungen über alle im Laufe des Jahres eingetretenen Vermehrungen und Verminderungen in den Gehalten, Entschädnissen, Beilagen und Ausgaben aller Art in allen Dienststellen

anzuordnen.“ Der Vorschlag erhielt den verdienten Beifall, das Parlament genehmigte denselben und die Regierung selbst konnte nicht umhin, seine Wohlthätigkeit und sein Bedürfniß anzuerkennen.

In Folge desselben wird seither von jedem Ministerium alljährlich dem Unterhause eine vergleichende Uebersicht der Ausgaben des verflossenen und laufenden Jahres, mit einem vollständigen Verzeichniß aller Veränderungen in den Verwaltungs- und Kanzlei-Kosten eingereicht. Jede neue Stelle mit dem ihr angewiesenen Gehalt oder Entschädigung; jede von Beförderung oder Dienstalter herrührende Gehaltsvermehrung; alle Soldverminderungen, Ruhegehalte und Jahrgelder, welche an die Stelle wirklicher Dienstgehalte treten; die vermuthliche Veränderung endlich, in mehr und minder, der Kanzleikosten u. s. w., unter dem Titel zufälliger Ausgaben. Diese Ausgabetitel alle werden, wenn ein Mehrbetrag zum Vorschein kommt, in die Rubrik der Vermehrungen, und wo es ein Minderbetrag ist, in die Verminderungen eingezeichnet; zugleich wird die Begründung jeder Aenderung erklärt und der sie bewirkende Befehl angeführt. Der Zusammenzug aller Hauptrubriken in Mehr und Minder gewährt den summarischen Ueberblick des Wechsels, welcher, sei es in vermehrter Ausgabe oder in Ersparniß, zwischen der Verwaltung des verflossenen und der des laufenden Jahres vorhanden ist. Die Eingaben der einzelnen Ministerien werden auch in einen General-Etat vereinbart und die Sammlung dieser jährlichen Eingaben bildet einen Folioband, welcher jedesmal gleich den übrigen für das Unterhaus bestimmten Schriften gedruckt wird, und jedes Parlamentsglied in den Stand setzt, mit Sachkenntniß über die in den verschiedenen Zweigen der Verwaltung geübte Sparsamkeit oder Verschwendung zu urtheilen, und bei Behandlung des Budjet auf sichere Angaben hin, die Verbesserung der eben nur beginnenden oder später erst wahrgenommenen Mißbräuche zu fordern.

Diesen Einrichtungen, in Verbindung mit der Preßfreiheit und der Offenkundigkeit aller Verhandlungen, war es zu verdanken, daß die britische Regierung bis gegen das Ende des verflossenen Jahrhunderts gleichzeitig eine der mächtigsten und reichsten, und dabei jedoch auch eine der mindest kostspieligen in Europa sein konnte. Die blutigen Kriege aber, deren Ursache oder Vorwand die französische Revolution gewesen ist, haben nach und nach die Verwaltung von Großbritannien dermaßen verändert, daß es im Auslande schwer hält, sich einen richtigen Begriff davon zu machen. Am allermeisten trug der letzte Krieg dazu bei, während dessen England ungefähr das Arsenal, das Schatzamt und das Ministerium aller gegen Frankreich verbündeten Mächte gewesen ist, und sie zuletzt auch alle, mit Ausnahme des alten Frankreichs, vereinbart hat.

Alle Zweige der britischen Verwaltung wurden damals mit Arbeiten überhäuft; die Zahl der untergeordneten Bediensteten mußte vervielfältigt werden. Die ausgedehntern, mühsamern und schwierigern Geschäfte der Oberbeamten erheischten Gehaltsvermehrungen, in Verhältniß der wichtigern Dienste, die sie dem Staate leisteten, und der Friede allein nur konnte diesem Uebermaas ein Ziel setzen.

Mit dem auf 1815 folgenden Jahre veränderte sich auf einmal die ganze Lage der Dinge. Die Stockung des Handels und der Manufakturen; die unfreiwillige Geschäftlosigkeit einer Menge von Arbeitern und Handwerkern, zurückgekehrter Matrosen und entlassener Soldaten; diese Alle, meist in dürftigen Umständen, welche durch die damals herrschende Theurung zu großem Elend gesteigert wurden; die Volksbewegungen und ihre drohenden Erscheinungen — zwangen die Regierung, sich ernstlich mit Maasregeln zu beschäftigen, welche die durch übermäßigen Anwachs der Staatsschuld und die Ausdehnung aller Verwaltungszweige herbeigeführte unerträgliche Last der öffentlichen Ausgaben mindern konnten. Zu diesem Ende ward dann auch dem Unterhause von Lord Castlereagh der Antrag zu Ernennung eines besondern Finanz-Ausschusses gemacht, der den Auftrag erhielt: 1) die Einnahmen und Ausgaben des verflossenen Jahres (1816) zu prüfen; 2) die wahrscheinlichen Einnahmen und Ausgaben der Jahre 1817 und 1818 abgesondert zu würdigen und festzusetzen; 3) dem Unterhause von Zeit zu Zeit über seine Arbeiten und Verhandlungen Bericht zu erstatten; und 4) endlich die Maasnahmen vorzuschlagen, welche zu Erleichterung des Staats, ohne Nachtheil für das Gemeinwohl, durch Ersparnisse getroffen werden könnten.

Es wurden in diesen Ausschuß die angesehensten Männer der ministeriellen und Oppositions-Partei gewählt. Seine Mehrheit bestand allerdings aus Anhängern des Ministeriums, und die Arbeiten geschahen demnach auch in einem der vollziehenden Gewalt günstigen Sinne. In manchen Hinsichten ward vielleicht nicht Alles geleistet, was die Lage der Finanzen und die gemeine Noth hinsichtlich auf Ersparnißvorschläge fordern konnten. Im Ganzen jedoch muß man dem Ausschuß Gerechtigkeit widerfahren lassen; es sind durch ihn eine Menge Mißbräuche beseitigt worden, und wenn dies nicht auf einmal mit allen geschehen konnte, so sind doch manche der wichtigsten zuerst angegriffen, und dadurch ist die Arbeit der folgenden Jahre wesentlich erleichtert worden.

Es hat dieser Finanzausschuß im Zeitraum dreier Jahre dem Unterhause eilf Berichte eingereicht, die meisten sehr ausführlich, gehaltreich und wichtig. Beim Gegeneinanderhalten der Berichte von 1817 und 1818 finden sich in den ersten die Vorschläge wohlthätiger Verbesserungen, und in den zweiten die vom Ministerium eingeschlagenen Wege zu deren Ausführung und Anwendung. Freilich mögen Gemeinwohl und Wahrheit nicht ohne Ueberwindung von Schwierigkeiten den Sieg davon tragen. Aber es öffnen die parlamentarischen Formen jedem das gemeine Beste bezweckenden Gedanken eine Bahn, worauf er, durch den Beifall der Meinung verstärkt, durch die Beredsamkeit der Sprecher und das Talent der Schriftsteller gehoben, fortgehend an Stärke gewinnt und endlich genehmigt wird.

Die Selbstsucht und die Leidenschaften der Menschen, die sich ihren Handlungen allen, auch den lobenswürdigsten, beigesellen, sind es, was den Fortgang des Bessern am meisten hemmt. Die Opposition ist nicht damit zufrieden, ihre Vorschläge als wohlbegründet und nützlich darzustellen, sie will dem Ministerium vollends auch alle Vernunft absprechen. Durch Ueber-

treibungen glaubt man die Stärke der Gründe zu erhöhen, und verfehlt damit in der That nur den beabsichtigten Zweck. Das Ministerium hinwieder, auf seine genauern Kenntnisse der Geschäfte im Einzelnen und im Ganzen vertrauend, und durch das Gefühl seiner Stärke, öfters auch durch seinen Uebermuth, hingerissen, stößt demüthigende Erinnerungen und Angriffe, die oft nicht zum besten überlegt waren, verächtlich von sich, erwiedert empfangene Beleidigungen durch andere, und wenn es die Schwäche seiner Waffen inne wird, birgt es sich hinter die Wälle der Vorrechte oder höherer Staatsrücksichten.

So mögen dann öffentliche Erörterungen in der That nur selten unmittelbare Verbesserungen in der Staatsverwaltung herbeiführen, und man kann sagen, das britische Ministerium habe sichs zum Systeme gemacht, den Gründen seiner Gegner, mögen dieselben stichhaltig sein oder nicht, niemals nachzugeben. Im geheimen Kreise der Ausschüsse hingegen, wo die Ursachen und Wirkungen aller Maasnahmen ruhig und kaltblütig erörtert werden können, da fügt sich das Ministerium nützlichen Vorschlägen williger; das Gute, nachdem es öffentlich vorbereitet war, wird hier im Stillen erzielt, und die Nation ärntet die Früchte des im Geheimen durchgeführten Kampfes der Freunde des Gemeinwohls gegen die natürlichen Beschützer aller Arten der Mißbräuche.

Zu besonderer Ehre gereicht es der britischen Regierung, daß sehr wichtige Verbesserungen der Kriegsverwaltung während der Zeit selbst zu Stande gekommen sind, wo der Krieg durch Größe und Mannigfachheit seiner Ereignisse die Aufmerksamkeit der Minister ausschließlich nur in Anspruch zu nehmen schien.

Die Verkäuflichkeit und Erblichkeit der Staatsämter vormals, besonders in Frankreich, mit Rückblicken auf unsere Zeiten.

Gewöhnlich wird in die Zeiten Franz I (1515) der Beginn der Verkäuflichkeit der Staatsämter gesetzt. Aber, sagt Bernardi in seiner neulich erschienenen Histoire du droit public et privé de la France, schon vor ihm, selbst schon unter Ludwig dem Heiligen (1228), finden sich Spuren derselben. Da schon gaben die Grund- und Gutsherren ihre Gerichtsbarkeit in Pacht und überließen den Pächtern die Sorge der Gerechtigkeitspflege. Diese Pächter, Gerichtsvögte (gardiens de la prévôté) genannt, waren meistens Kaufleute, welche mit der Justiz Handel trieben, und, entweder gar nicht oder schlecht genug Recht sprechend, Erpressungen in Menge gegen ihre Gerichtsgenossen verschuldeten. Darum zog man vor, zu den geistlichen Gerichtshöfen zu gehen, und so zogen diese aus der Zerrüttung der weltlichen Tribunale ihren Gewinn.

Ludwig der Heilige und nach ihm Philipp der Schöne wollten diesem Unwesen zum Theil dadurch abhelfen, daß sie Allen, welche grundherrliche Gerichte, Landvogteien, Amtgerichte, Mairien oder andere Stellen inne hatten, verboten, diese ohne königliche Erlaubniß zu verkaufen, und verordneten, wenn mehrere Käufer zugleich da seien, sollte nur Einer für Alle die Dienste verrichten. — Aus den Jahren 1258 und 1302 sind diese Befehle. Aber dennoch erhielt sich dieser Aemterhandel, besonders bei den Finanzstellen, bis endlich der Verkauf derselben gesetzlich eingeführt wurde. Darum waren denn auch die Gerichtsgebühren ungeheuer hoch, und durch die Strenge der Eintreibung nur noch drückender. Erst Karl VI (1388) bewogen die vielfachen Vorstellungen und Beschwerden darüber zu einiger Mäßigung.

Die Engländer werden beschuldigt, während ihres Aufenthalts in Frankreich die Verkäuflichkeit der Staatsämter und damit eine unerträgliche Unordnung eingeführt zu haben. Zwar wurden Alle, die auf solche Weise in das Parlament gekommen, ausgestoßen und jedes Amtes für die Zukunft unfähig erklärt; allein das Beispiel war gegeben und fand leicht Nachahmer. Umsonst erliessen Karl VII und seine Nachfolger Verordnungen zur Aufrechthaltung der Wahlen; sie wurden nicht vollzogen, und auf dem Landtage zu Tours im J. 1484 kam harte Klage über die Käuflichkeit der Aemter und das Begehren auf Wiederherstellung der Wahlen zu deren Besetzung.

Ohne Zweifel geschah dieser Verkauf anfangs nur geheim; erst unter Ludwig XII (1499) ward er öffentlich genehmigt. Jedoch nur die Verwaltungsämter verkaufte dieser Fürst; den Verkauf richterlicher Stellen hatte er ausdrücklich untersagt. Allein, wie Loiseau sagt, eine Gelegenheit, Geld zu ziehen, einmal ergriffen, wird immer häufiger benutzt. Franz I dehnte diesen Verkauf der Verwaltungsstellen auch auf die Justizstellen aus. *)

Großes Mißvergnügen erweckte diese nun gesetzliche Bestimmung in Frankreich. Vorzüglich war das Parlament von Paris, damals aus würdigen, durch ihr Alter, wie durch ihre Kenntnisse gleich gewichtigen Männern bestehend, darüber entrüstet. Eines seiner Glieder schildert den Eindruck dieser Verordnung also: „Mit wenigen unbescholtenen Männern, die der Tod verschonte, vereint, suchen wir, so viel an uns, den alten Ruhm der Behörde zu erhalten. Wie ist ihr Glanz verdunkelt, wie ist sie verderbt, seit man der ganzen Welt die Aufnahme verstattet! Seit ein Haufe junger Leute ohne Anlagen, ohne Kenntnisse, denen die allerersten Grundsätze des Rechts fremd sind, und deren Ansprüche auf die Würde das Geld bildet, so sie

*) Dieselben Dinge trieb man noch vor zwanzig Jahren auch bei uns. Die Anwartschaften auf Dienste, die Adjunkte, die Substituten u. dgl. gehören hieher. — In Baiern waren einmal auch viele Stellen erblich; man gab der Wittwe, den Kindern den ledigen Dienst des Vaters oder Gatten statt Pension; diese „heiratheten dann auf den Dienst.“ — Selbst die Offizierstellen waren verkäuflich. Eine Hauptmannsstelle kostete fünf bis sechstausend Gulden. Maximilian hob das für immer auf. Auch dafür Dank! Vergl Zschokke bair. Gesch. 4r Bd. Wo gewissen Klassen das Studieren oder Studierenlassen der Söhne verboten ist, kann man etwas Aehnliches annehmen. Anm. d. Einsenders.

gezahlt, da hinein getreten ist! Das Verdienst bleibt unberücksichtigt bei Vertheilung der Aemter, dem Reichthum muß die Tugend weichen, und doch sollten gerade, wo die Laster sich vermehren, Gewalt und Ansehen, sie zu zügeln, in den Händen der Tugend sein."

Nicht minder ernst sprachen die andern Behörden in dieser Zeit dagegen; das ganze Volk machte häufige Gegenvorstellungen; bei den Ständen von Orleans, bei denen von Blois im Jahr 1579 wurden laute Klagen über diesen Verkauf und seine Verderblichkeit, laute Wünsche für Wiedereinführung der Wahlen erhoben, aber — das „Bedürfniß des Staats siegte über all' dieses." Als früher der Hof die Auswahl der Beamten traf, waren sie auch nicht besser; jede Partei, die da herrschte, trachtete die Gerichtshöfe mit ihren Günstlingen zu besetzen. Denn wo alles Gesetz verachtet, das öffentliche Wohl für nichts gehalten, bei Allem nur der eigene Vortheil berechnet wird, immer wird, da, verkaufe man nun die Stellen oder verleihe sie umsonst, dasselbe Ergebniß sich zeigen.

Eine natürliche Folge dieser Käuflichkeit der Staatsämter war dann die Erblichkeit derselben, die unter Heinrich IV (1589) der Herzog von Sully einführte. Er ist der Schöpfer des Jahrrechtes (droit annuel). Schon sehr frühe hatte man die Verzichtleistung auf die Justiz- und Verwaltungs-Stellen zum Besten eines Dritten gestattet, nur mußte der Verzichtende nach der Entsagung noch vierzig Tage am Leben bleiben; wo nicht, so durfte der König die Stelle wieder weiter besetzen. Von dieser Einrichtung bis zur Erblichkeit der Stellen war nur ein kleiner Schritt. Diesen that Sully; er sicherte das Amt der Wittwe und den Erben seines Inhabers unter dem Beding, daß sie alljährlich den sechszigsten Pfenning (denier) der Schätzung, auf welche die treffende Stelle gesetzt war, dem Könige bezahlten, widrigenfalls nach des Inhabers Tode das Amt dem Könige zum Gewinn (au profit du Roi!) heimfallen solle. — Darin bestand das Jahrrecht, vom Volke spöttisch Paulette geheißen, weil ein Paulet der erste Pächter dieser Art war.

Die Verordnung, welche auf solche Weise den Verkauf der Staatsämter verewigte, fand in ganz Frankreich heftigen Widerspruch. Der Kanzler Bellievre weigerte sich lange, sie zu siegeln; alle Gründe, die man früher dem Verkauf, wurden nun auch dieser Erblichkeit entgegengesetzt. Oeffentlich sprach man, daß sie Unwissenheit und Erpressung zugleich erhebe, denn es sei eben nicht wahrscheinlich, daß die Söhne sich erst den Studien widmen würden, um ein Amt auszufüllen, das ihnen durch Erbrecht gebühre; — daß der Weg der Ehre allen Männern von Kenntniß und Verdienst abgeschnitten, aber Leuten ohne Fähigkeiten und Ehrgefühl geöffnet sei; — daß diese Neuerung nothwendig die Gier nach Reichthum, als dem einzigen Mittel zu einem Amte, erwecken, und dadurch Verachtung der so unbelohnt bleibenden Tugend und Anstrengung erzeugen müsse.

Indeß das Jahrrecht fand dennoch seine Lobredner. Schon, wie begreiflich, an Sully,

aber auch an dem Kardinal Richelieu. Dieser schlaue Politiker*) meinte, es sei besser, die Staatsämter um Geld hinzugeben, als an Arme und Niedriggeborne, oder Ehrgeizige und Günstlinge; denn, fügt er bei, anstatt der Tugend die Pforten zu öffnen, würden sie den Ränken und Parteiungen geöffnet, und die Aemter mit Menschen besetzt werden von gemeiner Herkunft, die selten, was zu einem großen Amte erforderlich, erzeuge.

Diese Erblichkeit der Rechts- und Verwaltungs-Behörden führte, einmal eingesetzt, bald die aller übrigen Aemter herbei; sie wurden alle Familienerbgut.

Bernardi verwebt in dieses Kapitel seiner — etwas seichten und besonders von der Revolution höchst einseitig sprechenden — französischen Rechtsgeschichte noch manche breite und abgedroschene Ansicht über Werth oder Unwerth der Verkäuflichkeit und Erblichkeit der Staatsämter. So lange die „guten Sitten" noch ihre Herrschaft üben, und also jeder Untaugliche sich schämt, um ein Amt, dem er nicht gewachsen, anzuhalten, so lange, meint er, möchten beide ihr Gutes haben; allein auf diesem Punkte sei man nicht; mit den guten Sitten stehe es eben zu jeder Zeit nicht sonderlich gut, und darum möchte auch Montesquieu's Ausspruch nicht geltend werden können: Diese Verkäuflichkeit sei gut in monarchischen Staaten, weil sie das, was man nicht der Tugend wegen würde thun wollen, wie zu einem Familienhandwerk (metier de famille) mache, Jeden zu seiner Pflicht nöthige und die Gesetze des Staats um so dauernder erhalte.

Wie höchst einseitig und unbekannt mit den Forderungen einer vernünftigen staatsbürgerlichen Freiheit und Gerechtigkeit erscheinen hier nicht beide, Bernardi und der sonst große und geniale Montesquieu! Ob Schacher und Wucher mit den Rechten und Vermögen der Staatsbürger — denn was sind jene anders? — klug, rathsam, von guten Sitten abhängig seien oder nicht, darüber reden sie ins Weite und Blaue hinein; aber die Frage, ob sie recht oder unrecht, fällt keinem ein. — Es kann vielleicht keinen stärkern Beweis von dem Fortschreiten der Zeit und der Entwickelung der konstitutionellen, d. i. ächt staatsrechtlichen und staatsbürgerlichen Ideen geben, als dieses Urtheil Montesquieu's. Ein Grundsatz, der bei uns jetzt so klar und unbestritten ist, daß er — und das will viel sagen — in alle unsere Verfassungsurkunden übergegangen: das gleiche Recht eines jeden Bürgers bei gehöriger Befähigung zu allen Staatsämtern, — über den wir, als über etwas längst in Saft und Blut Uebergegangenes, unsern politischen Verstand jetzt gar nicht mehr anzustrengen brauchen, — dieser macht dem Verfasser des Esprit de lois noch vieles und recht gezwungenes Zweifeln und Nachsinnen. Daß die Verkäuflichkeit der Aemter, abgesehen von allem Andern, nur den Reichen und Vermöglichen zum Amte kommen lasse, dadurch also ein

*) Das französische grand politique bei Richelieu mit „großer Staatsmann" zu übersetzen, möchte man sich schämen. Der den Staat erhält und bildet nach edeln, freien Ideen, durch edle Anstalten und freisinnige Gesetze, der ist ein großer Staatsmann; für die, so nach andern Grundsätzen die Staatsgeschäfte leiten, hat die deutsche Sprache wohl kein recht treffendes Wort.

vollständiges Uebergewicht des Geldes, eine Geldaristokratie, entstehe; daß ferner der Staat aus der Erfüllung einer seiner heiligsten Pflichten, der Handhabung der bürgerlichen Ordnung durch Beamte, eine reine Finanzspekulation mache, und so sich dafür noch einmal bezahlen lasse, wozu ja schon die Staatsbürger ihre Steuer gaben, das wäre denn doch wohl klar. Die Erblichkeit der Staatsämter begründet eben so eine Uebermacht des Blutes und der ganz zufälligen Geburt, daher eine Beamten-Aristokratie, eine Beamten-Kaste, und macht auch wieder, nebst dem, daß der erste Erblasser die Stelle auch kauft, die Erfüllung jener Pflicht abhängig vom völligen Zufall. — Und wenn wir diese Pflicht des Staats, Aemter zu errichten — schon weil die oberste Staatsgewalt nicht Alles selbst vollziehen und besorgen kann — zugleich auch als ein der Staatsgewalt wesentlich zustehendes Recht ansehen müssen, so verfeilscht hier die Staatsgewalt ihr Recht um schnödes Geld, das zu ihrem wahren Bedürfniß ihr ohnehin gegeben werden muß, oder wirft es dem Zufall an den Kopf. Ein wesentliches Recht der Staatsgewalt ist aber immer ein unveräusserliches; denn es steht ihr zu, durch die Natur des Staates selbst und somit kraft Uebertragung durch die Gesammtheit aller Staatsbürger, als welche ursprünglich Inhaber aller Staatsgewalt sind, und diese aber, je nachdem die Verfassung, einem Einzelnen oder Mehrern übertragen haben zur Ausübung und Handhabung nach den Bestimmungen der Staatsverfassung, gleichviel, ob erblich oder — wie in Republiken -- nicht. Eben so unbestritten dürfte für uns jetzt der Satz sein, daß alle Staatsbürger als solche vor dem Gesetze und im Genuß der staatsbürgerlichen Rechte sich gleich seien. Daraus folgt klar, daß jeder Staatsbürger, sobald er alle vom Staate dafür gesetzten Bedingnisse leistet, auf die Zulassung zu den Staatsämtern an sich gleichen Rechtsanspruch habe. Geburt oder Reichthum aber sind keine Rechtstitel. Diese Grundsätze, so gänzlich unvereinbar mit jener für gewisse Fälle gepriesenen Verkäuflichkeit und Erblichkeit, haben unsere neuern Verfassungen alle anerkannt und gesetzlich geheiligt.

Jene Behauptung endlich, daß durch diese Erblichkeit diejenigen, welche nicht um der Tugend selbst willen handelten, aus eigennützigem Handwerkstriebe nun das Amt gut führen würden, diese wollen wir für ein sprechendes Zeichen des gänzlichen Verderbs jener Zeit nehmen, in welcher Montesquieu schrieb, und gerade für ein Erzeugniß solcher Entwürdigung der Staatsämter, also zum Beweis für uns. Wenn der Staat nur eine Maschine ist — und dies Gleichniß, wie auch der Ausdruck Staatsmaschine, ist nicht unbeliebt, — die, wie etwa ein englisches Spinnwerk, auf einen Tritt des Meisters rauschend und brausend hin- und herläuft ohne zu fehlen, aber ein Grausen erweckend vor dem lebendigen Tode oder der todten Lebendigkeit, die hier auf Augenblicke sich zeigen, — dem kann freilich ein höherer und edlerer Sinn nicht zugemuthet werden. Jeder Beamte solcher Art, der nur arbeitet, weil der Staatsmaschinist ihn eben an die Stelle gesetzt, und dessen Tritt ihn nun gerade erreicht, ist wahrlich kein Diener des Staats, sondern ein todtes Werkzeug. — Von solchen, seien sie nun durch Geburt oder

Geld zum Amte gelangt, mag nie etwas Rechtes erwartet werden, und Bessere dienen gut, eben weil sie ein besseres Gefühl haben, nicht aber der Familienerbschaft wegen. — Jede Tugend, so auch die des Staatsbürgers und Staatsdieners, ist nur durch sich selbst Tugend, sie leidet kein Surrogat; will der Staat gute Diener, so erziehe er gute Bürger. Der dient dem Staate am besten, der sich in ihm am freisten und glücklichsten fühlt, seinem Schutz Alles vertraut, das ist der ächte Bürger. — Wo freie Verfassung, da die redlichsten, treuesten und tüchtigsten Beamten; denn da sind sie wohl beaufsichtet, wohl geschützt, wohl geehrt und jedes Bürgers Freund. Als Rom noch frei war, galt ein Staatsamt für hohe Ehre; die Ehre war die Besoldung, und honos und munus publicum, Ehre und Amt, waren gleichbedeutende Worte. So in Griechenland, so in unsern freien, und besonders den Gemeinde-Verfassungen. Wo aber das ist, bedarf es keines Handwerkstriebes, um tugendhaft zu sein; der Trieb dazu kommt aus der Freiheit des Lebens und der Erkenntniß des Werthes einer guten Verfassung. — Wir sind gewohnt, die Stellen Ehrenstellen genannt zu hören, die nichts zu thun geben; die Sinecuren der Engländer, die vielen Hofchargen gehören hieher. Diese mögen immerhin mit Handwerksbrauch und Maschinenleben sich führen lassen; dabei ist wenig verloren. Allein das sind keine Ehrenämter in unserm, im rechten Sinne, und bei diesen mag freilich die Tugend selten zu thun haben. Aber ein rechtes Staatsamt wird nur ein rechter Ehrenmann verwalten können, und ein solcher thut es schon um der Ehre und Tugend selbst willen, ohne Kauf oder Erbschaft. Solche aber zeugt nur eine edle, freie Verfassung, und preisen wir uns glücklich, wenn wir auf dem Wege dahin sind. Montesquieu schrieb in keinem verfassungsmäßig freien Staate, und seitdem ist die Menschheit denn doch weiter gekommen, — wenigstens in der Erkenntniß. — Daß übrigens Montesquieu da meint, für die Sicherheit der Monarchie sei solch ein Verkauf und Erbthum nützlich, bezeugt gleichfalls den Fortschritt unserer staatsbürgerlichen Bildung. Eine Monarchie, wie in Frankreich vor der Revolution, wo das „car tel est notre plaisir" am Ende der alleinige Quell und Grund der Gesetzgebung war, mag freilich solche Mittel geeignet glauben zu Surrogaten vaterländischen Sinnes und bürgerlicher Tugenden. Wir geben daher gern zu, daß, wo die Willkühr eines Einzigen oder seiner Diener und Günstlinge über Alles, über Rechtsfähigkeit, Eigenthum und Freiheit der Unterthanen, beliebig schaltet, der Beamte seinen besten Schutz im Amt darin finden mag, daß er durch Bezahlung seines Amtes oder durch ein jährliches Sümmchen für dessen Genuß zu Geld und erhöhten Einkünften verhelfe, was solcher Herrschaft freilich immer das Liebste und Höchste ist und doch einen baaren, klingenden Gewinn vom Regieren abwirft. Eine andere Monarchie und Regierungsweise hat denn auch Montesquieu nicht gesehen und erlebt; leicht kann ihm verziehen werden.

Allein eine solche Monarchie möchte unserer Zeit und unsern Begriffen sehr widersprechen und Deutschland, England und Frankreich kennt auch eine solche nicht mehr. England und das neue Frankreich haben ihre Konstitutionen, Deutschlands Monarchien sind im

Allgemeinen schon durch die Bundesakte, besonders durch den dreizehnten Artikel derselben, zu konstitutionellen Staaten erhoben worden. In solchen aber kann von dergleichen Handel und von solcher Herabwürdigung der Staatsabgaben und Staatseinkünfte ohnehin keine Rede sein. Wo überdies der Sinn des dreizehnten Artikels der Bundesakte — den übrigens die Abstimmungen am ersten Wiener Kongresse damals sehr entschieden, bestimmt und würdig bezeichnet hatten — schon in ein ächtes und tüchtiges Verfassungsleben übergegangen, wie z. B. in Baiern, Würtemberg, Nassau, Weimar, Hildburghausen u. s. w., da ist ohnehin die monarchische Staatsverfassung nunmehr in das wahre und richtige Verhältniß zu dem Wesen des Staats, des Rechts und der staatsbürgerlichen Freiheit gesetzt; die einzelnen repräsentativen Verfassungen bethätigen es, daß die Staatsämter hier nur zum Vollzug der Anordnungen, wie sie die gesetzgebende Gewalt beschließt, nicht aber zu Finanz- und Handels-Spekulationen bestimmt sind und sein können. Und daß solche konstitutionelle Monarchien keiner Tugend-Surrogate bedürfen, keines Schutzes in der Erblichkeit der Aemter, davon haben die jüngsten Tage, die jüngsten Ständeversammlungen schlagende, herrliche Beweise geliefert. Gewiß zählt die konstitutionelle Monarchie mehr wahre, feste Bürgertugend, als jene, deren Montesquieu gedenkt, und sie bedarf keiner Blendwerke, Surrogate, Erb- und Handelschaften, um fest und sicher zu stehen. Auch möchten die Gesetze, die aus gemeinsamer Berathung, auf verfassungsmäßigem Wege, nicht aus Willkühr, hervorgehen, eines schnellen, sichern Vollzuges nicht entbehren. Sie sind Erzeugnisse gesetzlicher Freiheit, verfassungsmäßiger Freithätigkeit, konstitutionellen Mitwirkens aller Staatsbürger durch ihre Vertreter; das ächte Gepräge eines Gesetzes, Hervorgang aus der Freiheit, kommt ihnen zu, und das rechte Ansehen, die festeste Kraft, weil die sie üben und halten sollen, dazu eingewilligt haben. *)

Hier sieht jeder Staatsbürger das Gesetz als seinen eigenen Willen an, in unbeschränkten Monarchien (wie Montesquieu sie sich hier mag gedacht haben) dagegen nur als den selbstischen, ihm fremden Willen eines Einzelnen. Darum sind die Gesetze jener Monarchien, wie diese selbst, wirksamer und dauernder, als die der unbeschränkten Alleingewalt. Ein durch seine Verfassung freier Staat muß die Bürgschaft seiner Dauer und der Kraft und Wirksamkeit seiner Gesetze in sich selber tragen, in dem Antheil, den seine Bürger haben an der Gesetzgebung überhaupt, an allen Einrichtungen, in der weisen Abwägung der Rechte und Pflichten zwischen Regierung und Volk, in dem ernsten Streben nur nach dem Gemeinwohl. Für all' das aber kann Geburt und Geld, Aemterhandel und Aemtererbgang keinen Ersatz

---

*) Zum Beispiel: „Ohne den Beirath und die Zustimmung der Stände des Königreichs kann kein allgemeines neues Gesetz, welches die Freiheit der Personen oder das Eigenthum der Staatsangehörigen betrifft, erlassen, noch ein schon bestehendes abgeändert, authentisch erläutert oder aufgehoben werden.“ Verfassungsurkunde für das Königreich Baiern, VII. §. 2. Ganz so: Badische Verf. Urk. §. 64—67 u. a. m. Anm. d. H.

gewähren. — Wir sprachen hier nicht bloß ins Weite und Blaue; wir berufen uns auf Thatsachen, auf Aussprüche bestehender Verfassungen; wir brauchen auch England und Frankreich nicht hiefür zu Beweiszeugen, wir finden sie im eigenen deutschen Vaterlande, in Baiern, Würtemberg, Weimar u. s. w. und in den Verhandlungen der Ständeversammlungen dieser Staaten. Und das ist ein großer, hoffnungsvoller Trost, daß wir aus unserm eigenen Vaterlande schon so herrliche Beispiele gesetzlicher Freiheit, verfassungsmäßigen Lebens und ächter Monarchien aufzuzeigen vermögen. Von H....l.

Ist es wahr, daß die hohen schweizerischen Alpen seit einer Reihe von Jahren rauher und kälter geworden sind?

Diese Frage ward von der allgemeinen, schweizerischen, naturforschenden Gesellschaft als Preisfrage gethan. Unter den eingegangenen Antworten zeichnete sich die des Hrn. Oberförsters Kasthofer zu Unterseen aus, und, ob sie sich gleich in den mitgetheilten Erfahrungen nur auf einen mäßigen Theil der schweizerischen Alpen beschränkt, gewann sie doch wegen ihres reichen und belehrenden Inhalts den ungetheiltesten Beifall. Der Hr. Verfasser übergibt sie hier dem Publikum, und wir zweifeln nicht, sie werde Erdbeschreibern und Naturforschern willkommen erscheinen.

I.

Es ist hier weniger um eine Darstellung der Meterologie in unsern Gebirgen zu thun, als aus den Untersuchungen der Physiker, die die Natur der höhern Luftregionen zum Gegenstand ihrer Forschungen gemacht haben, diejenigen Thatsachen auszuheben, die in den nächsten Beziehungen mit den Phänomenen stehen, die sichtbar auf die Ausbreitung des Pflanzenlebens und die Bildung oder Zersetzung unsers Alpengebirgs einwirken.

Unsere Kenntnisse von den höhern Luftregionen haben durch die Bemühungen besonders der unvergeßlichen Genferischen Naturforscher Fortschritte gewonnen, die zu der Hoffnung wichtiger Aufschlüsse über so viele Erscheinungen berechtigen, deren Entstehung und Zusammenhang noch mit dem Schleier des Geheimnisses bedeckt ist; und so haben auch die Bemühungen verdienter Naturforscher über den Bau der Erde im Innern des Alpengebirgs und über das Leben und die Ausbreitung der Pflanzen auf den Hochgebirgen der Erde Licht verbreitet. Noch bleibt uns aber zu wünschen übrig, daß genauere Höhenbestimmungen nicht nur einzelner, sondern aller Gipfel des vaterländischen Gebirgs, und so auch mathematische Bestimmungen der Ausbreitung und Grenzen der Gletscher und des ewigen Schnees, der Weide-, Wald- und Thal-Regionen in allen den verschiedenen Gebirgszügen als feste Punkte einer Grundlage dienen würden, auf

die die vereinzelten physikalischen Beobachtungen als auf einen bestimmten Maaßstab vergleichend zusammengestellt und die Veränderungen beurtheilt werden könnten, die im Lauf der Zeiten in der Ausbreitung des Pflanzenlebens und der Kultur des Hochgebirgs sich ergeben sollten. Michely du Crêt, der, wie nach ihm Condorcet, mit freiem Geist in Kerkerbanden, sein Leben dem Erforschen der Natur weihte, suchte zuerst die Höhe der vaterländischen Gebirge zu bestimmen, aber, getäuscht durch die Irrthümer, die der Standort seines Gefängnisses ihm zu vermeiden unmöglich machte, blieb seine Arbeit unvollkommen.

Das Auffinden algebraischer Formeln zu sicherer Bestimmung der Berghöhen durch das Barometer gab leichtere Mittel an die Hand, diese Messungen zu vervielfältigen, und auch hier förderten Genferische Naturforscher die Kenntniß des Alpengebirgs. Tralles Werk bereicherte schon in seinen Anfängen die vaterländische Naturkunde, und destomehr war die Unterbrechung des Unternehmens zu beklagen, als der verdienstvolle Mann der Schweiz entzogen wurde; v. Buch, v. Humbold und Wahlenberg haben über die Ausdehnung des Pflanzenlebens und die Grenzen der Schneeregionen in den nordischen Gebirgen und auf den Anden Beobachtungen angestellt und auf die Natur der Atmosphäre ein neues Licht verbreitet. In jedem Thal aber im Alpengebirg, in jeder Richtung sogar des nämlichen Thals, und in jeder Abstufung der Regionen der Vegetation und der Grenzlinien der Gletscher und des ewigen Schnees würden genaue mathematische und physikalische Bestimmungen aus ferner Vergangenheit vorausgesetzt werden müssen, wenn schon jetzt die Frage, deren Auflösung hier versucht wird, gründlich und mit gehöriger Unterscheidung aller Lokalbeziehungen erörtert werden sollte.

Möchten nur die in verschiedenen Kantonen mit gemeinnützigem Sinn und von verdienstvollen Männern unternommenen Messungen nicht bloß auf mathematische Daten beschränkt bleiben, die, wo es um genauere Kenntniß und Beurtheilung der Kultur unserer Alpen zu thun ist, eher Mittel als Zweck sein müssen, wenn aus ihren Resultaten für den Naturforscher und Staatswirth die möglichst grossen Vortheile hervorgehen sollen. Am mehrsten ohne Zweifel würden Basreliefs unsere Gebirgskenntnisse fördern, wenn sie jede Abstufung der Gebirgs- und Pflanzen-Regionen einzelner Thäler mit hinreichender Genauigkeit bezeichnen könnten.

Je größer die Entfernung der Luftschichten von der Oberfläche des Erdbodens, desto geringer ist auch ihre Dichtigkeit und ihre Elastizität; die nächsten Folgen dieser verminderten Dichtigkeit sind: schnellere Verdünstung, größere Trockenheit mithin der Luftschichten, die auf unserm Hochgebirg ruhen, und ihre geringere Erwärmung, Anhäufung der Wolken, deren Elektrizität nur unvollkommene Ableiter findet, Anhäufung der Schnee- und Gletscher-Maßen und die Entstehung heftiger Orkane und beständiger Windströmungen.

Ein verminderter atmosphärischer Druck von sechs bis neun Zollen der Quecksilbersäule, den unsere höhern Gebirge, so weit noch das Pflanzenleben oder ihre beschneiten Gipfel reichen, vergleichend mit den Flächen an ihrem Fuße erleiden, muß nicht bloß auf die atmosphärischen

Erscheinungen, sondern eben so sehr auf die Vegetation einwirken; es ist nicht nur die Abnahme der Wärme in den höhern Regionen, die hier den geringern Wachsthum und das entartete Vorkommen vieler Gewächse hervorbringt. Sehr viele Bäume, die Schwarzeller z. B., die deutsche Pappel, die Hagebuche und andere, die sich gegen die stärksten Fröste in unsern Tiefen unempfindlich zeigen, steigen an dem Gebirg nie zu beträchtlichen Höhen und bleiben weit unter den Rothtannen z. B. zurück, die nicht selten von Frösten in tiefen Thälern beschädigt werden; die Kiefer, die im tiefen Norden hoch über den Rothtannen die schönsten Masten liefert, zeigt auf unsern Gebirgen, auf Höhen, deren Temperatur mit jener der nordischen Gegenden übereinkommt, nur krüppelhaften Wuchs; mit Grund können wir daher vermuthen, daß auch die verminderte Dichtigkeit der Luft, abgesehen von der Abnahme der Wärme, dem Leben vieler Pflanzen hinderlich werde.

Auch in der Zusammensetzung der höhern Luftschichten zeigt sich eine Verschiedenheit in Vergleichung der tiefern Luftregionen. Auf dem Mittaghorn der Pyrenäen fanden spanische Naturforscher ein Viertel weniger Sauerstoffgas; auf dem Gipfel des Montblanc fand Saussure ein Drittel weniger; auf dem tiefern Col du Géant 0,0125 weniger, als in Chamouny. Auf einer Höhe von 3500 Klaftern aber fand der Luftschiffer Gay Lussac das Verhältniß des Sauerstoff- zu dem Stickstoffgas = 0,210 : 0,787. Die Kalkwasserprobe, die Saussure auf dem Gipfel des Montblanc vornahm, bewies, daß hier die Luft beträchtlich weniger kohlensaures Gas enthielt, als sie am Meeresufer enthält, und es läßt sich mithin annehmen, was auch schon die größere spezifische Schwere beider Luftarten erklären würde, daß diese beiden Prinzipe des Pflanzenlebens auf unsern höhern Gebirgszonen weniger wirksam und hier die Fruchtbarkeit geringer sein müsse, wo die Erdschichten sich den belebenden und ernährenden Sauerstoff und Kohlenstoff weniger aneignen können.

Als Leiter der Wolken und Nebel sind unsre Alpen häufiger Gewittern und Regengüssen ausgesetzt. Aber die Feuchtigkeit des Luftkreises hängt nicht von dem Maase des gefallenen Regens, sondern von dem Maase der Ausdünstung und der vollkommenen oder unvollkommenen Auflösung der wässerigen Flüssigkeiten in der Luft ab, und daher läßt es sich erklären, warum auf Bergen, in einer von Wolken reinen Luft, der Hygrometer einen sechsmal geringern Feuchtigkeitsgrad zeigte, als zu gleicher Zeit im Grunde der Alpenthäler beobachtet wurde.

Watsons Versuche beweisen, daß auf einem Morgen dicht mit Gras bewachsenen Landes, dessen unterliegende Erdschichten durch lange Trockenheit der Witterung von Feuchtigkeit erschöpft schienen, noch in Zeit von vierundzwanzig Stunden 6400 Quart Wasser ausgedünstet wurden. Die Trockenheit der Luftschichten, die auf unsern, von Pflanzen sich entblößenden Bergrücken liegen, erklärt sich leicht aus dieser Thatsache.

Diese Trockenheit der Alpenluft in ihrem reinen Zustande vermindert ihre Leitungsfähigkeit gegen die elektrische Flüssigkeit und schwächt die Kraft der Vegetation.

Tief unter der Schneedecke des Winters wachsen viele Pflanzen grünend fort; ein Beweis,

daß der Schnee den Sauerstoff beigemischt enthalte, und sehr viele Erscheinungen erweisen uns, wenn nicht die Identität des Sauerstoffs mit der elektrischen Materie, doch die Identität seiner Wirkungen, und auch in dieser Beziehung folglich würde die Elektrizität für das Pflanzenleben wichtig sein, und das überhaupt geringere Verhältniß derselben auf dem Gebirg auf die Vegetation einwirken.

Metalle werden in Wasserstoffgas durch elektrische Funken gesäuert, der Schnee entfärbt die Lakmustinktur, und die regelmäßigen Formen der Flocken begründen die Annahme, daß bei seiner Bildung die Elektrizität vorzüglich einfließe. Die elektrische Flüssigkeit, Odem unsers Planeten, der im Feuer der Vulkane, im Leuchten der Gewitterwolken sich offenbart, — die elektrische Flüssigkeit ist Bestandtheil der Dünste, die von der Erde sich in den höhern Luftkreis erheben, und, wenn dieser Bestandtheil abgeleitet wird, durch Gewitterregen und Thau der Erde wieder zufliessen. Nackte und trockne Felsen, dürre Erdschichten, Schnee- und Eisfelder sind unvollkommene Leiter der elektrischen Materie. Unter Bäumen steht immer der Elektrometer auf 0; die Bäume vorzüglich, besonders die Pinusarten, leiten belebend und befruchtend sie wieder der Erde zu. Durch elektrische Schläge verlieren die reizbaren Pflanzen ihre Erregbarkeit; durch elektrische Strömungen wird der Saftfluß zerschnittener Pflanzen unterbrochen.

Das Licht wirkt, wie bekannt, durch Entwickelung der für die Oekonomie des thierischen und vegetabilischen Lebens wichtigen Luftarten; auf hohen Bergen wirkt es überdies nicht bloß als Entbindungsmittel der Wärme, da die Intensität seiner Wirkung in hohen Luftregionen größer ist, wo die Wärme geringer wird; es wirkt hier lähmend auf die Lebensfunktionen des thierischen Körpers, und ohne Zweifel in seiner höhern Intensität auf dem Hochgebirg auch störend auf die Vegetation; je höher das Gebirg, desto wohlthätiger wird auch in dieser Beziehung für das Pflanzenleben der Schatten der Bäume.

Die ungleiche Erwärmung und Dichtigkeit der Luftschichten, die vom Grunde der Thäler bis auf die Rücken unsers Hochgebirgs aufeinander folgen, das elektrische Abstoßen und Anziehen dann vermuthlich gleichartiger und entgegengesetzter elektrischer Anhäufungen in Gewitterwolken: diese Ursachen, verbunden mit den expansiven Kräften der von den Gletscherregionen aufsteigenden Dünste, stören immerfort das Gleichgewicht und die Ruhe in dem Luftkreise des Hochgebirgs; und dieses fortdauernde Wehen der Lüfte fließt auf Erniedrigung der Temperatur noch bedeutender ein, als die Entbindung des geringern Maases von Wärmestoff aus der verdünnten Luft.

Die Luft selbst ist im ruhigen Zustande ein sehr unvollkommener Leiter der Wärme. Auf den weiten Eis- und Schneewüsten des Hochgebirgs fühlt der Wanderer oft bei jeder, auf kurze Zeitmomente eintretenden Windstille des Sommers die drückendste Hitze. Am Fuße der Gletscher und hoch über die gewöhnliche Grenze des Pflanzenlebens hinauf, auf geschützten Inselfelsen des Gletschermeeres wachsen und blühen Pflanzen üppig fort, und nur da erstarrt das Leben in

den höchsten Zonen des Gebirgs, wo kein Schutz vor den kältenden Winden ist, die über Schneewüsten wehen.

In Ländern, die noch wenig bewohnt, dicht in zusammenhängenden Massen mit den alten Wäldern der Vorzeit bedeckt sind, werden diese Wälder, durch deren dunkeln Schatten kein Sonnenstrahl erwärmend eindringt, die wärmenden Seewinden oder ihren Strömungen über bebaute Flächen sich entgegenstellen, Ursache größerer Kälte; und die nämliche Folge, die hier aus dem Uebermaase, die geht auch aus der Entblößung unsers Gebirgs von Wäldern hervor, die höher nirgendwo, tiefer immer seltener und schwächer das kältende Wehen zu brechen vermögen. Bäume überhaupt kühlen durch die Dünste, die ihrer Belaubung entsteigen, die Luft, und vermindern auch, begünstigend die Fruchtbarkeit, die Trockenheit des Luftkreises. Im Winter aber wirken die Bäume nicht bloß durch Hemmung kältender Winde, sondern auch durch ihr organisches Leben auf Erhöhung der Temperatur. Unter den Kronen alter Eichen und Buchen des Waldes bleiben den Winter hindurch die Samen dieser Bäume von der Kälte unversehrt und mit ungeschwächter Keimungskraft, während sie, mit Laub gedeckt, im Innern der Gebäude aufbewahrt, sehr oft in der Winterkälte verderben. Mit den lauen Winden des Frühlings schmilzt zuerst die Schneedecke des Bodens rings um den Stamm und unter den Kronen der Bäume, und zwar nicht, weil ihrem Wehen durch sie ein Hinderniß gesetzt, ihre Wirkung auf den Schmelz des Schnees vergrößert wird, da am Fuße von vereinzelten Felsstücken der frühere Schmelz des Schnees nicht in diesem Maase, wie unter den Wipfeln der Bäume, beobachtet wird. An der Grenze auch unserer höchsten Waldzonen erliegen die jungen Holzpflanzen nur da der Kälte, wo sie des Schutzes hoher Bäume beraubt sind, den vereinzelte Felsen nicht zu leisten vermögen. So lange die Temperatur der Erdschichten, in welchen die Wurzeln der Bäume streichen, nicht unter den Gefrierpunkt fällt, bleibt ihre Lebensthätigkeit ununterbrochen und äussert sich durch Entwickelung der Haarwurzeln und durch Entbindung von Wärme um so leichter, da die dicke Decke des Schnees, der durch beigemengten Sauerstoff die Organe der Wurzel reizt, sie gegen die höchste Kälte des höhern Luftkreises verwahrt.

Die obersten Zonen des Gebirgs an der Grenze des ewigen Schnees nehmen auf dem Alpengebirg, wie auf andern hohen Gebirgen, die Nadelholzarten ein, die mehrsten auch im Winter belaubt, mit Blättern, die, darin verschieden von andern Baumarten, auf jeder Fläche Poren enthalten, zu mehrerm Einsaugen und Verdünsten der Flüssigkeiten und Gasarten geeignet: die Lerchtanne, die im Winter blätterlos und höher noch, als die Rothtanne, am Gebirge steht, und unter ihrer Traufe den Rasen eher schützt und düngt, als verdrängt, widersteht mit entlaubten Zweigen den Orkanen und Lawinenstürmen besser, als jene, und höher noch, als diese Lerchtanne, trotzt die Arve der tödtlichen Kälte der höhern Gebirgsregion; mit biegsamen, dichtbelaubten Zweigen, eingekeilt in Felsenrisse mit mächtigen Wurzeln, widersteht sie oft noch sechstausend fünfhundert Fuß hoch am Gebirg, auf Wüsten, wo kaum noch unempfindliche Flechten des fliehenden Lebens Spur bezeichnen.

Noch sind die dem Hochgebirg eigenen Strömungen des Windes, deren Ursachen oben berührt worden, näher in ihrem Einfluß auf das Pflanzenleben zu beobachten.

Jeder Baum, der ohne Schutz vor herrschenden, gewöhnlich und heftig wehenden Winden steht, wird in Lebenskraft und Wachsthum geschwächt; auch die Vegetation niedriger Pflanzen leidet in beständigen Windzügen, wenn auch nicht in gleichem Maaße, weil, je näher der Erdoberfläche, je mehr sich die Gegenstände vermehren, an denen der Zug des Windes sich bricht. Dieser Nachtheil der Windströmungen hat auch dann noch, und oft in noch größerem Verhältnisse statt, wenn — wie von unserm Fön oder Sirokko — die Temperatur des Luftkreises durch sie erhöhet wird. Auf dem Hochgebirge bildet sich überhaupt weniger Dammerde, weil künstlich da nicht gedüngt wird, und in dem Verhältniß, als das Pflanzenleben auf den Höhen geschwächt wird oder schwindet, durch die Fäulniß weniger Elemente der Nahrung erzeugt werden und die Fäulniß vegetabilischer Körper selbst in der verdünnten und erkälteten Luft langsamer wirkt und weniger Stoffe zu Vermehrung der fruchtbaren Erdschichten zurückläßt.

Es ist überdies bekannt, wie leicht die Dammerde vertrocknet und durch Ausdünstung sich verliert, und es ist klar, daß auf dem Hochgebirg aller Orten, wo die Strömungen des Windes nicht durch Holzwuchs oder schützende Vorsprünge von Bergwänden und Felsen gehemmt werden, sich weniger Dammerde erzeugen kann, und die wenige, die gebildet wird, sich leichter verliert. Je reicher aber überhaupt an Humus die Erdschichten sind, in denen die Pflanzen wurzeln, desto leichter überstehen sie die Wirkungen der Kälte; je ärmer an Dammerde, desto eher werden sie das Opfer der Fröste. Warum an den Grenzen der Waldregionen oder auf nackten Bergrücken die jungen Fichten seit einiger Zeit so häufig im Gipfel absterben, wenn sie kaum die Höhe einiger Fuß erreicht haben, während unfern von ihnen die Reste von gewaltigen Stämmen ihres Geschlechts das kräftigere Pflanzenleben der Vorzeit beweisen: diese Thatsache wäre vielleicht schon hinreichend aus der Darstellung abnehmender Erzeugung der Dammerde erklärt.

Die Blätter der Pflanzen sind öfter mit den thierischen Lungen verglichen worden; aber in den Lebensfunktionen der Blätter scheint Respiration und Nutrition ein gleichbedeutender Ausdruck. Die Blätter sind Luftwurzeln, und jede Pflanze gedeiht in dem Maaße, als aus dem Boden und aus der die Blätter umgebenden Luft die Elemente der Nahrung ungestört von den dazu bestimmten Organen aufgenommen werden können.

Jede anhaltende Windströmung aber, indem sie aus dem Luftkreise der Pflanzen die nährenden Bestandtheile entführt, schwächt darum die Feuchtbarkeit, vorzüglich auf dem Hochgebirg, wo so selten Windstille ist und die Strömungen nach Verhältniß anhaltender und heftiger werden, als der Baumwuchs von den Höhen schwindet. Von den nachtheiligen Folgen des lange anhaltenden Süd- oder Fönwindes auf die Pflanzen, und durch die Pflanzen selbst auf die Milcherzeugung, weiß jeder Bewohner des Hochgebirgs und jeder Hirt besonders zu erzählen. Das Eis und der Schnee dünsten selbst dann noch bedeutend aus, wenn die Temperatur der

Luftströme, die darüber wehen, unter dem Gefrierpunkt steht. In wenigen Tagen aber, wenn dieser Wind anhaltend und heftig weht, verschwinden, aufgelöset, so ungeheure Schnee- und Eismassen von den Halden und Höhen des Gebirgs, daß unsre tiefsten Thäler damit erfüllt werden könnten.

Diese Thatsachen führen zu dem einfachen Schlusse, daß die Jahre, wo die Gletschermasse auf den höchsten Gebirgen am meisten schwindet und die Linie des ewigen Schnees am höchsten steht, am meisten beitragen können, das Pflanzenleben auf dem Hochgebirg zu schwächen und die Vegetationsgrenze überhaupt zu vertiefen. Wir werden in der Untersuchung des Wachsthums der Gletscher und der Erkältung unsrer Alpen auf diese Folgerung zurückkommen.

Die gegenwärtigen Grenzen der Vegetation überhaupt und einzelner Pflanzengeschlechter insbesondere lassen sich nicht vergleichend mit diesen Grenzen in längstverflossenen Zeiten mit mathematischer Bestimmtheit zusammenstellen, um für oder wider das Dasein einer progressiven Abnahme der Vegetationskraft zu folgern, weil die Messungen, die in den vaterländischen Gebirgen gemacht worden sind, theils zu neu sind, theils zu wenig auf physikalische und botanische Bestimmungen Rücksicht genommen haben. Es ist überdies nicht die absolute Höhe der Berge, welche die Lebensgrenze der Pflanzen allein bezeichnet; mehr noch werden diese Grenzen durch die relative Höhe der Berge über die Thäler, die an ihrem Fuße liegen, durch die Richtung, Breite oder Verengung und die Kultur und Beschaffenheit dieser Thäler, durch die Lage der Berghänge, ihre Steilheit, durch die Gebirgsart, auf welcher die Erdschichten ruhen, und endlich durch die Nähe oder Entfernung, Ausdehnung und Masse der Schnee- und Eisflächen bestimmt. Aus diesem Grunde wäre die genauere Messung einzelner Thäler oder Berghänge der höchsten Alpen nach jenen Rücksichten und nach der Ausdehnung ihrer verschiedenen Pflanzen- und Kultur-Regionen so wünschenswerth. Die Zusammenstellung vieler einzelner solcher speziellen Gebirgsmessungen würde eine gründliche Auflösung der Frage, die uns beschäftigt, in entfernterer Zukunft möglich machen und dem Naturforscher, wie dem Staatswirth, die folgenreichsten Entwickelungen darbieten.

Was von den Einflüssen auf die Vegetationsgrenzen an dem Alpengebirg eben bemerkt worden ist, das findet auch seine Anwendung, wenn die Bestimmung der Schneegrenze gesucht wird, die eben so wenig als die Vegetationsgrenze nur von der absoluten Erhöhung des Gebirgs über das Meer abhangen kann. Das Verschwinden oder die Schwachung des Baumwuchses von den hohen Alpen, das oben in den Folgen auf die Vegetation und auf den Schmelz der Schnee- und Gletschermassen betrachtet worden ist, hat, wenn es in den Thälern statt findet, nicht weniger beachtenswerthe Folgen. Je mehr nämlich der Holzwuchs auf den Abhängen der Thäler, die am Fuße der hohen Alpen streichen, geschwacht wird, je mehr durch die Folgen dieser Schwächung die nackten Felsen zu Tage kommen, oder der Rasen nach verschwundenem Schutze zerstört wird, desto mehr steigt während der Sommermonate die Temperatur der Thäler, besonders wenn sie von Osten gegen Westen streichen, desto mehr fällt sie, wenn diese Thäler

den kältenden Nordwinden offen stehen. In jenem Falle also wird die Schneelinie überhaupt hinauf, in diesem herunter rücken; in beiden Fällen aber werden die Strömungen der Winde häufiger und heftiger, die Winter kälter werden; und auch hier fällt die Möglichkeit in die Augen, daß die Zerstörung des Holzwuchses in den Thälern, wie auf den hohen Alpen, obgleich durch sie die mittlere Lokal-Temperatur erniedrigt werden kann, die Erhöhung der Schneelinie und zu gleicher Zeit das Sinken der Vegetationsgrenze einzelner Pflanzengeschlechter zur Folge haben könne. Das Gedeihen der Bäume auf den Alpen und der niedrigen Alpenpflanzen unterliegt überdies verschiedenen Gesetzen. Windströmungen und die mittlere Temperatur mehrerer Jahre entscheiden über das Gedeihen der Bäume; dem Gedeihen aber der Alpenkräuter sind die Windströmungen weniger hinderlich, und die mittlere Temperatur der Sommermonate während eines oder weniger Jahre setzt überhaupt ihrem Leben die Grenze. Auf dem nämlichen Gebirge kann die Vegetationslinie der Alpenkräuter im Laufe von Jahren steigen, die Vegetationsgrenze der Bäume in der gleichen Zeit fallen: es ist aus diesem Grunde und aus den oben angebrachten Bemerkungen über die Grenze der Schneelinie klar, daß diese letztere sich nicht in festen Punkten auf entfernte Zeitabstände bestimmen läßt, und daß der Abstand von derselben nicht unbedingt einen sichern Maasstab für die Grenze der Vegetation überhaupt geben kann. Auf den Gebirgen, auf welche die gegenwärtigen Bemerkungen vorzüglich sich beschränken, scheint die Grenzlinie des ewigen Schnees zwischen acht- bis neuntausend Fuß der Höhe gezogen werden zu können. Das Siedelhorn in der Gebirgskette der Grimsel hat der Verfasser bei zweimaligem Besteigen auf dessen 8643 Fuß erhöhtem Gipfel ganz schneelos, sowohl auf der Schattenseite, als auf der Sonnseite, gefunden. Die Schwalmerenspitze zeigte im J. 1811 noch Schneeflecke auf dem Gipfel, der, nach trigonometrischen Messungen, 8427 Fuß hoch sich erhebt. Auf dem 8020 Fuß hohen Gipfel des Faulhorns bleibt selten im Sommer Schnee; auf dem 8900 Fuß hohen Wildgerste schmilzt er niemals fort. Nach Saussure's Annahme ist die Schneegrenze 8400 Fuß hoch auf isolirten Berggipfeln; auf höhern Alpenketten, wo größere Gletschermassen erkältend niederwärts gegen die Thäler wirken, läuft nach dem nämlichen Naturforscher die Schneegrenze nur auf einer Linie von 7800 Fuß Erhöhung. Auf die Höhe der Schneegrenze wirkt nicht nur die Menge des fallenden Schnees, die Massen der beschneiten Zone, die darüber wegzieht, und die Temperatur der Jahre: es wirkt auch die Richtung der unter ihr streichenden Thäler, die Kultur und Bewaldung derselben, auf ihren Stand, der auch deswegen nie genau in einer absoluten Erhöhung sich angeben läßt, weil so oft der Schnee auf hohen Halden oder Gipfeln mehr oder weniger die Natur der Gletscher annimmt, also langsamer verdünstet und wie die Gletscher abwärts rückt; selten läßt sich überdies unterscheiden, wie viel irgend eine Art von Lawinen auf die Anhäufung der Schneemassen und auf ihr Sinken auf einer Berghalde gewirkt habe. Die Steilheit selbst der Berghänge und die Farbe der unterliegenden Erd- und Felsschichten kann vermuthlich auch bedeutend auf das Sinken und die Erhöhung der Schneelinie einwirken, und wo den Winter hindurch heftige Stürme die

Schneedecke entführen, da werden oft die diesen Orkanen am mehrsten ausgesetzten Berggipfel den Sommer hindurch, der größern Erhöhung ungeachtet, von Schnee entblößt erscheinen. Saussure fand am Montblanc 10,680 Fuß hoch, auf Stellen ohne Zweifel, die den Schmelz des Schnees beförderten, und den kalten Windzügen nicht ausgesetzt waren, wie Hr. Meyer an einer Sonnseite des Finsteraarhorns auf 10,330 Fuß Erhöhung, die Silenca caulis; auf dem Montrose zu 10,500 Fuß Erhöhung die Aretia helvetica und Ranunculus glacialis, und es läßt sich mithin annehmen, daß weder die Schneelinie nothwendig in ihrer Erhöhung sich auf dem nämlichen Gebirgszuge gleich bleiben, noch die oberste Grenze des Pflanzenlebens in die unterste Grenze der Schneeregion fallen müsse.

Der Mechanismus der Gletscher, der ihrem Vorrücken zum Grunde liegt, ist so befriedigend von Saussure und Kuhn erklärt worden, daß hier die Darstellung desselben überflüssig wird; die Schneelawinen aber, die zum Theil auf die Bildung der Gletschermassen wirken, ehe sie durch die Querthäler ihren Ausfluß nehmen, sind näherer Betrachtung werth.

Gewöhnlich stellt man sich Schneelawinen als große Massen Schnees vor, die, unbedeutend in ihrem Beginnen, auf den höchsten Kanten beschneiter Felsen ihre Entstehung nehmen, in rollendem, beschleunigtem Falle über steile, mit tiefem Schnee bedeckte Abhänge sich vergrößern, und wie Berge, von Titanen geschleudert, sich in den Grund der Thäler stürzen. Diese Erklärung aber ist nicht ganz der Natur dieses Phänomens gemäß. Die Schneelawinen können, ihrer verschiedenen Entstehung und Wirkung nach, unter mehrere Abtheilungen gebracht werden, die nicht mit einander verwechselt werden dürfen, wenn in Beurtheilung ihres Einflusses und der Hemmnisse ihrer Entstehung und Zerstörungen nicht Irrthümer Platz finden sollen; sie sind nämlich Staublawinen, Grundlawinen, Gletscherlawinen und Rutschlawinen.

Wenn die Menge des gefallenen Schnees groß und der Berghang, wo er aufliegt, schief genug ist, so entsteht eine Lawine; zerstiebt die losreissende Last im Fallen, so heißt sie Staublawine, und dann wird sie durch die Federkraft der Luft, die unter der schnell fallenden Last gepreßt wird, fürchterlich, und wird es weniger durch die Masse des Schnees. Zerstäubt die losgleitende Last nicht, sondern fällt die ganze Schneedecke des weniger steilen Abhangs, mehr oder weniger noch zusammenhängend, herunter, so heißt sie Grundlawine und wird weniger durch Luftdruck, als durch ihre ganze Masse gefährlich. Gletscherlawinen entstehen bloß, wenn im Vorrücken der Gletscher auf uneben felsichter, schiefer Unterlage, oder wenn auch nur durch die Schwere der Eismassen Gletscher-Fragmente bersten und im Fallen zersplittert herunterstürzen. Rutschlawinen endlich entstehen, wenn die Schneedecke auf weniger schiefer, aber schlüpfriger Fläche des Bodens nicht zum Fallen kommt, sondern stoßweise auf der Erde abwärts rutscht, und hinter jedem Gegenstand, welcher der bewegten Masse widersteht, sich anhäuft, bis er vom Drucke weicht oder der Schnee sich an ihm zertheilt.

Staublawinen entstehen meistens im Winter, wenn anhaltend und tief gefallener, nur locker zusammenhängender Schnee sich anhäuft auf hochliegenden Hängen, die nicht zu steil sind, um

der Schneedecke in großen Massen bei windstiller Witterung einen schwachen Halt zu geben, zu steil aber, um diesen Halt bei Windstößen zu gewähren; die Schneelasten, die auf diese Weise von hohen Bergwänden auf tiefere stürzen, reissen von diesen dann gewöhnlich noch mehrere Schneelasten los, und die Staublawine vergrößert sich auf diese Weise, nie aber durch Aufrollen tieferer Schneelager. Für die Waldungen sind die Staublawinen die zerstörendsten.

Die Grundlawinen entstehen selten im Winter, sondern gewöhnlich erst beim Antritt des Frühjahrs, auf weniger steilen Abhängen, als die Staublawinen, wenn der Schnee auf den Höhen und auf vorspringenden, der Sonnenwärme ausgesetzten Felsen zu schmelzen beginnt und das Schneewasser, das von den Höhen rinnt, den Zusammenhang der Schneedecke mit der Unterlage des Bodens auflöset und diese schlüpfrig macht. Das auf der Fläche des Abhangs unter den Schnee rinnende Wasser fließt den immer einspringenden Winkeln oder Schründen der Berghalden, den sogenannten Lawinen-Zügen, zu, in denen meistens daher die Grundlawinen entstehen.

Da der Fall der Grundlawinen selten, in Vergleichung des Falls der Staublawinen, beträchtlich hoch ist und die Zeit ihres Losgleitens sowohl, als ihre Richtung sich mit einiger Sicherheit vorausbestimmen läßt, so bringen sie dem Leben, den Gebäuden und den Waldungen weniger Gefahr, als jene. Es ist klar, daß, wenn der Fall der Grundlawinen beträchtlich hoch wäre, sie leicht zu Staublawinen werden könnten. Im Frühjahr aber, wo der Schnee zu schmelzen beginnt, kalte Nächte oft mit warmen Tagen abwechseln, der innere Zusammenhang des Schnees stärker wird und eine Eiskruste seine Oberfläche zusammenhält, wird auch die Masse desselben, wenn sie auf weniger steilem Abhang in Bewegung kommt, eher zum Abgleiten über die schlüpfrige Unterlage, als zum Abstürzen geneigt sein.

Die Grundlawine reißt gewöhnlich von dem erweichten Abhange, auf den sie zu fallen kommt, Steine und Erde mit; nicht so die Staublawine, die nur im Winter entsteht, wenn ihre Erd-Unterlage gefroren ist.

Die Staublawine wirkt doppelt nachtheilig auf die Vegetation; einmal, indem durch ihre Entstehung während der heftigen Kälte die Felshänge oder die mit Rasen bekleideten Halden von der schützenden Schneedecke entblößt werden, der felsige Hang dadurch der Zersetzung und den Steinfällen ausgesetzt, der Rasen aber der Zerstörung preisgegeben wird, die dann auch die Auflösung und Abwaschung der Erdschichten, und endlich gleichfalls die Zersetzung der dadurch entblößten Felslagen zur nothwendigen Folge hat; dann wirkt die Staublawine auch zerstörend auf den ganzen Baumwuchs aller Berghalden, die von den fürchterlichen, von ihr ausgehenden Orkanen bestrichen werden. Die Staublawinen entstehen bisweilen in der Vegetationsgrenze der Arven, meistens aber höher, möglicherweise aber aller Orten, wo bald hier, bald dort von Wirbelwinden große Massen lockern Schnees auf Halden zusammengetrieben werden, deren Senkungsgrad ihre Entstehung begünstigt; nur scheint eine gewisse Höhe des Falles und eine gewisse Ausdehnung der abstürzenden Masse zur Hervorbringung der fürchterlichen Kraft nöthig

zu sein, die Felsstücke losbricht, ganze Wälder mit der Wurzel aus dem Boden reißt und Häuser wie Spreu durch die Lüfte wirft. Aus diesem Grunde auch entstehen die Staublawinen meistens nur in den Thälern der höchsten Alpen, wo die Beschaffenheit des höhern, von Wald entblößten Gebirgs ihr Anhäufen und ihren Sturz begünstigt; sie entstehen auch nicht alle Jahre, da hingegen die Grundlawinen fast jährlich in den höhern Thälern sowohl, als auf den Hängen der mildern Thäler, freilich mit ungleichen Massen und ungleicher Wirkung, je nach der Jahreswitterung, entstehen. Gletscherlawinen sind selten den Waldungen oder der Sicherheit gefährlich, wenn nicht größere Massen von Gletschern sich von Felswänden losreissen, die über tiefere Thäler oder Alpen vorragen.

Indessen sind die Windstöße, die von Gletscherlawinen herkommen, der Vegetation nachtheilig, wie der Baumwuchs oben auf der Oberhaslischen Scheidegg z. B. beweiset, wo die Fichten sichtbar zurückgedrängt sind und kümmernd wachsen, der Rasen meist verschwunden ist, so weit der Abhang von Stürmen der Gletscherlawinen bestrichen wird, die häufig vom Fuß des Wetterhorns herunterstürzen.

Die Rutschlawinen oder Suoggilawinen entstehen meistens auf Sonnseiten von Abhängen von Osten gegen Westen streichender, milderer Thäler, wo ein schneller Schmelz des Schnees im Frühjahr das Gleiten desselben auf Halden befördert, die nicht steil genug zum Absturz sind; ihre Wirkung ist selten ausgedehnt; oft werden einzeln auf dem Abhange stehende junge Fichten durch diese Lawinen aus dem Boden gerissen, der Rasen zerstört und Hütten und Zäunungen verschoben.

Staublawinen und Grundlawinen sind in den höchsten Alpenthälern bedeutende Ursachen größerer Anhäufung der Gletschermassen, der nachtheiligsten Einflüsse auf das Pflanzenleben und Ursache auch der Zersetzung des Gebirgs; sie sind sehr oft Folge der Zerstörung des Baumwuchses in höhern, und zugleich Ursache seiner Zerstörung in den tiefern Regionen.

Wo Waldungen stehen, entstehen nie weder Staub-, noch Grund-, noch Rutsch-Lawinen. Zu große Ausdehnung der Alpenwälder hat in der Vorzeit ohne Zweifel die Anhäufung der Schneemassen befördert und eine größere Kälte hervorgebracht. Die Folgen zu großer Schwächung dieser Wälder sind eben betrachtet worden und werden unten noch überzeugender dargestellt werden. Daß auf bewaldeten Berghängen oder Bergrücken, die dem Wehen des Föns ausgesetzt sind, die Schneelasten nur allmälig schmelzen und zum Theil unschädlich verdünsten, während sie auf nackten Hängen jäh in Wassergüsse verwandelt, zerstörend nach den Thälern stürzen, ist hier noch beizufügen.

Wenn auf Schattenseiten der Berge in kältern Sommern oder in Vertiefungen der Bergrücken die Schneedecke nach schneereichen Wintern nicht zu schmelzen vermag, so ist nach Jahresfrist der unten liegende Rasen zerstört, die Dammerde bald von Winden oder Schlagregen fortgeführt, der unten liegende Fels durch Auswaschen der Erdschicht bald entblößt und dann zersetzt. Auf den höchsten Bergrücken unserer Alpen, wo sie noch unter der Schneelinie liegen,

sind ausgebreitete Flächen auf solche Weise von Rasen entblößt und, je nachdem der Abhang steil oder den Windstößen ausgesetzt ist, für immer oder auf kürzere Zeit jeder Benutzung entrissen worden. Die Alpenkräuter, fast überall jeden Sommer abgeweidet, reifen nicht hinreichend Samen, um, ehe der Einfluß der rauhen Lüfte die entblößte Erde ganz unfruchtbar macht, einen neuen Rasen zu bilden.

Steinfälle, die sowohl die Fruchtbarkeit hoher Alpen vermindern, als dem Holzwuchs auf den Thalhängen verderblich sind, entspringen ursprünglich öfter von dieser Zerstörung des Rasens her. Wo die Felsschichten aber steil und steigend gegen die Thäler zu Tag ausgehen, dringt auf Sonnseiten besonders das Schneewasser leicht in die Fugen der entblößten Felsen und sprengt sie im Gefrieren nach und nach in Bruchstücken auseinander. Lawinen und Druck der Gletscher befördern die Zersetzungen, die zu hemmen menschlichen Kräften nicht gegeben ist.

II.

Es werden in diesem Abschnitt diejenigen Thatsachen anzuführen sein, die über die Bewegungen und Anhäufungen der Gletscher, über ihre Ausbreitung unter die Grenze des Pflanzenlebens, über diese Grenze selbst, über die Verödung der Weideplätze und über die Schwächung der Vegetationskraft auf den hohen Alpen Auskunft geben können. Die Folgerungen, die sich aus der Zusammenstellung dieser Thatsachen ergeben, werden der Auflösung der Aufgabe, so weit sie aus beschränktem Standpunkte des Verfassers versucht werden kann, näher führen, und, in Verbindung mit dem ersten Theile der Abhandlung, dem Vorschlage der möglichen Hemmnisse der Verwilderung der hohen Alpen zur Begründung dienen.

In Ermangelung alter schriftlicher Urkunden und mündlicher bestimmter Ueberlieferungen über das abwechselnde Vorrücken und den Rückzug der Gletscher an ihren Mündungen in tiefere Thäler, geben die Erd- und Steinwälle, oder die sogenannten Gandecken, welche bei dem Vorrücken die Gletscher längs ihren Mündungen vorschieben und nach ihrem Rückzüge hinterlassen, den einzigen Größen-Maasstab dieser Bewegungen. Die Furchen, welche die Gletschermassen aus den Felswänden stoßen, durch die im Vorrücken durch Querthäler sie sich drängen, weisen auf den höchsten Stand der Gletscher in der Vorzeit. Aber genaue Zeit- und Maas-Angaben des Wachsthums und der Abnahme verschiedener Gletscher und der verschiedenen Gletschermündungen des nämlichen Eisfeldes in verflossenen Zeiten, in Verbindung mit den Witterungszufällen, die diesen Bewegungen vorangegangen, fehlen der vaterländischen Geschichte.

Mehr oder weniger bestimmte mündliche Ueberlieferungen der Thalbewohner und Angaben von Schriftstellern aus der Hälfte des vorigen Jahrhunderts, die ohne Zweifel sich auf jene Ueberlieferungen gründen, bezeichnen folgende Daten über die Ab- und Zunahme der Gletscher von Grindelwald.

Im J. 1540 sollen die Grindelwaldgletscher, so weit sie sich zwischen den nördlichen

Abhängen des Wetterhorns, des Mettenbergs und des Eigers in das bewohnte Thal ergossen, ganz weggeschmolzen sein.

Im J. 1600 sollen diese Gletscher, und so auch überhaupt die schweizerischen und tirolischen Gletscher den höchsten Stand der Vorrückens erreicht haben.

Im Jahr 1620 war, nach alten Dokumenten, der obere Grindelwald-Gletscher noch unweit der ältesten Gandecke. Nach Merians Karte zu schliessen, war die Gletschermasse noch im Jahr 1660 beträchtlich.

Von 1660 bis 1686 schienen die Gletscher sehr abgenommen zu haben.

Im Jahr 1703 war ihr Vorrücken wieder sehr beträchtlich. Auf die Abnahme von 1723 folgte die Zunahme von 1743, auf diese die Abnahme von 1750. Von 1770 bis 1778 trat wieder ein beständiges Vorrücken, nachher langsamer Rückzug ein.

Das letzte Vorrücken von 1818 und 1819 hat wirklich noch nicht gänzlich die ältesten Gandecken erreicht.

Im Jahr 1600 und auch 1777 scheint der untere Gletscher weiter als der obere vorgerückt zu sein, während sonst gewöhnlich das Vorrücken beider Gletscher in umgekehrtem Verhältniß statt gefunden.

Im Jahr 1561 war der Paß vom Grindelwald noch offen. Reformirte Walliser kamen noch zur Trauung nach Grindelwald herüber. Im Jahr 1578 wurden Kinder zur Taufe aus dem Wallis ins Grindelwald getragen.

Die Petronellen-Kapelle, die vermuthlich im Anfange des siebenzehnten Jahrhunderts von dem vorrückenden Gletscher fortgeschoben oder bedeckt wurde, stand hart am Rande des Felsens, an dem der untere Gletscher sich nun ins bewohnte Thal drängt. Die Jahrzahl der wiedergefundenen Kapellenglocke ist 1044. Die Kapelle steht noch auf der Landkarte von Schopf von 1570 abgebildet.

Im Jahr 1712 endlich flüchteten sich drei Grindelwalder wegen der Religionsverfolgungen damaliger Zeit aus dem Wallis ins Grindelwald, und brachten auf der gefahrvollen Reise drei Tage zu. Seither hat nie ein Mensch diesen Weg zurückgelegt.

Im Jahr 1777 war, nach Bessons Zeugniß, der Rhonegletscher im Oberwallis (der im Jahr 1819 seine entferntesten Gandecken noch nicht erreicht hat) über siebenhundert Fuß von den ältesten Gandecken entfernt und damals, nach dem Zeugniß der Hirten, seit zwanzig Jahren im Rückzug.

Es ist beachtenswerth, daß dieser Rückzug des Rhonegletschers auf den Zeitpunkt des beträchtlichen Vorrückens der Grindelwaldgletscher fällt. Auch im Jahr 1820 rückte der Grindelwaldgletscher noch vor, da schon im Jahr 1819 der Rhonegletscher anfing sich zurückzuziehen, der mit diesem zusammenhängende, nördlich auslaufende Triftgletscher hingegen noch im Vorrücken war.

Der Gleretgletscher, der sich vom Montvelan nach dem Bernhard senkt, war 1767, wo der Grindelwaldgletscher sich zurückzog, im höchsten Vorrücken, und 1777 ganz zurückgezogen, als hingegen das höchste Vorrücken der Grindelwaldgletscher statt fand.

Saussure bemerkt gleichfalls, daß (1778) der Gletscher des Bois und der Gletscher von Mont dolent (auf den jenseitigen Alpen) sich zurückgezogen habe, während zu gleicher Zeit der unweit davon befindliche Gletscher von Triolet vorgerückt sei. Die entferntesten Sandecken bewiesen, daß dieser Gletscher ehemals zweihundert Fuß hoher gewesen.

Zwischen dem Tschingelhorn und der Buttlassen im Lauterbrunnenthal ging in vorigen Zeiten ein Weg nach dem Wallis, der im Jahr 1783 zum letztenmale von Bergknappen in Trachsellaui zurückgelegt wurde und nun vergletschert ist.

Auf dem Grunde, auf dem nun der Renfitengletscher im Urbachthal ruht, war vor etwa zweihundert Jahren eine zu vierzig Kühen geseyete Alpweide. Die Jahrzahl ist nicht genau zu bestimmen, wann der Gletscher in das Thal gedrungen; die obige Seyung von vierzig Kühen aber ist allgemeine, vom Vater auf den Sohn übertragene Sage in der Gemeinde Geisholz, welcher die Alpweide gehörte. Der Rest der Alpweide, den der Gletscher übrig ließ, wurde im Jahr 1569 der Gemeinde Grund verkauft und war damals nur noch zu acht Kühen geseyet.

Der Renftengletscher, der mit dem Gauligletscher zusammenhängt, ist nun wirklich neben dem Toffenhorn weiter, als nie, in das Urbachthal gedrungen, und hat sich im verflossenen Sommer (1819) über einen Rand des Felsens stückweise mit abgestürzten Eismassen über die schöne Weide am Ilmenstein verbreitet, die nun, wie vormals die Renftenalpweide, zu vergletschern droht.

Der Renftengletscher hat vor einigen Jahren ein Stück Holz von einem Fichtenstamm ins Thal geschoben, auf dem eingehauene Buchstaben (wahrscheinlich das Namenszeichen des Eigenthümers, der den Baum gefällt und gehauen hat) sichtbar waren. Der Grund des Renftengletschers, wo ehemals diese Tannen gestanden haben müssen, kann aber in absoluter Erhöhung nicht über sechstausend Fuß hoch, mithin nicht über der möglichen Vegetation der Rothtannen liegen.

Unweit dem schwarzen Bret, auf der Höhe des untern Grindelwaldgletschers, sollen noch zur Zeit, als Gruner die dortigen Eisgebirge beschrieb, abgestorbene Lerchtannen im Gletscher-Eis sichtbar gewesen sein. Auch hier aber kann der Gletschergrund nicht höher als die Vegetationsgrenze der Lerchtanne liegen, die nach Hrn. v. Buch über Bernina sich noch 6970 Fuß hoch finden. Auch das Thal, das nun der Gauligletscher ausfüllt, soll vormals Alpweide gewesen sein. Das Nämliche versichern alte Sagen von den Thälern, die nun der Vorderaar- und die Grindelwald-Gletscher mit Eis erfüllt haben, und die in ihrer Erhöhung über das Meer nicht höher als die wirkliche Vegetationsgrenze der Alpenkräuter reichen.

In Mitte des Gelmerengletschers, auf dem rechten Aarufer bei Handeck, wurden vormals an einem vereinzelten Felsen, der sonst hundert und fünfzig bis zweihundert Fuß aus dem Gletscher

hervorragte, Kristalle gegraben. Jetzt ist dieser Fels unter dem angewachsenen Gletscher verschwunden, der seine ältesten Gandecken erreicht hat.

Der Vorderaargletscher unweit dem Grimselspital, der in alten Zeiten durch sein Vorrücken eine Alpenweide bedeckt haben soll, ist nun mehrere hundert Fuß weiter als die älteste Gandecke gerückt; an den Felsenwänden, durch die die Gletschermasse sich in ihrer Mündung drängt, sind die höchsten Spuren der vom Gletscher ausgestoßenen Furchen unter dem Eise begraben. Mehrere der alten Arven, die hier noch auf der Sonnseite seit vielen Jahrhunderten ohne Spuren des Verderbens gestanden, haben schon vor den rauhen Jahren von 1816 und 1817 zu verdorren angefangen.

Unter dem Schwarzhorn, das auf seiner höchsten Spitze den Sommer über Schneeflecke behält, mithin bei achttausend Fuß hoch sein mag, liegt nordwärts in einer Vertiefung der blaue Gletscher ausser aller Verbindung mit andern Gletschern. Der sechsundsiebenzigjährige Georg Baumann von Grindelwald hat ausgesagt, sein Großvater habe ihm erzählt, der Anfang dieses Gletschers sei wenig Lawinenschnee gewesen, der im Sommer nicht fortgeschmolzen. Der Gletscher, dessen Abfluß nun den Reichenbach und den Gießbach vergrößert, hat sich in den Jahren 1816 und 1817 beträchtlich vermehrt, und die beiden warmen Jahre von 1818 und 1819 haben die Gletscher und Schneeanhäufungen von 1816 und 1817 noch nicht wegzuschmelzen vermocht; doch ist die entfernteste Gandecke des Gletschers noch nicht gänzlich erreicht gewesen.

Der Tschingelgletscher im Grund des Gasterenthales hatte im Jahr 1808, nach der Entfernung der ältesten Gandecken und den Auskerbungen an seinen Felsenufern zu schliessen, bei hundert Fuß in der Höhe und bei zweitausend Fuß in der Länge abgenommen. Im Jahr 1785 war sein stärkstes Vorrücken in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts; noch zu Ende des Herbstes 1819 war die Gandecke von 1785 nicht erreicht, von welcher letztern die entfernteste Gandecke noch etwa vierhundert Schritte entfernt ist.

Der Lötschenthalgletscher hingegen, der mit dem Tschingelgletscher in Verbindung steht, aber jenseits ins Wallis ausläuft, hatte im Jahr 1819 sich beträchtlich weiter als die älteste Gandecke vorgeschoben.

Die zu Gasteren gehörige Hochwydenalp war ehemals, nach allgemeiner Sage, deren Glaubwürdigkeit die Untersuchung des Alpengrundes leicht verbürgt, zu hundert Kühen geseyet; nun werden da deren nicht mehr als siebenundzwanzig gesömmert. Die Verwilderung wird den Steintrümmern zugeschrieben, die, von den schroffen Felshängen abstürzend, einen großen Theil des Alpbodens bedeckt haben.

Im Dörfchen Gasteren, 4300 Fuß hoch über das Meer, blieben vor 1787 gewöhnlich den Winter über zehn Haushaltungen, seither keine mehr, aus Furcht wegen der häufiger gewordenen Schneelawinen.

Der Gletscher, der vom Altels sich gegen Gasteren senkt, ist weiter als nie vorgerückt. Der Wildelsig-Schafberg ist im Jahr 1819 durch sein Vorrücken ganz unzugänglich geworden.

Der Gygligletscher, der vormals unbedeutend gegen die Grimselstraße zu Tag ging, ist nun über hundert Fuß höher und (1819) einige hundert Fuß weiter, als nie, gegen die Aar vorgerückt. Die unweit demselben liegende Gyglialp war noch vor zwanzig Jahren zu zwanzig Kühen geseyet. Jetzt werden nur noch zehn Kühe und Schafe da gesömmert. Würden nach der alten Sey wieder zwanzig Kühe hingetrieben, sie würden nicht mehr die Hälfte der Sömmerungszeit da verweilen können. Die Verwilderung der Alp wird von den Alpbesitzern der Wirkung häufiger fallender Lawinen, Steinfällen und dem sichtbar sich verschlimmernden Graswuchs, dieser aber einmüthig den rauhen Lüften zugeschrieben.

Der Engstlengletscher, an der unterwaldischen Grenze, hat im Herbst 1819 die ältesten Gandecken überschritten. Unweit diesem Gletscher liegt die Scharmattalp auf der noch Kolosse alter und gesunder Arven, aber zwischen denselben nirgendwo junge Bäume dieser Art stehen. Vor dreißig bis vierzig Jahren trugen diese Arven im Uebermaas Früchte, seither keine oder wenige; selbst im Jahre 1818, das im tirolischen Hochgebirg sich durch eine reiche Arvenärnte auszeichnete, war auf der Scharmattalp diese Aernte nur mittelmäßig.

Auch auf den grindelwaldischen Alpen reiften vor dreißig bis vierzig Jahren die Früchte der Arven in ausserordentlicher Menge, seither nie reichlich. Durch frühe, harte Fröste im Herbst und durch späte Frühjahrsfröste sind seit jener Zeit bald die Früchte, bald die Blüthen verdorben. Dieses Mißlingen der Arvenärnten kann nicht von Ausrottung alter Arven herrühren, da auf der Strammen- und Wargistahl-Alp sich noch häufig gesunde alte und jüngere Arven finden. Den rauher werdenden Lüften schreiben einstimmig die Thalbewohner und Hirten diese Erscheinung zu.

An der Gadmenfluh auf einem nordwärts gegen Engstlenalp sich senkenden Abhange, wo sonst gewöhnlich der Schnee liegen blieb, hat dieser im Jahr 1819 die Natur der Gletscher angenommen, in Schründe zu spalten und vorzurücken angefangen.

Der Wendengletscher, seitwärts dem Gadmenthal, hat die ältesten Gandecken noch nicht, wohl aber die Gandecke von 1770 erreicht; der Rufesteingletscher, der Schwadrigletscher und der Gletscher der Jungfrau gegen die Wengerenalp hatten im J. 1819 die ältesten Gandecken überschritten.

Der Steinengletscher an der Alp, über die die neue Straße durch das Gadmenthal nach dem Gotthard führt, hat im Herbst 1819 die älteste Gandecke in seinem Vorrücken, jedoch noch nicht die Höhe dieser Gandecke erreicht.

Neben diesem Gletscher, an der Schattenseite des Berghangs, auf der sogenannten Kuhbergli- und Umpohl-Weide, fanden vor etwa sechszig Jahren zwanzig Kühe reiche Weide; jetzt taugt dieser Grund kaum mehr zur Schafweide. Es sind nicht Steinfälle und nicht das

Vorrücken des Gletschers oder Lawinen, sondern, wie die Hirten versichern, die rauhern Lüfte, welche diese Verschlimmerung der Weide verursacht haben.

Der Geltengletscher im Grunde des Lawinenthals war schon im Jahr 1818 bei tausend Fuß weit über die ältesten Sandecken vorgerückt.

Das von Osten gegen Westen streichende, bei viertausend Fuß über das Meer erhöhte Gadmenthal verengt sich bei der sogenannten Schafftelen gegen das anstoßende, etwas mehr nördlich fallende Nessenthal. Von Süden her läuft die Mündung des engen und hohen Triftthales, in dessen Grunde der Triftgletscher mit dem Rhonegletscher in Verbindung steht. An der Verengung des Thales liefen dichte Fichtenwaldungen, der Gobleckwald und Dergetliwald, an den steilen Berghängen bis in den Grund des Thales. Vor dreißig bis vierzig Jahren wurden diese Waldungen von der damaligen Bergwerks-Verwaltung kahl niedergehauen; seither ist der Berghang theils wegen Mangel der Besamung, theils wegen der Ziegenweide kahl geblieben, und es ist, nach allgemeiner, übereinstimmender Sage der Bewohner des Gadmenthals, rauher geworden. Es wird geklagt, daß vordem die Schneelawinen nie häufig, die Nordwest- und Südwest-Winde nie so heftig gewesen, daß mehrere Gartengewächse nicht mehr, wie vormals, gedeihen, und daß z. B. der Kabis selten mehr Köpfe bilde. Im J. 1788 haben, nach der Versicherung bejahrter, glaubwürdiger Männer, auf den Wiesen des Dorfes noch bei dreißig Fuß hohe und acht bis zehn Zoll starke Kirschbäume gestanden, da bisweilen Kirschen reiften. Seit etwa fünfunddreißig Jahren haben da nie mehr Kirschen gereift; die alten Kirschbäume, von denen dem Verfasser noch Stücke vorgewiesen wurden, sind zu Grunde gegangen, und die jungen, die nachzupflanzen versucht wurden, sind verdorben, wenn sie kaum die Höhe von acht Fuß erreicht hatten.

Das Dörfchen Andereck im Gadmenthal hatte in vorigen Zeiten wenig von Schneelawinen zu leiden, und es war vor zwölf Jahren kein Beispiel bekannt, daß durch Schneelawinen Häuser daselbst zerstört worden wären. Hoch über dem Dörfchen auf dem südlichen Berghange liegt der kleine, aber tiefe Gadelautsee unter einem Felshange, von dem von Zeit zu Zeit Staub- und Grundlawinen gegen den See stürzen. In ehemaligen Zeiten fror den Winter über der See immer zu, aber nie so fest, daß nicht jedesmal die Eisdecke von den niederfallenden Lawinen durchbrochen worden wäre. Die Gewalt der Lawine wurde dann durch das Wasser des Sees gebrochen und nur Wasser mit durchnäßtem Schnee ohne Schaden über den Berghang gegen das Dörfchen getrieben. Nun ist in den letzten Jahren der See so fest gefroren, daß die darauf niederschlagende Lawine, ohne die Eisdecke durchbrechen zu können, überschlug, den Wald des Thalhanges niederwarf und drei Häuser des Dörfchens mit den Bewohnern zerschmetterte.

Das bei 3300 Fuß über das Meer erhöhte Dorf Guttannen liegt in dem südlich gegen den Grimsel steigenden Thal; tiefer in dem nämlichen Thal liegt das Dörfchen Imboden in einer Thalverengung. Seitdem nach wiederholten Feuersbrünsten zu Wiedererbauung des

Dorfes die Wälder von Guttannen entweder kahl, oder doch sehr licht gehauen worden sind, weht der Fön häufiger und heftiger das Thal herunter. Vor der Einäscherung des Dorfes Guttannen wurde sowohl auf den dortigen Wiesen, als bei Imboden, häufig Hanf gebaut; seither wegen früher eintretendem Schnee niemals mehr.

In Guttannen sowohl, als in Imboden, wurde vor Zeiten viel Kirschwasser gebrannt; seit langer Zeit nicht mehr, weil die noch vorhandenen Kirschbäume nicht mehr Früchte tragen.

Obenher der Heusteinalp, gegenüber dem Dörfchen Imboden, liegt ein Wildheumaad, das einem Zwalder Menk (Melchior Zwalder) gehörte, der vor vierzig Jahren gestorben ist. Alte Leute im Dorfe Imboden erinnern sich noch wohl, daß dieser Melchior auf dem Wildheumaad zwanzig Bürden Heu ärntete; jetzt werden auf dem nämlichen Maad, das weder den Schneelawinen, noch dem Vergletschern, noch Steinfällen ausgesetzt ist, in den besten Heujahren nicht mehr als zehn Bürden Wildheu geärntet.

Auf der großen Engstligenalp im Oberhaßli war ehemals der Tag der Auffahrt mit den Kühheerden gewöhnlich auf den längsten Tag (den 21. Juni) festgesetzt; seit dreißig bis vierzig Jahren aber wird gewöhnlich acht bis zehn Tage später auf die Alp gefahren. Die Abfahrt von der Alp war ehemals gewöhnlich auf Alt-Michelstag (nach altem Kalender) oder auf den 12 Oktober; seit eben so langer Zeit fällt die Abfahrt gewöhnlich den Neu-Michelstag, d. h. auf den 30. September. Ueberhaupt war der Tag des Haslimarkts vor Zeiten der gewöhnliche Abfahrttag für die mehrsten oberhaslischen Alpen; jetzt ist dieser Tag der Abfahrt gewöhnlich acht Tage früher, und zwar weniger aus dem Grunde, weil die Steinfälle nach und nach mehr Weidegrund bedecken, sondern mehr noch, weil auf den hohen Alpen der Graswuchs auf den Gräten, besonders auf Schattenseiten, immer schlechter wird, und an dem Platze saftiger Kräuter Flechtenarten (Lichenes) und Fax (Nardus strictus) den ausgemagerten Grund überziehen.

Auf Gimelwald (4090 Fuß über dem Meer) hat der alte Hans Feuz vor dreißig Jahren auf drei schönen Kirschbäumen öfter reife Kirschen geärntet. Der Käufer der Wiese, auf welcher sie gestanden, hat sie vor einigen Jahren niedergehauen, weil sie nie mehr Früchte zeitigten. Junge Kirschbäume werden auf Gimelwald keine mehr gepflanzt, weil sie nach gemachten Erfahrungen nicht mehr gedeihen.

Auf der zur Sefinenalp gehörigen Boganggenweide, hinter dem Horn, wurden ehemals viele Pferde gesömmert, wie der vor fünfundzwanzig Jahren verstorbene vierundsiebenzig Jahr alt gewordene Christen Feuz auf Murren seinem Sohn oft erzählt hat. Jetzt werden wegen des verschlimmerten Graswuchses keine Pferde mehr dahin getrieben, und nur wenige Kühe zu kurzen Tagweiden, die da ärmliche Nahrung finden; auch hier sind weder Steinfälle, noch Lawinen oder Gletscher die Ursache der Verwilderung.

Auf der nämlichen Alpweide ist in den höchsten Bezirken der Rasen gänzlich verschwunden, wo vormals gute Alpenkräuter wuchsen. Dieses Verderben des Rasens rührt daher, daß hier

in den Jahren 1816 und 1817 der Schnee auf demselben liegen blieb. Im Jahr 1818 war der mehrste Schnee hier wieder fortgeschmolzen, der Rasen aber im Herbst 1819 noch nicht hergestellt, sondern die gute Erde sichtbar vermindert.

Auf der Lawinenvoralp im Gentelthal, auf der eine Menge alter, großer Ahornen stehen, hat Melchior Dennler von Wyler vor zehn Jahren viele aus dem Samen im Freien aufgegangene Stämmchen dieser Holzart, in der Hoffnung, sie groß zu ziehen, sorgfältig gegen das Vieh verwahrt; sie blieben sechs Jahre lang vegetirend, wuchsen in dieser Zeit etwa drei Zoll hoch, und gingen dann alle zu Grunde. Auch im Gadmenthal, wo alte Ahornen von sechs Fuß im Durchmesser stehen, wird geklagt, daß die wenigen jungen Ahornen nicht mehr kräftig wachsen wollen.

In dem Gafterenthälchen, das bei 4300 Fuß hoch, aber vor den Nordwinden geschützt ist, hat vor dreißig Jahren der Jagdaufseher Peter Künzi zum letztenmal von einem Kirschbaume reife Früchte gepflückt, der seither verdorben ist. Die noch übrigen Kirschbäume sterben nach und nach gleichfalls ab.

Des Jagdaufseher Laueners Vater hat auf den Sandweiden bei Lauterbrunnen vor vierzig Jahren zwanzig Kirschbäume gepflanzt; nun sind, mit Ausnahme von vier in geschützter Vertiefung stehender, alle zu Grunde gegangen; keiner hat einen Fuß im Durchmesser erreicht; unweit denselben stehen noch Stöcke von alten Kirschbäumen, die beweisen, daß diese Baumart in vergangenen Zeiten hier freudiger gedieh.

Auf einer großen, zur Neßlerenalp gehörigen, gegen Mitternacht fallenden und von Wald entblößten Berghalde war vor siebenzig Jahren, laut allgemeiner, von alten Männern herrührender Sage, die schönste Kuhweide; jetzt ist die ganze Halde von Steintrümmern bedeckt, von Schneelawinen her, die hier vormals selten niederfielen. Wo die Lawinen stehen, war der Abhang sonst mit Rasen überzogen; jetzt ist aller Rasen verschwunden und nichts als Steingeriesel an dessen Platz. Der siebenzigjährige Landsvenner Egger, der vor zehn Jahren verstorben, hat erzählt, daß in seiner Jugend auf dieser Berghalde kein Stein hätte gefunden werden können, einer Kuh nachzuwerfen. In den verwitterten Steinen oder Steingeriesel wachsen hier vereinzelt noch am liebsten Mutteren und Gemswurzeln, Phellandrium mutellina und Arnica montana.

Vor etwa fünfundfünfzig Jahren ist die Wengerenalp (zwischen Lauterbrunnen und Grindelwald) um zwanzig Kühe tiefer gesetzt worden, und zwar wegen Abnahme des Graswuchses, da die Alp weder den Steinfällen, noch den Lawinen bedeutend unterworfen ist. Auf der Scheideggle gi, dem obersten Grat dieser Alp, ist der Rasen meistens verschwunden, und es finden sich da nur kleine Büschel der magern Grasart, die die Oberländerhirten Faz nennen, zwischen diesen Büscheln zerbrockeltes Gestein, aus dem die Dammerde fortgeschwemmt oder durch Winde fortgeführt wurde. Der alte Konrad Lauener, der vor fünfundvierzig Jahren verstorben, fragte seinen Knecht, der von der Alp nach dem Dorfe zurückkam: Nicht wahr, es

ist droben auf der Legi nicht mehr, wie zu meiner Zeit? Als Bub' habe ich dort oft mit der Sichel Gras gemäht und das Heu zum Lager in die Sennhütte getragen; jetzt ist da nichts mehr zu mähen.

Die Sausalp liegt in einem Thälchen, das zwischen der Schwalmeren und dem Schildhorn und Schwarzhorn gegen Osten fallend, ins Lauterbrunnenthal ausläuft. In alten Zeiten sömmerten auf dieser Alp fünfhundert dreiundsechszig Kühe, und auf den obersten Gräten der Alp bei tausend Schafe, die auf dem eine Stunde langen Weidebezirk, vom Schwarzhorn bis an die Kirchfluh, hinreichende Nahrung fanden. Tiefer, unter dem Schwarzengrat, vom weißen Gebirg hinweg bis unter die nämliche Kilchegg, hoch über dermaliger Grenze der Wälder, gingen auf diesem, ehemals weder dem Eis, noch Steinfällen oder Lawinen ausgesetzten Bezirk fünfhundert Kühe fünfzehn Tage lang zur Tagweide, wo jetzt selten eine Kuh mehr hingeht, aller Rasen beinahe verschwunden ist und nur verwittertes, zerbröckeltes Gestein zum Vorschein kommt.

Nach und nach verschlimmerte sich der Graswuchs auf diesen hohen Weiden und die Steinfälle und Lawinen mehrten sich so sehr, daß im Jahr 1750 die Alp tiefer geseyet und für jede Kuhweide anderthalb Bergrechte aufgewiesen werden mußten. Jetzt weideten da noch im Jahr 1819 zweihundert fünfundsechszig Kühe, sieben Pferde, fünfzig ein- und zweijährige Rinder und fünfzig jüngere Kälber; und auf dem ehemaligen Schafberge weidet kein einziges Schaf mehr. Der achtzigjährige, vor fünfzig Jahren verstorbene Ulli Brunner hat dem dreiundsiebenzigjährigen Christen Wyß, gegenwärtigem Obmann auf Isenfluh, oft erzählt, daß in seiner (des Ulli's) Jugend, da er selbst Schafhirt auf Saus gewesen, in dem genannten, nun verwilderten Schafberge mehr als tausend Schafe zur Weide gegangen seien.

Diese Verwilderung rührt theils von Steinfällen vom Schwarzhorngrat, theils von Eisfällen und häufiger gewordenen kalten Winden her. Der Schwarzhorngrat, der sich immer mehr schichtenweise zersetzt, besteht aus dem im Oberland so geheißenen Eisenstein, einem Kalkstein mit Thon und eisenhaltiger Bindung, der an sich sehr hart, aber leicht in Blätter voneinander löset. Der Schildhorngletscher, der, ganz ohne Verbindung mit andern Gletschern, sich nur auf der Mitternachtseite angesetzt hat, da im Sommer auf der Sonnseite aller Schnee wegschmilzt, war in vorigen Zeiten noch weit von dem Absturz der Felsen gegen die Sausalp entfernt, und im Herbst 1819 auf die Kante dieser Felsen, weiter als nie vorher, vorgerückt, so daß nun kein Mensch zwischen dem Felshang und dem Gletscher vorbeigehen kann. Noch vor dem Jahre 1780 war auf den Felsterrassen des Schwarzhorns und des Schildhorns einiger Graswuchs und es weideten da häufig Gemsen. Jetzt ist aller Graswuchs verschwunden und selten erblicken hier die Hirten eine versprengte Gemse. Alter Ahornen waren vordem viele im Grunde des Sausalpthals, wie noch Stöcke und Wurzeln beweisen; jetzt steht kein Ahorn mehr da. Die Sage geht, daß ehemals auf der Alp auf den noch sogenannten Sausmatten ein Dorf gestanden; noch heißt hier ein Bach der Mühlebach, und

urkundlich gewiß ist, daß die Antheilhaber der Alp in alten Zeiten einen Mühlenzins an die Obrigkeit entrichtet haben.

Auf der Sonnseite der Sausalp, im sogenannten Färrichwald, war vormals sehr schöner Rothtannenwald. Der Vater des alten obengenannten Christen Wyß hat hier einen drei Fuß im Durchmesser haltenden Stamm zur Verfertigung eines Brunnentrogs gefällt, der noch wirklich bei der Sennhütte ist. Jetzt ist da kein hoher Baum mehr, und die herumstehenden Rothtannen verderben alle im Wipfel, wenn sie vier bis zehn Fuß Höhe erreicht haben. Auf der Schattenseite der Alp hat ehemals eine halbe Stunde höher, als der gegenwärtige oberste Waldsaum, ein Arvenwald gestanden, wo noch jetzt der Bezirk das Arvj heißt, aber kein Baum mehr zu finden ist. Noch sieht man hier zwei Fuß dicke Arvenstöcke, deren Wurzeln nacktes Gestein umspannen, von dem die Erde fortgespült ist. Im obersten Waldsaum unter diesem Bezirk reifen die Rothtannen keinen Samen mehr.

Auf der zur nämlichen Sausalp gehörigen Kienegg, wo die Weide noch jetzt den Namen der schlechten Matten trägt, ist der Schnee einige Jahre lang liegen geblieben. Im Jahr 1818 schmolz derselbe fort, aber aller Rasen war zerstört. Im Jahr 1819 fand da der Jagdaufseher Lauener noch kein Gras, sondern Stauberde, ein Spiel der Winde.

Auf den Wiesen des Dörfchens Saxeten (beiläufig 3400 Fuß hoch) finden sich, z. B. auf der Giefelmatten, alte Kirschbäume von 2½ Fuß im Durchmesser, die vormals sehr viele Früchte getragen. Der sechsundsiebenzigjährige Jakob Roth in Saxeten versichert, daß in seiner Jugend hier die Kirschen alle Jahre gerathen seien, da sie hingegen, so weit sein fünfunddreißigjähriger Sohn sich zu erinnern weiß, nie mehr reichlich und seit vielen Jahren gar nicht mehr gerathen seien. Dieser letztere Sohn von Jakob Roth hat seit zwanzig Jahren über fünfzig junge Kirschbäume auf die Dorfwiesen gepflanzt, von denen kein einziger gut gewachsen und die mehrsten zu Grunde gegangen sind. In den Rothtannenwäldern, die im Saxetenthal hoch über dem Dörfchen an den Berghängen steigen, finden sich hingegen noch gut wachsende Kirschbäume, die aber, wenn sie auf die Wiesen des Dorfes herunter ins Freie verpflanzt werden, alle verderben. Der Graswuchs auf diesen Wiesen hat sich nicht verschlimmert, da zweihundertjährige Scheunen in den letzten Jahren wieder mit Heu angefüllt worden sind.

Auf der Schwalmeren, einem Gebirg im Grunde des Saxetenthals, dessen Gipfel in die Region des ewigen Schnees reicht, war, laut den Zeugnissen des alten Roth und anderer bejahrter Männer, vor Zeiten auf den obersten Halden der Sonnseite überall Graswuchs. Seit vielen Jahren, besonders seit 1817, ist nun aller Rasen verdorben, und auf dem Gipfel des Berges war im Jahr 1819, nach zwei sehr heissen Sommern, da viel mehr Schnee, als im Jahr 1814 vor den kalten Sommern von 1816 und 1817.

Auf der Schattenseite der Suleck, etwa 6200 Fuß hoch, wo vormals Schafweide war, ging der Rasen bis auf den Gipfel; seit vierzig bis fünfzig Jahren ist nach und nach der Rasen

verschwunden, und es zeigt sich jetzt nichts als zerbröckeltes Gestein (Geriesel). Der alte Roth ist überzeugt, daß hier, selbst wenn noch viele der Fruchtbarkeit so günstige Jahre, wie 1818 und 1819, erfolgen sollten, der Rasen doch nicht mehr sich herstellen könnte, weil durch Regengüsse die Erde weggespült oder während der Trockniß vom Winde fortgetragen worden sei.

Am Gerstenhorn, auf einer Schafweide hinter der Tschingelfeldalp, die gegen Mittag abhängig ist und bei tausend Fuß hoch über der gegenwärtigen Waldgrenze liegt, wird seit mehrern Jahren die Schneedecke von Windstürmen fortgeführt, der Rasen, hierdurch seiner Winterbekleidung beraubt, verschwindet immer tiefer hinab und läßt nur unfruchtbares Gestein zurück.

Auch auf dem Tschingelfelder Schafberg verdirbt sichtbar der Rasen und die Schafweide wird schlechter, obgleich, wie überhaupt (wegen der theuern Winterung) auf den meisten oberländischen Schafalpen, seit langer Zeit bei weitem nicht für den Betrag der ganzen alten Seyung Schafe aufgetrieben werden.

Auf der Axalp, am Brienzersee, die seit alten Zeiten für zweihundert und vierzig Kühe geseyet ist, weidet noch immer die nämliche Anzahl. Vor etwa vierzig Jahren aber dauerte gewöhnlich die Alpfahrt dreizehn Wochen; seither, selbst in den fruchtbaren Jahren von 1818 und 1819, hat die Sömmerung nie mehr volle dreizehn Wochen gedauert, obgleich seit sechs Jahren die um die Sennhütten liegenden Läger im Gemeinwerk von den Alpgenossen gedüngt werden.

Die Axalp ist in dem obersten Läger nicht über die Region der Arven erhöht; sie ist oben abgeplattet, ohne steile Abhänge, und weder im Bereich der Schneelawinen, noch der Gletscher, von denen die Verwilderung der schönen Alp herrühren könnte; aber auf ihrem höchsten Rücken fängt sichtbar an der Rasen dünner zu werden, und von der Ebnenfluh, die zu der höhern Tschingelfeldalp gehört, stürzen, was vor vierzig Jahren noch selten geschah, häufig Felstrümmer nach der Axalp. Auf dieser Ebnenfluh fanden noch vor vierzig Jahren die Kühe von Tschingelfeld gute Weide; jetzt weiden da nur Schafe, die, nach dem Ausdruck der Hirten, das kurze Gras kaum mehr ergreifen können.

Auf der Schattenseite der Axalp blieb im obersten Läger im Jahr 1817 Schnee liegen, unter dem der Rasen verdarb, aber da der Boden nicht steil und das Erdreich tief aufliegt, so hat im Jahre 1819 der Rasen sich wieder zu bilden angefangen.

Auf dem 6831 Fuß hohen Gipfel des Hohgants, zwischen dem Tschangnau- und Habcheren-Thal, fanden in alten Zeiten Kühe reichlichen Graswuchs. Der neunzigjährige, vor mehrern Jahren verstorbene Weibel Imboden zu Unterseen hat oft erzählt, daß er in seiner Jugend mit seinen Kühen da geweidet und gutes Gras gefunden habe. Vor fünfundzwanzig Jahren weideten da keine Kühe mehr, hingegen noch sechshundert Schafe. Gegenwärtig finden zweihundert Schafe auf der gleichen Weide nur karge Nahrung, weil der Rasen zum Theil zerstört ist, zum Theil immer dünner wird und die Winde alle entblößte gute Erde entführen.

Auf den über Beatenberg auf Sonnseiten liegenden Gemmen- und Burgfeld-Alpen, wovon diese vormals siebenzig, jene hundert und fünfzig Kühe sömmerten, ist die Seyung gegenwärtig für Burgfeld auf ein Drittel, für Gemmenalp auf ein Viertel des vormaligen Bestandes reduzirt worden.

Auf den Voralpen der äussersten Gemeinde (Bäurt) von Beatenberg wurden vor dreißig Jahren auf jedes Gemeinderecht anderthalb Kühe Besatz gerechnet (wo dann je zwei Rechte drei Kühe treiben konnten); jetzt wird auf jedes Recht nur eine Kuh zugelassen. Diese Einschränkung ist nicht die Folge gestiegener Bevölkerung (da diese, wegen häufiger Auswanderungen der Beatenberger in andere Gemeinden, seit jenen dreißig Jahren nur von fünfundsiebenzig auf achtzig Haushaltungen gestiegen ist), sondern es rührt die Herabsetzung der Seyung bestimmt von geschwächtem Graswuchs her, da große Bezirke der Voralpen (die über den Grenzen der gegenwärtigen Waldung, aber unter den Grenzen des Fichtenwachsthums liegen), die vormals gutes Gras getragen, nun mit isländischem Moos und Fax überzogen sind, ohne daß hier Schneelawinen, Steinfälle oder Gletscher mitgewirkt haben können. Noch vor fünfzehn Jahren war die Abfahrt von Burgfeld gewöhnlich auf Michelstag (den 11. Oktober) gefallen; seither ist sie gewöhnlich auf heil. Kreuztag (den 3. Oktober). Die Alpen auf Beatenberg liegen, wie gesagt, auf südlich fallenden Abhängen, sind aber nichtsdestoweniger den Nordwinden sehr ausgesetzt, die aus dem an ihrem Fuße sich öffnenden Habcherenthal gegen das Längenthal von Interlachen häufig und heftig wehen.

Auf Beatenberg stehen bei 3600 Fuß hoch noch Kirschbäume von anderthalb Fuß Durchmesser, die freilich eine Menge dürrer Aeste zeigen; junge Kirschbäume, so viel auch deren zu pflanzen versucht worden, gedeihen nicht mehr und verderben in wenigen Jahren.

Auf dem Giesenberg, einer zu zweihundert Kühen geseyeten Alp, unweit Kandersteg, ist in den höchsten, etwa 1500 Fuß über der gegenwärtigen Waldgrenze liegenden Bezirken der Rasen von beträchtlichen Strecken ganz verschwunden. Seit dreißig bis vierzig Jahren ist dieses Verderben des Graswuchses am auffallendsten bemerkt worden, und die Kühe ziehen seither auch acht Tage früher von der Alp, als vorher geschehen. Diese Verschlimmerung des Graswuchses kann weder Steinfällen noch Gletschern, sondern muß allein den rauhen oder öfter wehenden Lüften zugeschrieben werden.

Beinahe alle Alpen des Lauinenthals sind seit fünfzehn bis zwanzig Jahren in ihrer Seyung heruntergesetzt worden. Der Geltenberg trägt nur noch zwei Drittel seiner vormaligen Seyung; nicht viel mehr der Feißeberg. Die beiden Teutlisberge, das Blatti, der Beuschen und der Toffenberg sind um ein Neuntel der alten Seyung heruntergesetzt worden.

Unter dem bei siebentausend Fuß hohen Steinschlaghorn, das mit der Niesenkette das Simmenthal vom Kanderthal söndert, liegt, etwa fünfhundert Fuß tiefer als der

Gipfel, ein kleiner See, an dessen Ufern torfartiger Grund, unter dem noch unlängst fast unversehrte Rothtannenstämme und Tannzapfen ausgegraben worden sind.

Auf gleicher Höhe mit diesem See findet sich an diesen Gebirgen kein Baum mehr von einiger Stärke; etwa dreihundert Fuß tiefer stehen noch einzelne kleine Rothtannen, die aber sämmtlich im Gipfel dürr sind, und obgleich nur anderthalb Zoll im Durchmesser, doch bei fünfzig Jahrringe zählen. Die gegenwärtige Grenze des darunter stehenden geschlossenen Rothtannenwaldes geht hier nicht höher als etwa 4800 Fuß.

Unter dem 7250 Fuß hohen Rothhorn, über Brienz, liegt der oberste Saum der gegenwärtigen Rothtannenwaldung nicht höher, als etwa 5200 Fuß über das Meer, und in diesem obersten Saum stehen die Rothtannen nur buschartig, höchstens zehn Fuß hoch, alle wipfeldürr. Wohl tausend Fuß höher am Berggrat stehen noch Spuren von einen Fuß starken Rothtannenstöcken und Baumwurzeln im Erdreich.

Auf dem nämlichen Gebirgsrücken im Stollisbrawen, der zu der Planalp gehört, hat vor zwanzig Jahren der alte, nun blinde Peter Hohlenweger von Brienz eine Stunde höher, als der gegenwärtige oberste Waldsaum, noch große Baumwurzeln zum Käsen aus dem Boden gegraben.

Am Schwarzhorn, das westlich von Brienz etwa sechstausend Fuß sich über das Meer erhebt, hat sich vor zehn Jahren eine Schneelawine gebildet, die gegen das Dorf Wyler fiel und den ganzen Fichtenwald, der auf dem Abhange über diesem Dorfe war, wiederwarf. Im obersten Saume dieses Waldes, etwa 6100 Fuß über das Meer, blieb seitwärts dem Lawinenzug eine fünf Fuß im Durchmesser haltende Rothtanne stehen, von der die Wiederbesamung des durch die Lawine entblößten Waldbodens gehofft wurde. Höchstens dreihundert Fuß höher, als dieser Fichtenkoloß, stehen auf einer von Bäumen sonst ganz entblößten, gegen Mittag gewandten Berghalde eine Menge kaum zwölf Fuß hoher Fichten, die alle ohne Ausnahme wipfeldürr sind. Die große Fichte am Lawinenzug, der merkwürdigste Beweis nun seltener Vegetationskraft in verflossenen Zeiten, wurde in kaum glaublicher Unwissenheit durch den obrigkeitlichen, über jene Waldungen bestellten Bannwart oder Waldhüter gefällt. Unter dem Schutz dieses Baumes war sichtbar der Wachsthum des darunter liegenden Waldstreifens begünstigt, und höher, als dieser oberste Waldsaum, wo kein Schutz gegen die über den Berggrat dringenden Nordwinde, war baumlose Wildniß.

Auf dem nämlichen Berghange fütterte als Knabe der nun fünfzigjährige Jakob Guffet von Brienz den Winter hindurch mit Kühen in der Hütte seiner Voralp. Unweit dieser Hütte war ein kleiner Bezirk junger, gesunder Rothtannen. Ein ungewöhnlich heftiger und kalter Wind, erzählt Guffet, sei über den Berg gedrungen, und im darauf folgenden Frühjahr habe er alle diese jungen Rothtannen wipfeldürr gefunden; sein sechsundachtzigjähriger Vater bezeugt, daß zu seiner Zeit die kalten Bergwinde nie so häufig und heftig gewesen seien.

Auf der Alp Tschingelfeld, auf dem jenseitigen Gebirgsrücken, war ehemals schöner

Rothtannenwald, der nach und nach von den Hirten niedergehauen wurde; noch finden sich da dritthalb Fuß im Durchmesser haltende Stöcke, aber keine junge Rothtanne mehr. Die dermalige Waldgrenze ist nun eine halbe Stunde unter diesem Walde, und das Holz, das ehemals über den Sennhütten an einem nun ebenfalls von Holz entblößten Berghange gehauen und heruntergestürzt wurde, muß nun eine halbe Stunde weit hinaufgetragen werden. Den Beweis dieser Thatsache geben einige alte Sennhütten, die zur Unterlage so große Schwellhölzer enthalten, wie nirgendwo auf dem ganzen Berge sich mehr finden und die wegen ihrer Schwere unmöglich hätten hinaufgetragen werden können.

Auf der Hohmatt, zuoberst an einem bis an das Ufer der Aar mit Tannwald bekleideten Berghang, über dem Dörfchen Imboden, der durch seine Lage vor den Nordwinden geschützt ist, stehen auf einer Höhe, die durch trigonometrische Messung zu 6392 Fuß über das Meer bestimmt worden ist, noch verkrüppelte Fichten und etwas gesündere Arven. Rings um das Grimsel-Hospital, bei sechstausend Fuß hoch, finden sich weder Arven noch Rothtannen mehr; vergeblich war ein Versuch des verstorbenen Spitalmeisters von Bergen im Garten des Spitals, aus Samen wieder Arven zu erziehen. In geringer Höhe über diesem, in einer Vertiefung des Felsens, ist ein kleines Torfmoos, aus dem vor dreißig Jahren noch ein Arvenstamm von beträchtlicher Stärke, und kürzlich noch Wurzeln alter Arven ausgegraben worden sind. Das heftige Wehen des Windes im Winkel des Thales, das dem Fluß entlang gegen Mitternacht fällt, hat, begünstigt durch Ausrottung und Schwächung der schützenden Wälder, hier die Lebenskraft der Pflanzen geschwächt.

Im Röderischboden, eine Stunde unter dem Grimselspital, heißt ein Bezirk der Alpenweide in alten Urkunden „bei den hohen Lerchen." Es erinnern sich noch viele bejahrte Männer dieses Lerchtannenwäldchen gesehen zu haben. Jetzt stehen da weder junge noch alte Bäume mehr, aber häufig werden auch hier noch Arvenstöcke im Boden gefunden.

Vom Grimselspital westwärts gegen den Gletscher des Lauteraars zieht sich anderthalb Stunden lang, von der Aar durchströmt, das Aarenbodenthal, dessen Grund bei sechstausend Fuß über dem Meer liegt. Südlich und nördlich ist das Thal von hohen Granitfelsen, westlich von Gletschern eingeschlossen. Auf den tiefsten Vorsprüngen der Felswände stehen noch einige wenige Rothtannen, Lerchtannen, Birken und Arven, deren ärmlicher Wuchs die nahe Grenze ihrer Vegetation bezeichnet. Junge Arven zeigen sich da nirgendwo. Vor wenigen Jahren stürzte ein Theil des Gletschers ein, unter dem die Aar hervorquillt, die ihre Richtung nun veränderte und den alten Runs trocken ließ, in dem der Spitalmeister bald nachher Spuren von Arvenstämmen fand. Hierdurch ermuthigt, wurde nun von den Bewohnern des Spitals nicht nur in dem alten Flußbett, sondern auch seitwärts in moosichtem Grund (zum Bedarf des Spitals in der baumlosen Wildniß), nach unterirdischem Holze gegraben, und eine Menge liegender Stämme, Wurzeln und Stöcke, sogar Arvenzapfen gefunden. Der Verfasser fand hier selbst im Sommer 1820 zwei bis vier Fuß unter Granittrümmern und Flußsand oder in

moosichtem Grund Baumstöcke von vier Fuß Durchmesser, ohne Spur der Fäulniß an dem röthlichen, nur auf seiner Oberfläche veränderten Holze, das noch immer (vielleicht nach tausend Jahren) in seinem Innern den eigenthümlichen Geruch des Arvenholzes auffallend zu erkennen gab. Auf dem Querdurchschnitt waren die Jahrringe leicht sichtbar und gaben in ihrem Abstand den sprechendsten Beweis des kräftigern Lebens des Baumes in längst verflossenen Zeiten. Oefter hat der Verfasser in den Waldungen des Grindelwald-, Gadmen- und Gasteren-Thals, fünfzehnhundert bis zweitausend Fuß tiefer, als dort, Stöcke unlängst gefällter Arvenstämme untersucht, die Jahrringe mit Mühe gezählt, und noch nie, selbst auf gutem Boden nicht, das schnelle Wachsthum gefunden, das jene unterirdischen Bäume der Vorwelt zeigen.

Auf der zu Sageten gehörigen Schlüpfwängenalp, unter der Suleck, stehen in den Bergmädern bei der Rechtensägeßenweid noch drittbalb Fuß dicke Stöcke von Arven, aber weit herum kein lebender Baum dieser Holzart und auch keine Rothtanne. Einen Gemsschuß tiefer ist der Wald, in dessen obersten Säumen die Rothtannen, wenn sie sechs Fuß Höhe erreicht haben, wipfeldürr werden.

Auf der Künzlenalp, einem nordwärts fallenden Berghange am Brienzersee, stehen in den sogenannten Leichenbritteren, wo der oberste Waldsaum zu Ende geht, eine Menge drei Fuß hoher Rothtannen, die wipfeldürr sind, dazwischen viele über zwei Fuß dicke Stöcke von Rothtannen, die in vorigen Zeiten gehauen worden. Ueber Schwächung des Graswuchses wird auf dieser Alp nicht geklagt. Es stehen noch mehrere alte, abgelebte Arven auf derselben, aber kein einziger junger Stamm dieser Holzart.

Auf der Scharmattalp, zunächst unter dem Blackiboden, waren auf einem Grat des Berghangs noch vor vierzig Jahren eine Menge der schönsten Rothtannen von drei bis vier Fuß Durchmesser. Seit dreißig Jahren fingen dieselben zu verdorren an, und wurden dann allmälig von den Hirten gefällt; jetzt steht auf diesem Berggrat keine einzige, weder alte noch junge Rothtanne. Zwischen dem Roßboden und dem Engstlensee wird in dem obersten Waldsaum das nämliche Absterben der alten Rothtannen bemerkt; fünfhundert Fuß höher, als dieser Waldsaum, stehen noch alte, große Arven, an denen im Jahr 1819 zum erstenmal ein ähnliches Dürrewerden der Nadeln bemerkt worden ist.

Auf dem Oberhorn, einem westlich vom Schmadrigletscher liegenden, zum Steinberg gehörenden Schafberg, auf dessen Gipfel weder lebende Arven noch Rothtannen sich mehr finden, sind von den Bergwassern und durch Erdbrüche unter dem Boden vergrabene Arvenstöcke von drei Fuß Durchmesser abgedeckt worden. Die gegenwärtige Vegetationsgrenze der Arven und Rothtannen steht viel tiefer; nur Legfohren, Drosseln und Gürmsche (Pinus montana; Betula alnus viridis und Sorbus aucuparia) dauern aus, wo die Stöcke gefunden worden.

Ueber den obersten Hütten auf Wengerenalp ist unweit dem Grat bei 6100 Fuß hoch vor wenigen Jahren eine Menge Stammholz und Wurzeln aus dem Boden gegraben worden;

der oberste Saum der Wälder, aus denen nun nach den Sennhütten das Holz hinaufgetragen werden muß, ist nun drei Viertelstunden tiefer, als jene Stelle.

Von Andermatt gegen Realp, am Fuße der Furka, zieht sich das Urserenthal zwischen 4000 bis 5500 Fuß Erhöhung über das Meer. Ueberall ist das Gebirg in dieser Ausdehnung von Bäumen entblößt; nur der kleine Bannwald bei Andermatt steht als trauriger Ueberrest belehrend für die Bewohner da. Unter der Erde aber, sowohl in der Thalfläche, als an den Thalhängen, werden überall Spuren von Waldungen der Vorzeit gefunden. Es geht die Sage bei den Bewohnern von Realp, daß die ehemaligen Bewohner des Thales, in der Absicht, einer Menge von Bären und Raubthieren ihre Schlupfwinkel zu zerstören, unvorsichtig die Wälder ausgerottet hätten und daß seither die Bäume nicht mehr gedeihen wollen.

Zur Feuerung während der harten und langen Winter müssen die Bewohner von Realp zwei Stunden weit auf den Alpen herum sich mit der Sichel elendes Gesträuche von Haide (Erica vulgaris) mühsam sammeln. Nur auf den Berghängen bei Realp wächst Gesträuche von Sorbus aucuparia (hier Wülesche genannt), das nach dem Hieb, zu dem allein die Kapuziner berechtigt sind, wieder aus Stock und Wurzel ausschlägt. Der Verfasser zählte sechsunddreißig Jahrringe auf den Durchschnitt eines einen Zoll dicken Triebes dieser Holzart. Auf viel beträchtlicher Höhe zeigt dieser Sorbus überall einen ungleich schnellern Wuchs, wo er unter dem Schutze von Wäldern wächst; nur wenig tiefer im Bannwald von Andermatt zeigen dahin verpflanzte Stämme des nämlichen Baums einen schnellen und üppigen Wuchs.

III.

Wenn die Thatsachen, die aus einem kleinen Theil des Alpengebirgs angeführt werden, allgemeine Schlüsse rechtfertigen können, so dürften für die Gletscher hier einige Folgerungen daraus hergeleitet werden.

Die Ansicht unserer Thäler führt uns auf die Ueberzeugung, daß in der Vorzeit die Gebirgsströme höher geflossen, daß von ihrem Ursprung hinweg die Gewässer in stufenweise tiefer liegenden Becken oder Seen sich verbreitet, später durch fortgerissenen Schutt der höhern Gebirge allmälig diese Becken erhöht und ausgefüllt, und, als durch Erdbeben oder durch die Reibung im Wasser Jahrtausende lang fortgerissener Felsstücke ihre Scheidewände zerspalten, dann erst die Thalgründe des Hochgebirgs ihre gegenwärtige Gestaltung erhalten haben.

Auf ähnliche Art dürfen wir vielleicht die Verbreitung des Eises von den höchsten Thälern des Gebirgs in die tiefern uns erklären.

Die höchsten Kolosse des Alpengebirgs entladen sich der Schneelasten, die der lange Winter auf ihren Gipfeln und Halden aufhäuft, durch Lawinen in die an ihrem Fuße liegenden Becken; die höhern Eisthäler in die tiefern, die tiefern über beblümte Alpweiden in bewohnte Thäler. Nicht regungslos ist die erstarrte Eismasse, die immer einstürzt, wenn die schmelzenden Gewässer

auf ihren felsichten Unterlagen sie aushöhlen, und immer im Winter mit neuen Lasten sich erhebt, um wieder einzustürzen.

Mit ungeheurer Gewalt zerstoßen so seit längerer Zeit, als menschliche Urkunden oder Sagen reichen, die in eine Wucht gefrornen Wassermassen ihre Felsenufer, die dem zermalmenden Drucke weichen oder brechen müssen, in einem oder in mehrern Jahrtausenden.

Daß aber die Gewalt der Lawinen und dieser Stoß der Gletschermassen unablässig dahin gewirkt und ferner dahin wirke, die Felsenufer der einzelnen Eisbecken zu zertrümmern und die Eisthäler, die stufenweise übereinander liegen, in Verbindung zu setzen: das ist aus der Natur der Gletscherbewegungen und aus der Wirkung der Schneelawinen klar. Auch die Felsunterlagen der Eisfelder können sich nicht in langen Zeiträumen gleich bleiben, da die schiefen Flächen, auf denen die Gletscher abwärts dringen, immer mehr sich verflächen müssen, wo der gewaltige Stoß der bewegten Masse unablässig jede Unebenheit zu zertrümmern strebt. Aus diesem Grunde, wenn auch die Menge des angehäuften Eises im Laufe von Jahrhunderten sich gleich bleiben mag, kann nie die Ausbreitung der Eisfelder von den höchsten Behältern nach den tiefern sich gleich bleiben.

Nicht nur die Menge des gefallenen Schnees, die Zahl und Masse der Lawinen vorhergehender und die höhere Temperatur nachfolgender Jahre, die den Schmelz des Schnees und die Aushöhlungen der untersten Schichten der Gletscher begünstigt, bestimmen ihr Vorrücken. Herrschende, bald in einer Richtung anhaltende, bald wechselnde Windströmungen, die, oft unabhängig von der Temperatur, bald in dieser, bald in anderer Richtung, die Schneelasten anhäufen, die Lawinen befördern; Klüfte, die unter den Eisfeldern entstehen; jähes Zertrümmern der Felswände, die, bald unsichtbar unter den Gletschern, bald vorragend an denselben, die Eisbecken trennten, die sie begrenzen: diese Umstände wirken vielleicht noch mehr, als jene, auf die Bewegung und die Ausbreitung der Gletscher, die auf alle Fälle keinen sichern Maasstab steigender oder abnehmender Temperatur des Hochgebirgs geben kann.

Wenn der Felsenriff, der, von der Blümlisalp nach der Buttlassen zu, das Eisthal des Tschingels von dem Kienthal scheidet, dem Stoße des Gletschers weicht oder die sogenannte Gamchirinne (Gletschererde) sich vertieft und erweitert; wenn zwischen dem Renfer- und dem Tossenhorn der Gletscher des Gaulis sich tiefere Bahn in seinem Felsenbette bricht; wenn von Erdbeben oder nach tausend Jahre fortgesetzten Stößen der Gletschermassen des Aletschs, die Felsenwand vom Mönch bis zu den Walcherhörnern weicht, so wird das Kienthal, das Urbachthal, das Grindelwaldthal noch mehr, als jetzt, mit Eis erfüllt werden, wenn auch nie vorher so schneereiche Winter, wie wir in den letzten Jahren erlebt, sich wiederholen sollten.

(Der Beschluß folgt.)

Inhalt.

Von dieser Zeitschrift erscheint monatlich ein Heft, jedesmal sechs bis sieben Bogen stark, nebst einem Intelligenzblatte; der ganze Jahrgang besteht demnach aus zwölf Heften; es können einzelne Hefte oder ein halber Jahrgang nicht besonders erlassen werden, sondern das Abonnement ist für einen ganzen Jahrgang festgesetzt; dafür ist der Preis 16 Schweizerfranken oder 11 Fl. rheinisch, und in Norddeutschland franko Leipzig 7 Rthlr. sächsisch. — Jede gute Buchhandlung in Deutschland und in der Schweiz, so wie alle Postämter und Zeitungs-Expeditionen nehmen Bestellungen darauf an; die Versendungen der Hefte geschehen jedesmal mit dem Anfang und in der Mitte eines Monats. Bekanntmachungen und literarische Anzeigen werden in den Intelligenzblättern mit 4 kr. oder 1 gr. für die gebrochene Zeile berechnet, und erhalten die allgemeinste Verbreitung, vermöge des ausgedehnten Wirkungskreises dieser Zeitschrift. Beiträge für dieselbe können unter der Adresse des Herausgebers oder Verlegers unmittelbar durch die Post eingesandt werden; in weiterer Entfernung können solche Beiträge, deren Inhalt keine Eile hat, auch an Herrn David Sauerländer in Frankfurt am Main, und in Leipzig an Herrn Buchhändler Friedrich Christian Wilhelm Vogel mit einem besondern Couvert versehen und mit der Bemerkung: zu Handen der Redaction der Ueberlieferungen, abgegeben werden, indem von beiden Orten häufige Versendungen an mich abgehen, wo solche Couverts franko beigelegt werden können.

H. R. Sauerländer.

Ueberlieferungen

zur

Geschichte unserer Zeit.



Jahrgang 1820.

Dezember - Heft.

Aarau
bei Heinrich Remigius Sauerländer.

Denkschrift über die Verhaftung der jungen Schweizer zu Wien im Jahre 1819.

Die Verhaftung und endlich die Freilassung der jungen Schweizer zu Wien ist aus öffentlichen Blättern bekannt; nichts von ihren Verbrechen, weil man sie keiner schuldig fand. Ihrer Unschuld dankten sie den Wiedergewinn der Freiheit; nicht irgend einer Verwendung von Seiten ihrer vaterländischen Obrigkeiten, selbst nicht einmal der des eidsgenössischen Geschäftsträgers, Freiherrn v. Müller, zu Wien, während sonst Gesandte oder Geschäftsträger anderer Völker die amtlichen Fürsprecher ihrer schuldig oder unschuldig bedrängten Landsleute zu sein pflegen.

Die Begebenheit gehört nun der Geschichte an; und ist sie an sich auch ohne Wirkung auf das große Ganze gewesen, war sie doch eine der traurigen Wirkungen deßelben und dient sie in sofern zur Bezeichnung dieser Zeit.

Es wurden die Verwiesenen in ihrem Vaterlande von Hohen und Niedern mit derjenigen zuvorkommenden Liebe empfangen, welche man gern gerechtfertigten Freunden zollt und wodurch man sie gleichsam für erduldete Leiden zu entschädigen sucht. Für ihre Ehre, so wie für die Ehre des Schweizernamens wird Oeffentlichkeit der Sache zur Pflicht.

Der Herausgeber.

Zu den Ereignissen, welche noch jüngst mehr als gewöhnliche Theilnahme erweckten, ist gewiß die Verhaftung mehrerer Schweizer in Wien zu rechnen. Das Zusammentreffen vieler Umstände, die beträchtliche Anzahl der Verhafteten, das geheime Verfahren gegen sie, die lange Dauer des Prozesses war hinreichend, dieser Begebenheit einen Anstrich von Wichtigkeit zu geben, und in eben dem Maase auch die Aufmerksamkeit vieler Schweizer zu erregen.

Der Verfasser dieser Denkschrift will sich dadurch keineswegs zum öffentlichen Beurtheiler des Verfahrens einer freundnachbarlichen Regierung gegen jene Schweizer aufwerfen. Allein als Schweizer weiß er, daß seine Mitbürger — gleichviel aus welchen Ursachen — Freunde der Publizität sind. Handelt es sich nur um vierundzwanzig Stunden Haft, so wünscht man in unserm Freistaate die Gründe derselben zu kennen; der Bauer fragt nach seiner Weise um das Vergehen, und der Gebildetere urtheilt, ob und welches Gesetz übertreten wurde.

Die Ueberzeugung, daß nähere Kenntniß jener Begebenheit in dem Wunsche Vieler liegt, ist die Veranlassung zu dieser Denkschrift. Den Opfern derselben mag sie als Erinnerung an eine unglückliche Zeit dienen; jedem Schweizer aber als das, — wofür er, treu seinen Grundsätzen, es ansehen muß.

Allgemeine Zeitverhältnisse, die sogenannten demagogischen Umtriebe und was dergleichen Sachen mehr waren, die den Zeitungsblättern so viel Nahrungsstoff darboten, können hier nicht

in Betracht kommen; noch weniger, in wiefern etwa dieselben auf die von der österreichischen Polizei gegen die Schweizer ergriffenen Maasregeln Einfluß mögen gehabt haben.

Man betrachte den schweizerischen Nationalkarakter: Geselligkeit, Neigung zu freundschaftlichen Vereinigungen werden als ein hervorstechender Zug an demselben erscheinen. Mit besonderer Kraft äussert sich diese Neigung bei Schweizern im Auslande. Nach vaterländischer Sitte leben sie auch im fremden Lande, und selten findet sich Einer, der nicht mit Wärme an seine Landsleute sich anschließt. Hierin ist die Ursache aller jener Gesellschaften zu suchen, die die Schweizer auch im Auslande verbinden. Beinahe tägliches Zusammentreffen Mehrerer in einem Gasthause in Wien im Jahr 1816 veranlaßte dieselben, eine organisirte Gesellschaft zu bilden. Der einzige Zweck derselben war einerseits wissenschaftliche Ausbildung, anderseits gegenseitige Aushilfe für solche, die deren etwa bedürftig sein sollten. Die Gesellschaft ward im Februar 1817 errichtet und bestand aus zwölf Mitgliedern, alle von dem Vorsatze beseelt, die wenigen wöchentlich der Versammlung gewidmeten Stunden auf eine nützliche Weise zuzubringen. Die Aufsätze, welche die thätigern Mitglieder der Gesellschaft mittheilten, waren größtentheils medizinischen, historischen und pädagogischen Inhalts. Es ist leicht einzusehen, daß die beiden letzten Fächer hinreichend Stoff darbieten, ins politische Feld überzuschreiten, um so mehr, wenn sich Schweizer damit befassen, denen es schwer wird, im Auslande die ihnen angebornen Grundsätze — wenigstens unter sich (ihr öffentliches Betragen hat noch nie und nirgends zu Klagen Anlaß gegeben) — zu verläugnen, und noch schwerer, sie gegen solche umzutauschen, auf deren Fortbestand und Beobachtung in mehrern Staaten so energisch gearbeitet wird.

Ideen über Politik, so lange sie solche blieben (das Gegentheil konnte nie bewiesen werden), waren aber dem oben angedeuteten Zwecke der Gesellschaft keineswegs entgegen, lagen auch nicht ausser seiner Sphäre. Daß keine besondern Absichten unterlagen, erhellt eben daraus, daß die Mitglieder der schweizerischen Gesellschaft es nur mit Aufsätzen zu thun hatten, die Niemandem ausser ihrem Kreise mitgetheilt wurden; daß also, gesetzt auch, es wären gefährliche Grundsätze zur Sprache gekommen, an Verbreitung derselben gar nicht gedacht, ja daß selbst diese Verbreitung gehindert ward durch die von der Gesellschaft angenommene Regel, zum größten Theile nur Schweizer, und zwar nur solche Mitglieder aufzunehmen, welche die französische Sprache fertig schreiben und sprechen, — ein offenbarer Beweis, daß Vermehrung der Gesellschaft, Proselytenmacherei, wovon so viel in den Verboten gesprochen wurde, gar nicht im Geiste derselben lag.

Die Gesellschaft hatte eine bloß ephemere Existenz. Schon in den Frühjahrsmonaten 1817 verlor sie mehrere Mitglieder, die Wien verliessen, und im August desselben Jahres ward sie von den Theilnehmern selbst, ohne Zuthun der Polizeibehörde, aufgelöset. Es ist kaum zu glauben, daß dieser Artikel Leser finden werde, die den Gedanken hätten, der Gesellschaft haben wirklich gefährliche Absichten untergelegen. Wer waren denn die Mitglieder derselben?

Junge Männer, Studierende oder Erzieher, denen wohl am meisten an ihrer Ausbildung und an ihrem guten Fortkommen lag.

Ob dieser oder jener Staat eine Konstitution habe oder nicht, ob er so oder anders regiert werde, darauf wird Jeder, der auf Bildung Anspruch macht, je nach seinen Verhältnissen, einigermaßen aufmerksam sein. Seine Urtheile, so lange sie die Achtung nicht beiseite setzen, die jeder Regierung gebührt, können aber, sie mögen übrigens lauten wie sie wollen, noch kein Majestätsverbrechen konstituiren, ja noch mehr, nicht einmal ein Polizeivergehen. Aber auch solcher Urtheile haben sich die Schweizer nicht schuldig gemacht. Oder sind wohl Ideen, die aus allgemeinen, zu unsern Tagen nichts weniger als verworfenen Theorien geschöpft sind, als wirkliche Urtheile über diese oder jene Regierung zu betrachten? oder müssen nicht vielmehr derlei Urtheile, um als solche angesehen werden zu können, wirklich ausgesprochen sein? — Unter diesem Gesichtspunkte mag man das Wenige, was sich in den Papieren der schweizerischen Gesellschaft über Politik etwa vorgefunden hat, sich vorstellen. Wer sich etwas mehr einbilden wollte, — der hört gern blinden Lärm.

Da, wie oben gesagt wurde, die Gesellschaft sich im August 1817 gänzlich aufgelöset, nachher aber keine Wiedervereinigung mehr statt gefunden hatte, — so versteht sich von selbst, daß zur Zeit der Verhaftung der Schweizer in Wien, im Oktober und November 1819, ihre Gesellschaft nicht mehr bestand. Somit waren sie verhaftet eines Vergehens wegen, das nicht existirte und seiner Natur nach keine fortwirkende Kraft haben konnte. Oder sollte wohl ein Zeitraum von mehr denn zwei Jahren, der hinreichte, daß einer der Mitverhafteten nicht einmal mehr im Stande war, im Verhöre alle Mitglieder der ehemaligen Gesellschaft zu nennen, — sollte wohl ein solcher Zeitraum gar nicht in Betracht zu ziehen sein?

Und doch wurden die Schweizer verhaftet. Jeder, obwohl nicht ganz unbekannt mit der Verfahrungsweise der österreichischen Polizei, hoffte, die Untersuchung konne höchstens einige Tage dauern, und Freilassung werde das Resultat derselben sein. Statt dessen erfolgte die Entscheidung im August 1820, obschon die Untersuchung durch das Vorhandensein aller dahin gehörigen Papiere und durch die Willfährigkeit der Verhafteten selbst sehr erleichtert und auch wirklich noch vor Ende November 1819 geschlossen war. Zehnmonatlicher Arrest ward nicht hinreichend geachtet; Verweisung aus der österreichischen Monarchie mußte demselben noch, so zu sagen, gesetzliche Kraft geben.

Wer je in einer ungewissen Lage schwebte, der wird sich auch die jener Schweizer vorstellen können, eine Lage, die der Verlust der Freiheit doppelt schmerzlich machen mußte. Wer den Werth der Zeit kennt, wird einsehen, was es heiße, auf bloße Vermuthung einer gefährlichen Gesellschaft hin, jungen Männern, in der Blüthe ihres Alters, die sich alle den Studien widmeten, ein ganzes Jahr zu entziehen. Jeder Vater endlich wird es fühlen, was es heiße, seinen Sohn in einer so hilflosen Lage zu wissen, ohne nur Nachrichten von ihm erhalten zu können. Den Verhafteten ward erlaubt, ihren Aeltern zu schreiben. Die

Polizei übernahm die Briefe, Briefe, welche bloß Nachrichten über **körperliches** Befinden enthielten, und beförderte dieselben, dem Vorgeben nach, an die Post. **Die Briefe kamen nie in die Schweiz**; — die Schuld mag auf den gut eingerichteten Postämtern haften.

Die Beurtheilung dieser Begebenheit, die zu diesen wenigen Seiten Anlaß gab, beruht auf den bisher angeführten Thatsachen. Das Resultat derselben wird in folgenden Betrachtungen bestehen.

Da ein Verband der Schweizer in Wien wirklich bestanden hat, so kann derselbe dem Scharfblicke der österreichischen Polizei nicht entgangen sein. Der Akt jenes Verbandes war entweder gesetzlich oder widergesetzlich. Im letzten Falle bietet sich von selbst die Frage dar: warum wurden denn die Mitglieder der Gesellschaft nicht zur Zeit des Bestehens im Jahr 1817 zur Verantwortung gezogen?

Die zwei Jahre später im J. 1819 erfolgte Verhaftung führt auf eine andere Betrachtung: Waren die Verhafteten schuldig, warum wurde denn zu einem **aussergerichtlichen Verfahren** geschritten? waren sie nicht schuldig, wozu in diesem Falle der **zehnmonatliche Arrest**, da die Untersuchung nur sechs Wochen erforderte?

Als Nachtrag mögen hier einige Bemerkungen über die Art der Verhaftung der Schweizer, ihre Behandlung, über die Verhöre und die Verweisung aus Oesterreich am rechten Orte stehen.

Verhaftungen politischer Meinungen wegen waren im Jahr 1819 nicht selten, beinahe möchte man sagen, an der Tagesordnung. Die Errichtung der Mainzer Kommission trieb die Erwartungen dessen, was daraus am Ende werden sollte, aufs Höchste. Jeder auf die Tagesgeschichte Aufmerksame folgte diesen Ereignissen mit einer gewissen Spannung. So auch ohne Zweifel die Mehrern der später verhafteten Schweizer. Keiner aber ahnete, was ihm bevorstände. Der Anfang ward gemacht am 11. Oktober 1819 mit **Geinoz**, aus dem Kanton Freiburg, und **Kolly**, einem gebornen Franzosen. Bei jenem wurden, unter dem Vorwande, ausländischem Tabak nachzuspüren, die Papiere durchblättert, Einiges davon in Beschlag genommen und **Geinoz** selbst in das Polizeihaus abgeführt. **Frossard** befand sich in **Petronel**, einem Landsitze des Grafen **Traun** in Unterösterreich; **Gottrau** (so wie der Vorgenannte aus dem Kanton Freiburg) seit einigen Tagen bei ihm auf Besuch. Ein Polizeikommissär von Wien störte am Abend des obengenannten Tages noch Beider ländliche Ruhe. Auch ihnen wurden zwei Plätze im Polizeihaus angewiesen, wo sie um zwei Uhr nach Mitternacht angekommen waren. **Heiny** und **Fournier** von Freiburg, **Aimond**, ein Walliser, wurden ebenfalls um diese Zeit eingezogen, jene in Wien, dieser in Troppau, alle drei aber gegen Revers, bei jedesmaliger Aufforderung zu erscheinen, auf freien Fuß gestellt. Dieselbe Begünstigung genoß **Bonjean** (aus dem Kanton Wallis) nach einer Gefangenschaft von fünf Wochen. Dr. **Berchtold** von Freiburg, auf einer Reise von seinem Geburtsorte nach Warschau begriffen, nahm seinen Weg über Wien, und kam eben zu rechter Zeit daselbst an, um verhaftet und über die

ehemalige schweizerische Gesellschaft, deren Mitglied er gewesen war, zur Rede gestellt zu werden. Nach einem Aufenthalte von drei Wochen ward ihm erlaubt, seine Reise fortzusetzen. Albert v. Müller traf der unerwartete Schlag am 17. Oktober in Pohorzelitz in Mähren, im gräfl. Sternbergschen Hause, von wo er schleunig nach Wien abgeführt wurde. Nun schien es, als werde sich die Polizei mit den bisher genannten Individuen begnügen. Doch nein! Am 6. Nov. ward Badoud (aus dem Kanton Freiburg) in Wien eingezogen; am 8. und 9. Savary von Freiburg*) und Baumgartner (aus dem Kanton St. Gallen). Diese beiden befanden sich in Ungarn. Die zu ihrer Verhaftung befehligten Komitatsbeamten wiesen das Verlangen, den königlichen Befehl zu sehen oder die allfällige Ursache der Verhaftung zu kennen, geradezu ab. Beide haben eine erbärmliche und weite Reise nach Wien gemacht. Baumgartner kann sich mit Recht über die Art seiner Expedition nach Preßburg beklagen, wenn es anders nicht in der Regel ist, derlei Verhaftete auf Leiterwagen, und zwar täglich nur vier oder fünf Stunden weit zu führen; vielleicht aber noch mehr über seine Behandlungsweise in Kaiser-Ebersdorf. Es war zwei Uhr Nachmittags, als er in diesem, nur eine Stunde von Wien gelegenen Orte ankam und von einem eben nicht menschenfreundlichen Beamten, statt weiter befördert zu werden, in ein entlegenes, finsteres, gemeines Gefängniß eingesperrt und erst am folgenden Morgen in die Hauptstadt geführt wurde, nachdem er eine Nacht von fünfzehn Stunden auf dem Strohlager zugebracht hatte.

Die Verhöre waren einzeln; nie hat eine Konfrontation statt gefunden. Sie zielten alle dahin, zu erhärten, die Gesellschaft habe politische Zwecke gehabt.**) Zur Zufriedenheit eines jeden Verhafteten gingen sie einen sehr raschen Gang. Schon am 24. November waren sie beendigt. Bloß ist es sehr zweifelhaft, ob das Resultat der Verhöre gegründeten Anlaß zu Behauptungen eines Polizeikommissärs gab, wie unter andern diese war: Hätte Gottrau vor dreißig Jahren gelebt, wäre er ein zweiter Marat geworden; Baumgartner wäre tüchtig zu einem Hauptstreich***); aus dem Reglement der Gesellschaft erhelle, daß die Verfasser desselben Freimaurer seien u. dgl. m.

Die Behandlung der Verhafteten (nach geendigter Untersuchung noch sieben an der Zahl; Kolly hatte inzwischen einen Paß nach der Schweiz erhalten) war im Ganzen anständig; nur war es eine unzweckmäßige, unnütze, quälende Maasregel, Jeden einzeln zu verwahren und

*) Hier muß bemerkt werden, daß Albert v. Müller, Badoud und Savary erst lange nach Auflösung der oben erwähnten Gesellschaft ins Oesterreichische kamen, folglich der Gesellschaftssache ganz fremd waren. Vielleicht daß irgend ein bei Andern vorgefundener Brief eines derselben etwa in jugendlicher Schwärmerei eines freien Schweizers, und auch nur so geschrieben, wie man allenfalls zu einem vertrauten Freunde spricht, den Argwohn gegen Alle reizte. Anm. d. Herausgebers.

**) Welche Ansichten hierüber in der Schweiz geltend gemacht wurden, zeigt klar genug der Erzähler von St. Gallen vom 23. Januar 1820. Anm. d. Einsenders.

***) Vergl. genannte Nro. des Erzählers. Anm. d. Einsenders.

allen Verkehr zwischen diesen Landsleuten und Freunden zu hindern. Besuche unter Aufsicht zu empfangen, war ihnen gestattet. Die Namen L. B., O., M—a, M—l, T. K. werden ihrem Andenken nicht deswegen bloß, sondern auch der fortgesetzten Bemühungen wegen unvergeßlich sein, die sie der Erleichterung des Schicksals der Gefangenen widmeten. Indessen blieben sie immer in geheimer Haft. Erst am 11. Juli 1820 wurden wöchentlich zwei gemeinschaftliche Spaziergänge in die Umgebungen Wiens, in Gesellschaft eines Polizeikommissärs, erlaubt.

Der ungewisse Zustand erreichte sein Ende durch die den Gefangenen am 6. August eröffnete kaiserliche Entscheidung. Sonderbar genug, daß Einige bis dahin noch nicht an Verweisung aus Oesterreich geglaubt hatten, während dieses glimpfliche Verfahren als ein besonderer Beweis kaiserlicher Nachsicht angeführt wurde. Die Entscheidung betraf, nebst den oben genannten Individuen, den einzigen Aimond ausgenommen, noch zwei Andere, welche schon mehrere Monate vor der Katastrophe die österreichischen Staaten verlassen hatten. Die wenigen bis zur Abreise noch übrigen Tage wohnten die Gefangenen beisammen und konnten auch zur Besorgung ihrer Geschäfte unter Begleitung ausgehen.

Die Zurückgabe der zur Untersuchung gehörigen Papiere ließ sich nicht erwarten, wohl aber die aller übrigen. Auch diese erfolgte, vieler Einwendungen ungeachtet, nicht. Bedurfte es auch dieser Kränkung noch?

Die Transportirung nach Braunau geschah ohne alle Unbequemlichkeit, so wie ohne Aufsehen, in drei Abtheilungen. Vier der Verwiesenen haben in jener Stadt interessante Proben von Dienstbeflissenheit der Beamten gesehen. Ihr Aufenthalt daselbst dauerte fünf Stunden. Kaum waren sie, sammt dem begleitenden Polizeidiener, im Gasthaus abgestiegen, als der Polizeikommissär des Orts erschien und die ganze Zeit in demselben Zimmer zubrachte. Ein Zufall entdeckte den Reisenden seinen Stand und gab Anlaß zu den sonderbarsten Gesprächen. Ging Einer oder der Andere aus, so folgte immer in einiger Entfernung ein Polizeisoldat, eben so eifrig, wie sein Vorgesetzter. Somit hatten diese Schweizer eine dreifache Bewachung in Braunau. Die Mauthbeamten schienen die Untrüglichkeit aller dieser Autoritäten nicht anerkennen zu wollen und behandelten die Reisenden nach ihrem gewohnten Zeremoniel. Endlich krönte der Polizeikommissär sein Tagewerk damit, daß er sich auf die Innbrücke begab, um der Abreise der Verwiesenen desto gewisser zu sein.

So frei, wie sie jetzt von allem Drucke geheimer Polizeigewalt leben, eben so frei von Vorurtheilen möge jeder Leser diese Begebenheit würdigen.

Bemerkungen über Holland.*)

1.

Einleitung. — Sonst und Jetzt. — Die Revolution. — Die Befreiung Hollands. — Das Königreich der Niederlande.

Die Bemerkungen, welche dem Publikum hier mitgetheilt werden, sind die (vielleicht nicht hinlänglich gereiften) Früchte einer Reise, die ich im Laufe des Sommers von 1820 durch mehrere Provinzen des Königreichs der Niederlande gemacht habe. Ich ging durch Geldern und Oberyssel, besah den vormaligen Marktplatz der Welt, Amsterdam, den sonst so gefeierten Haag, die Blumenstadt Harlem, Leyden, den vielberühmten Musensitz, das wohlhabliche Utrecht, und kehrte über Nymwegen ins deutsche Vaterland zurück.

Da diese Bemerkungen, das Ergebniß vielfacher Nachforschungen und unbefangener Selbstanschauung, ein Land betreffen, das in seiner jetzigen Lage eben so, wie früher, der Aufmerksamkeit nicht unwürdig, jedoch weniger gekannt ist, weil der schnelle Wechsel welthistorischer Ereignisse daheim und bei den Völkern an der Themse und der Seine und denen jenseit der Pyrenäen alle Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt, so daß wir zur Prüfung und Würdigung der Verhältnisse und Schicksale eines untergeordneten Volks weder Sinn noch Zeit übrig behalten: so glaubte ich dem Publikum nicht vorenthalten zu dürfen, was zur nähern Kenntniß der Lebensverhältnisse und der neuesten Geschichte der Einwohner dieses Landes beitragen kann.

Wer kennt nicht die ehemaligen Holländer, dieses Volk, einfach, genügsam, stolz, selbherrlich auf eigenem Boden, den Sprossen eines alten deutschen Fürstenstammes als erblichen Statthalter besoldend, daheim im Besitze weniger, den Meeresfluthen abgetrotzter Geviertmeilen, jenseit des Ozeans weite Länderstrecken beherrschend, reich an Schätzen, wie kein anderes Volk, mit seinen Flotten Englands wachsende Macht kühn bekämpfend, öfter siegreich, die Erzeugnisse aller Welttheile und Länder geschäftig über das Weltmeer verführend, seine Städte allen Nationen zu Waarenlagern und Kaufgewölben öffnend? Es ward dies Volk in den Tagen seines Glücks beneidet und angestaunt und seine Verfassung gepriesen, mehr als recht. Kein Volk, so sagte man, ist freier, als der Bürger dieses Freistaats; Geburt und Religion begründen keinen Unterschied zwischen Bürger und Bürger, Standesvorurtheile sind unbekannt, das Recht ist für Alle gleich, der Staat reich, die Abgabe keine Last.

Aber solches Lob war theils gegen die nackte Wirklichkeit, theils war das Glück der Gegenwart ein vergängliches, weil es von günstigen Zufällen herbeigeführt, nicht aber durch Gesetz und Staatseinrichtungen bedingt war. Nirgends stand Familienherrschaft in reicher

*) Der Name Holland ist hier zur Bezeichnung der ehemaligen vereinigten Provinzen und des nachherigen Königreichs Holland genommen.

wuchernder Blüthe, als hier; der Adel, selbherrlich durch das Gesetz, reich durch Besitz, theilte sich in die Regierung und alle einträglichen Stellen; leutselig, wo es Vortheile zu erringen galt, stolz und übermüthig, wo nichts ihm Schranken setzte. Wer sich zu einer andern christlichen Kirche, als der herrschenden bekannte, wurde zwar nicht vor Glaubensgerichte gestellt, jedoch versagte ihm das Gesetz ehrendes Vertrauen, Amt und Würde im Staate; nur in abgelegenen Häusern, die kein Zeichen ihrer erhabenen Bestimmung an sich trugen, durfte er den Gottesdienst auf seine Weise feiern; wurde bei dem Kirchgange ein Gebetbuch auf offener Straße in seiner Hand gesehen, so wurde den Bekennern seines Glaubens das Bethaus geschlossen; so verordnete es das milde Gesetz. Der Staat war reich, weil er wenig oder nichts ausgab; das Recht wurde zweimal des Jahres von herumwandernden Richtern im Fluge gesprochen; die Regierung besoldete keinen Richter, baute durch die grundlosen Wege keine Landstraße, Kunst und Wissenschaft erfreuten sich keiner Unterstützung von Staats wegen, ja selten schuldiger Achtung.

Und doch war Holland glücklich! Der Adel besaß Grund und Boden und die Ruder des Regiments; der Bürger Freiheit und das offene Meer zu seinem Handel, und beschiffte es ungestört in Zeiten, wo die Schiffe anderer Nationen sich feindselig jagten und verfolgten; beide waren zufrieden; das Volk trug wenig Lasten, weil den Staat die Ueberschüsse des Handels bereicherten, und er, für wenig sorgend, wenig bedurfte; ja er begehrte nicht einmal das Blut seiner Unterthanen; er besoldete Fremde zum leichten Kriegsdienste; das Leben war leicht und behaglich; altehrwürdige Sitten schirmten das Ganze, selbst die Mißtöne löseten sich in der allgemeinen Harmonie und Ruhe leicht auf.

Wer in dem jetzigen Holland noch das alte suchen wollte, würde dies vergebens. Die letzten dreißig Jahre haben hier große Umwälzungen hervorgebracht und sehr kenntliche, mitunter unvertilgbare Spuren hinterlassen. Der Zwist der Staatsgesinnten mit den Anhängern des Hauses Oranien, der Einfall der Franzosen und die Errichtung der batavischen Republik, die Umwandlung derselben in ein Königreich Holland, die Einverleibung desselben ins Kaiserthum Frankreich und endlich die Befreiung und Gründung eines Königreichs der Niederlande, haben mit allen ihren Folgen, als Zwist der Familien, Vernichtung des alten Wohlstandes und seiner Quellen, Anhäufung der Staatsschulden, Veränderung der Gesetze und Rechtsformen u. s. w., andere Ideen, Begriffe, Denkweise, Sitten u. s. w. herbeigeführt.

Statt übervoller Kassen hatte Holland im Jahr 1813, bei einer Bevölkerung von 1 800,000 Seelen, die auf 513 Geviertmeilen nur zum Theil angebauten Landes wohnen, eine Schuldenlast von 1700,000 000 fl.; seine Staatsausgaben betrugen 60.000,000 fl. jährlich; der Wohlstand von unzähligen Familien ist nicht nur zerrüttet, sondern es sind auch die Quellen der Wiederbereicherung verstopft; der Handel liegt darnieder und der letzte Rest desselben wird noch durch den Druck einer höchst lästigen Zolllinie abgeleitet; ehrwürdige Sparsamkeit ist durch Prunk

und Flitterstaat ersetzt und unter der Asche glimmt der Kampf der Parteien, d. h. der Holländer und Belgier, des alten souverainen Adels und des neuen Bürgerthums, der ausgewanderten Oranier und der Emporkömmlinge von allen Farben, der Reformirten und Katholiken; und wie die Parteien im Staate, in Städten und Städtchen, in Gemeinden und Dörfchen heißen mögen.

In diesem Zustande fand ich Holland. Es ist hier der Ort nicht, zu untersuchen oder auseinanderzusetzen, wie es in diesen unglücklichen Zustand hineingerathen; auch beschränkt sich meine Kenntniß der Ursachen davon auf flüchtige Andeutungen, wie sie im Zweigespräch mitgetheilt werden. Ich übergehe daher hier den Streit der Staatsgesinnten und der Anhänger des Hauses Oranien, die Wirkungen, welche die bewaffnete Vermittlung des preußischen Hofes hervorgebracht hat; die Umtriebe der Ausgewanderten, welche die Franzosen in ihr zwistiges Vaterland geführt; die Demüthigungen und Opfer, mit welchen die vereinigten Provinzen ihre Freiheit oder vielmehr den Verlust derselben und den Namen der batavischen Republik von ihrer Schwester-Republik der Neufranken erkaufen mußte; die Nichtswürdigkeit der Freiheitsmänner, welche darauf das unglückliche Holland beherrscht haben; die Zwölfmänner-Regierung und jene die Monarchie vorbereitende des Staatspensionärs Schimmelpenink u. s. w., wiewohl alle diese Ereignisse, gegenseitig Wirkung und Folge, theils Zeichen von Hollands Verfall gewesen sind, theils seinen Untergang herbeiführten. Paris behandelte Holland längst schon als Provinz; Buonaparte sandte ihm aus seiner Familie den letzten Prokonsul, und vereinigte es endlich mit seinem Reiche. Hollands Name, Sprache, Gesetze und Gewohnheiten hörten auf: es war untergegangen mit Allem, was es im Laufe von Jahrhunderten errungen oder geschaffen, im großen Weltmeer, das sich unter dem Namen des großen Reichs über Europa verheerend ausgoß; nur in Geschichtsbüchern lebte noch, wie sein Name, so der Ruf seiner Thaten.

Ich habe mehrmals gehört, wie man sich wunderte, daß in Holland eine so fürchterliche Staatsumwälzung, wie die am Schlusse des vorigen Jahrhunderts gewesen, ausbrechen konnte. Bei einem Volke, sagte man, dessen Temperament lebhaft, dessen Karakter heftig aufbrausend und unbändig und dessen Denkweise leichtsinnig ist, dem Einsicht und Aufklärung mangeln, dessen Regierung despotisch und fehlerhaft, ist der Ausbruch einer Revolution begreiflich, oft liegt darin sogar eine Entschuldigung; aber er ist ein überraschender Anblick, ein Volk, das phlegmatisch, besonnen, aufgeklärt, dessen Verfassung weise und dessen Regierung lobenswerth ist, wie es bei den Holländern der Fall war, in Aufruhr übergeben zu sehen. — Mir scheint es aber, als seien diese Behauptungen nicht so ganz richtig. Mit dem Phlegma des Karakters verträgt sich leicht eine gewisse Halsstarrigkeit und ein Trotz, der dem Holländer mehr oder minder eigen ist, und dieser macht ihn daher allerdings geneigt, eine seinen Wünschen nicht zusagende Regierungsform umzuändern; zumal wenn sich einige Ehrgeizige und Uebermuthige der phlegmatischen Gemüther bemächtigen und sie leiten. Die Bildung des Holländers konnte den Umtrieben der Parteisüchtigen keine Hindernisse in den Weg legen, denn

bei wenigen Nationen dürfte diese einseitiger oder unfruchtbarer sein. Der Adel und die Patrizier waren allerdings mit der kleinlichen Provinzialpolitik vertraut, der Gelehrte in seinem Kreise wohl zu Hause, der Kaufmann auf der Börse; aber destomehr fehlte es Allen an umfassendem Geiste und politischem Takte. Ueberdies ist Holland vor nicht gar langer Zeit siegreich durch eine Revolution gegangen; die Helden derselben werden gefeiert, öffentliche Denkmäler verkündigen ihre Thaten, Haß der Tirannei wird jungen Gemüthern früh eingepflanzt; kann es schwer sein, ein solches Volk zur Empörung zu reizen, wenn man ihm nur seinen Zustand als verbesserlich, seine Herrscher als Bedrücker darzustellen weiß? Endlich waren Verfassung und Regierung nicht so ganz frei von Fehlern, wie wir schon oben gezeigt. Daß aus kleinem Zwiste so große Folgen hervorgehen würden, als wirklich hervorgegangen sind, hat wohl Niemand berechnet und darum mit der Gefahr leichtsinnig gespielt; wie geringfügig der Streit von 1786 und 1787 gewesen, die Ereignisse von 1795 waren doch nur Folgen desselben, so wie der fehlerhaften Organisirung der Gewalten und der zufälligen Umstände in Frankreich.

Ich muß hier die Ereignisse von 1787 und 1795 übergehen, die dann erfolgte Aufrichtung einer batavischen Republik und ihre Leiden, die Umwandlung derselben in ein Königreich Holland und die endliche Einverleibung in das Kaiserthum Frankreich; nur bei den neuesten Ereignissen und der Errichtung des Königreichs der Niederlande glaube ich verweilen zu dürfen. Sie liegen uns nahe, sind in dem allgemeinen Sturme von dem übrigen Europa fast übersehen, von den Holländern überschätzt worden. Als der Erb-Statthalter Wilhelm V an jenem verhängnißvollen 18. Januar 1795 auf Fischerbarken nach England entfliehen mußte, theilten Holland drei mächtige Parteien, die staatsgesinnte, die französisch-patriotische und die oranische. Die letztere, welcher der Soldat und Matrose und die große Masse des Volks mit rührender Anhänglichkeit zugethan war, wuchs in dem Elend der Zeiten trotz der Geiselungen, Brandmarkungen und Verbannung, womit jede Aeusserung dieser Anhänglichkeit *) verpönt war, fort und fort.

Gemeinsames Leiden näherte die Parteien, die früher blutiger Haß getrennt hatte, der Untergang des Vaterlandes, der Muttersprache und des angestammten Namens im großen Kaiserreiche, die Vernichtung des Handels, die Verarmung vieler Familien, hervorgegangen aus der Herabsetzung der Staatspapiere, die allgemeine Militärpflichtigkeit u. s. w. versöhnte endlich dieselben, so daß Alle nach den vergangenen Tagen eines schönern Lebens sehnsüchtig zurückschauten. Treue Freunde des Oranischen Hauses nährten noch immer die Hoffnung, es wiederkehren zu sehen. Nach dem Rückzuge von Moskau trafen vaterländisch-gesinnte Männer, wie

---

*) Die Tirannei und das Mißtrauen der damaligen Machthaber ging so weit, daß es unter Androhung schwerer Strafen verboten war, eine orangefarbene Blume im Garten zu ziehen, und mir sind mehrere Fälle bekannt, wo diese Strafen auch in Ausübung gebracht worden sind.

Karl Gysbrecht von Hogendorp, Van der Duin van Maasdam, Graf van Styrum, Repelaer, de Jonge und Changuion schon geheime Verabredung, daß, wenn die Gelegenheit sich günstig zeigen würde, man sie zur Zurückberufung des Hauses Oranien benutzen wolle. Indeß blieb Holland ruhig, trotz der hie und da, zu Saardam, Alphen, Rotterdam, Leyden u. s. w. momentanen Volksaufläufe, wo selbst das „Oranje boven!" sich bereits wieder vernehmen ließ. Nach der Trauerzeitung von der Schlacht von Leipzig schlossen sich die vorbenannten Männer näher an einander an, warben, Jeder für sich, vier zuverlässige Freunde, und liessen von jedem derselben wieder vier andere werben, ohne weitere Verabredung, ohne Namen zu nennen, ohne schriftliches Zeichen, so daß man schon auf vierhundert rechnen konnte. Graf van Styrum verbürgte die Ergebenheit von fünfzig Fischern des Dorfes Schevelingen, und J. van Oldenbarneveld, genannt Witte Tullingh, die Treue der Nationalgarde vom Haag, die er als Oberst befehligte.

Die Lage der Franzosen ward in Holland mit jedem Tage kritischer und gefährlicher; die Truppen zogen ab, bis auf wenige; die Beamten verliessen ihre Posten; im Haag versammelten sich am 13. November die Torfträger und begehrten die Einsetzung ihres alten Bürgermeisters; in Rotterdam mußten an diesem Tage die Gendarmen abziehen; am 15. vertrieb man die Douaniers und Polizeibedienten aus Amsterdam; an die Stelle der französischen Verwaltungen traten provisorische, von angesehenen Einwohnern gebildet, um den Folgen einer Anarchie zuvorzukommen. Da versammelten Hogendorp und Graf v. Lymburg am 17. Nov. einige Mitglieder der alten Regierung von 1795, zeigten sich mit der orangefarbenen Kokarde und erliessen einen Aufruf ans Volk, worin sie Namens des Prinzen von Oranien die Ruhe aufrecht zu erhalten versprachen. Graf von Limburg-Styrum, zum Gouverneur vom Haag erklärt, versammelte die Nationalgarde, ließ einen mit dem Wappen des Prinzen von Oranien versehenen Aufruf bekannt machen und verkündigte dessen nahe Ankunft im Haag. Die Franzosen, deren Macht noch aus vierhundert ausländischen Jägern und hundert Mauthbeamten bestand, zogen sich in den sogenannten Binnenhof zurück, erhielten aber des andern Tags freien Abzug. Von Scheveningen aus gingen Fischerbarken in die See, um die Engländer aufzusuchen; die Herren van Perponcher und van Fagel wurden nach London gesendet, um dem Prinzen von Oranien von diesen Vorgängen Nachricht zu geben; Hr. van der Hoeven nach Geldern, um das Anrücken der Verbündeten zu beschleunigen; der Kapitän Wauthier ins Hauptquartier der verbündeten Mächte und an den Bevollmächtigten des Prinzen von Oranien, Hrn. von Gagern; van der Duin van Maasdam, d'Escury und der Advokat Fannius Scholten nach Amsterdam, um diese Stadt für den Prinzen von Oranien zu gewinnen. Noch weigerten sich die provisorischen Regierungen von Rotterdam und Amsterdam, sich für das Oranische Haus zu erklären; der Geist der Unabhängigkeit, die Gewalt der alten Staatsgesinnten, die Furcht vor der Rache des schwerbeleidigten Hauses Oranien und seiner Anhänger, die zu Anfang der neunziger Jahre des

kurzen Siegs sich unmäßig gefreut hatten: alles das machte sie zaudern, unschlüssig, verlegen. Indeß wurde dem Professor Kemper und dem Advokaten Scholten doch der Aufenthalt zu Amsterdam, als Kommissären der Haager Verbündeten, zugestanden.

Zu Rotterdam gewann indeß der Seekadet (jetzt Major) Ampt am 18. schon Matrosen und Schiffzimmerleute für die Haager Regierung; nur der Admiral Kikkert zögerte, sich für Oranien zu erklären. Da rückte General Sweerts de Landas mit seinem kleinen Haufen von Gorkum nach Rotterdam, wo dreihundert Freiwillige ihn empfingen, und ließ den Admiral verhaften. Friesland erklärte sich für den Prinzen, Benkendorf landete in Amsterdam, die Preußen rückten gegen Utrecht heran, eine englische Flotte näherte sich Scheveningen, und der Prinz von Oranien stieg dort am 30. Nov. ans Land. Ich brauche nicht zu sagen, daß der Haag ihn mit einem unbeschreiblichen Entzücken empfing; an der Oranien altes Haus knüpften sich so glückliche Erinnerungen; in der Brust der treuen Anhänger jauchzte die Freude des Sieges, im Herzen der Gegner hatten die vielen Leiden den alten Groll ertödtet. Unter den Ruf: Oranje boven! mischte sich schon der Ruf: „Wilhelm I, souverainer Fürst!" — Jetzt beginnt eigentlich ein Geschichtsabschnitt, der interessant sein würde, der aber noch ins Dunkel gehüllt ist.

An demselben Tage, an dem des Prinzen von Oranien Aufruf an das Volk in Amsterdam bekannt wurde, proklamirten ihn der Professor Kemper und der Advokat Scholten als „souverainen Fürsten des freien Niederlandes." — „Es ist kein Wilhelm der Sechste, den das niederländische Volk zurückgerufen hat, ohne zu wissen, was es eigentlich von ihm zu hoffen oder zu erwarten habe. Es ist Wilhelm der Erste, der als souverainer Fürst nach dem Wunsche der Niederländer unter dem Volke auftritt, das schon einmal durch einen andern Wilhelm I aus der Sklaverei einer schändlichen Unterdrückung befreit worden ist." — Wie dieser Schritt der genannten Männer veranlaßt worden, — die Zeit wird es enträthseln. — Des andern Tags zog der Prinz in Amsterdam ein und wurde überall als souverainer Fürst begrüßt. Der Prinz nahm diese Würde an, indem er in einem Aufrufe vom 2. Dezember entgegnete: „Euer Vertrauen, eure Liebe legt die Souverainetät in meine Hand, und von allen Seiten dringt man auf die Annahme derselben, weil die Noth des Vaterlandes, der Zustand von Europa es fordert. Wohlan denn! Ich will meine Bedenklichkeiten euern Wünschen aufopfern; ich nehme an, was Niederland mir anbietet, aber ich nehme es nur unter der Verbürgung einer weisen Konstitution an, welche eure Freiheit gegen spätere mögliche Mißbräuche sichert; ich nehme es in dem vollen Gefühl der Verpflichtungen an, welche mir die Annahme auferlegt." *)

*) „Uw vertrouwen, uwe liefde legt de Souvereiniteit in myne handen, en van alle zyden dringt men op de aanneming daarvan, wyl de nood van het vaderland, wyl de toestand van Europa dit vordert. — Welaan dan! Ik zal myne bedenkingen aan uwe wenschen opofferen; ik aanvaarde wat Nederland my aanbiedt, maar ik aanvaarde het ook alleen onder waarborging

Dies ist ein flüchtiger Umriß der Ereignisse, welche gegen das Ende des Jahres 1813 in Holland statt gefunden haben. Der englische Gesandtschaftssekretär G. W. Chad, der damals mit dem Lord Clancarty nach Holland gekommen ist, hat diese Umwandlung in einem gut geschriebenen Werkchen erzählt, Herm. Bosscha in einem vier Bände umfassenden Werke. Beide rühmen an dieser Revolution, was mir keine Bewunderung eingeflößt; Beide übersehen, was ich allein daran loben möchte. Daß die unterjochten Holländer wieder nach der Freiheit begehrten und zur Erringung derselben Versuche machten, als Napoleon über den Rhein zurückgejagt worden, als die Verbündeten an dem Yssel standen, als kaum einige tausend Mann Franzosen, oder vielmehr Schweizer, Spanier und geworbene Preußen, das Land hüteten, verdient doch wahrlich keine Bewunderung. Ueberraschen muß es aber, daß Hr. van Hogendorp, Graf v. Limburg, van der Duin van Maasdam u. A. erst am 17. November die ersten Schritte thaten; daß man mit hundert französischen Zollbeamten (denn die vierhundert fremdländischen Jäger gingen ohnehin gleich darauf über) im Haag kapitulirte, und so, seine Schwäche offen zeigend, dem Feinde Muth einflößte; daß Amsterdam mit seinen zweimalhunderttausend Seelen, der Haag, Harlem und das nahe Leyden den General Molitor mit seinen viertausend unzuverlässigen Soldaten, die er bei Utrecht hatte, noch fürchteten; daß das Volk nirgends freudigen Enthusiasmus zeigte; daß das provisorische Gouvernement, aus allen den reichen Männern bestehend, um einige tausend Gulden verlegen war. Aber das kam von dem eigennützigen, selbstsüchtigen Spiele! Die alten Regenten, welche sich wieder an die Spitze stellten, wollten keine volksthümlichen Elemente in sich aufnehmen; das Volk sah das alte Spiel wieder und hatte daher keinen Sinn dafür; die Gewaltigen selber waren unschlüssig, weil die Einen das Vaterland ohne Oranien liebten, Andere die Rache dieses Hauses fürchteten, wieder Andere nur diesem dienen wollten. — Dessenungeachtet ist das, was Alle gethan, für das Vaterland nicht minder heilbringend gewesen. Die Zurückberufung des Hauses Oranien hat den feindlichen Mächten ein verbündetes Land entgegengesetzt; der Versuch, das Land bis an den Yßel Deutschland wiederzugeben, war vereitelt, und die Gewandtheit, mit der Kemper und Scholten, die Umstände, die Freude und Verwirrung benutzend, den Sohn des Statthalters als Souverain proklamirten, wohl der Aufmerksamkeit werth.

Hierauf ernannte der Fürst eine Kommission, aus vierzehn Mitgliedern bestehend und beauftragt, eine Konstitution zu entwerfen. Nach dreimonatlichen Verhandlungen brachte die Kommission einen Entwurf zu Stande, welcher dem Fürsten vorgelegt und gleichzeitig durch den Druck bekannt gemacht worden ist. Darauf berief die Regierung sechshundert der reichsten und angesehensten Einwohner (Notabeln*) aus den verschiedenen Provinzen, um über die

eener wyze Constitutie, welke uwe vrijheid tegen volgende mogelyke misbruiken verzekert; ik aanvaarde het in het volle gevoel der verpligting, welke my deze aanneming oplegt."

*) Die englischen Journalisten erlaubten sich damals, die Notables — not-ables zu nennen.

Annahme dieses Verfassungsentwurfs abzustimmen. Am 29. März versammelten sich vierhundert und dreiundachtzig derselben in Amsterdam in der neuen Kirche, und nahmen, vierhundert und achtundfünfzig Stimmen gegen fünfundzwanzig, den Entwurf an, den der Fürst des andern Tags sogleich als unwiderrufliches Staatsgrundgesetz feierlich beschwor. Ich werde später auf die Verfassung zurückkommen. Der Pariser Friede und der Kongreß von Wien vereinigten Belgien mit Holland und gaben Wilhelm I eine Königskrone. Wenn der Herrlichkeit eitle Schimmer für jahrelange Leiden entschädigen, so ist Wilhelm I entschädigt worden. Der Sohn des Erbstatthalters, ein vertriebener, irrender Fürst, sitzt er jetzt auf dem Throne einer Nation von fünf Millionen Seelen.

2.

Belgien und Holland. — Die Konstitution. — Die Verwaltung.

Achtungswürdige Schriftsteller und Staatsmänner haben über die Möglichkeit einer Vereinigung Belgiens mit Holland Zweifel erhoben und deren Nachtheile nachgewiesen; die europäische Politik hat sie aber zu Stande gebracht. Noch liegt das niederländische Gouvernement im Streite mit den Folgen dieser Vereinigung disparater Theile; die Zeit wird lehren, ob und wie es siegen wird. — Ich will nicht untersuchen, welches Loos Belgien hätte zu Theil werden sollen; nicht prüfen, ob bei jenen Friedens-Unterhandlungen nicht öfter die Sachen den Personen aufgeopfert worden sind; bloß einige der Haupthindernisse zeigen, welche einer Vereinigung Belgiens und Hollands im Wege standen und noch im Wege stehen. Ich nenne vor allen die Religion. In wenig Ländern dürfte die Religion ein größeres Hinderniß der Vereinigung darbieten, als gerade hier; man wird sich von dieser Behauptung überzeugen durch das, was ich später über den Zustand der religiösen Ueberzeugung sagen werde. — Ein zweites Hinderniß ist die Sprache. Der großen Mehrheit unterwirft der Einzelne, wenn nicht gern, doch ohne feindliches Widerstreben, seine Gewohnheiten; nicht so hier. In den südlichen Provinzen ist neben dem Patois des Volks die französische Sprache zur herrschenden geworden. Soll die Hälfte des Volks die anmuthige, ausgebildete, klassische Sprache dem unbehilflichen und widrigen Idiome der nördlichen Provinzen aufopfern? Soll der Richter und Advokat das Recht in fremder Sprache sprechen, der Volksvertreter taub und stumm in der Volksversammlung sitzen? Noch ist dies Hinderniß nicht gehoben, und das Gesetz, „daß nach zwei Jahren Alles in holländischer Sprache verhandelt werden soll," heilt das Uebel nicht, sondern rückt es nur aus den Augen. — Drittens der Sitz der Regierung. Die Holländer fordern ihn zu Gunsten des alten Besitzes, der Macht, der Erinnerung. Seit Jahrhunderten vereinigten gleiche Geschicke Holland und Oranien; die Holländer besaßen den Fürsten, ehe er König war; nicht sie schließen an die Belgier sich an, sondern diese an jene. Aber begründet das Vergangene für die Belgier ein Gesetz? Der Fürst hat aufgehört, Statthalter zu seyn, er ist König der Niederlande; er muß in Mitte der Mehrzahl seiner

Unterthanen, er muß in den südlichen Provinzen wohnen. Mit salomonischer Weisheit hat man, um den Zwist der Streitenden zu schlichten, keinem von Beiden gegeben, was sie forderten, aber Jedem etwas; man hat den Hof und die Regierung wandernd gemacht; sie ziehen vom Haag nach Brüssel, von Brüssel nach dem Haag. In der That, eine seltsame Lösung des Knotens! — Und endlich die Besteurung und die Staatsschulden. Die Belgier sind ein Ackerbau und Fabrikation treibendes Volk, die Holländer ein handelndes; andere Interessen, andere Bedürfnisse, andere Formen zur Erhebung der Auflagen. Was im Ackerbau treibenden Staate möglich, ist beim Handel treibenden unmöglich; was die Fabriken begünstigt, legt dem Handel Hindernisse. Da in den Kammern die Knoten nur mit dem Schwerte zerhauen, d. h. nach der Mehrzahl der Stimmen entschieden werden, so dringt das System derjenigen Provinzen, welche die meisten Abgeordneten senden, durch, und statt zu versöhnen, reißt die Zeit die Kluft immer weiter und weiter auf. So ist es denn auch. Der Staatskörper lebt und athmet nicht, sondern ist nur da, les choses ne marchent pas!

Nach der Vereinigung Belgiens mit den vereinigten Provinzen wurde die neue Verfassung der letztern einer neuen Prüfung unterworfen, um den neuen Verhältnissen und Vergrößerungen angepaßt zu werden, und zu diesem Behufe ein Comité aus Mitgliedern der südlichen und nördlichen Provinzen ernannt. Die Namen derselben sind für die Zeitgeschichte zu wichtig, als daß ich sie mit Stillschweigen übergehen dürfte. Es waren: Karl Gysbert von Hogendorp, W. van Tuyll van Seroosferken van Suylen, Baron D'Anethan, Raepsaet, J. H. Mollerus, H. W. van Aylva, Gendebien, A. J. C. Lampsins, Wilh. Queysen, Graf de Thiennes-Lombize, Graf von Méan, O. Leclercq, Theod. Dotrenge, Graf von Merode-Westerloo, B. J. Helvoet, J. B. D. Duffen, Corn. Theod. Elout, F. du Bois, J. C. R. van Lynden, C. F. van Maanen, E. J. Aberda, F. van der Duyn van Maasdam, De Coninck, Graf d'Archot, J. D. Meyer als Sekretär. Den 13. Juli 1815 vollendete diese Kommission ihre Arbeiten und legte den Entwurf vor, der sofort als neues Staatsgrundgesetz angenommen worden und geltend ist.

Das erste Kapitel dieser Urkunde handelt von dem Reiche und den Einwohnern. Man hat, der bestehenden Interessen, Gewohnheiten und Bedürfnisse wegen, die alte Provinzial-Eintheilung im Norden beibehalten, im Süden darnach geordnet. Was einmal vereinigt war, findet sich am besten wieder zusammen; der Verkehr gewinnt allmälig eine Richtung, die, wird sie durch neue politische Eintheilungen zerschnitten, wenigstens anfangs eine nachtheilige Wirkung hat; nur mit der Landschaft Drenthe hat man dem Alten zu viel und einseitig gehuldigt.

Das zweite Kapitel handelt vom König (der Thronfolge, den Einkünften der Krone (die sehr mäßig sind), der Vormundschaft, der Regentschaft, der Thronbesteigung, den Vorrechten des Königs, dem Staatsrathe und den Ministerien). Die Vorschriften über die Thronfolge sind bestimmt, deutlich und mit weiser Vorsicht abgefaßt. — Die Art. 12—18 enthalten die

Bestimmungen über die Einkünfte des Königs und der königl Familie; für einen König der Niederlande spärlich zugemessen. Der Art. 13 bestimmt, daß die Dotation zum Theil in liegenden Gründen bestehen solle, ohne aber die Unveräusserlichkeit dieses Besitzthums festzusetzen. Ohne diese Klausel könnte ein einziger verschwenderischer Fürst die Würde einer Reihe von Nachfolgern beeinträchtigen oder die Nation zu neuen Opfern zwingen. — Die Bestimmung der Vorrechte der Krone ist die schwere Aufgabe unsrer Zeit; ich will nur anführen, wie sie in dieser Verfassung festgestellt sind, ohne mich auf eine Kritik einzulassen; Höflinge und Demagogen, mit beiden verdirbt mans, sobald man über diesen Punkt vorurtheilslose Grundsätze ausspricht. An der Spitze dieses Abschnitts vermißt man den in repräsentativen Staaten nothwendigen Grundsatz der Heiligkeit und Unverletzbarkeit der Person des Fürsten. Ist es jene heilige Scheu, die Solon den Vatermord nicht vorsehen ließ, was die niederländischen Lykurgen, ein bestimmtes Gesetz darüber zu geben, abgehalten hat, so dürfte diese Scheu in unsern Tagen nicht am rechten Orte sein. — Die Verfassung stellt unter die Vorrechte des Königs die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten, das Recht, den Krieg zu erklären und Friede und Verträge zu schliessen, über die Land- und Seemacht zu gebieten, die oberste und ausschliessende Leitung der Kolonien, die Bestimmung des Gehalts der Staatsbeamten, die oberste Leitung der Finanzen, das Recht, Gnade zu ertheilen, die Initiative bei der Gesetzgebung, die Sanktion und Verwerfung der Anträge der Generalstaaten. Wollte ich über diese Bestimmungen reden, so müßte ich auf das Verfassungswesen überhaupt, auf das sogenannte Gewicht und Gegengewicht u. s. w. eingehen, was von meinem Ziele mich ableiten würde. Sonderbar bleibt es immer, in einem Jahrhunderte, wo man zur Einsicht zu gelangen scheint, daß der Staat ein organischer Körper und keine mechanische Maschine ist, so viel von Gewicht und Gegengewicht reden zu hören!

Die den Staatsrath betreffenden Bestimmungen sind von keiner grossen Wichtigkeit; nur hat der Provinzialgeist, der noch immer den Staat als einen Bündel von Stäben ansieht, wie der Mann auf den Münzen ihn hat, die Klausel einzuschwärzen gewußt, daß die vierundzwanzig Staatsräthe wo möglich aus allen Provinzen gewählt werden möchten (choisis autant que possible dans toutes les provinces du royaume). Die die Minister betreffenden, in zwei Paragraphen zusammengedrängten Bestimmungen sind unzureichend; sie sind zu gewöhnlichen Privatdienern des Souverains gemacht; über ihr Verhältniß zum Staate ist nichts verordnet, als daß sie der Verfassungsurkunde Treue zu schwören haben. — Endlich komme ich zu dem wichtigen Kapitel der Generalstaaten, welche, nach §. 77, die Nation repräsentiren. Sie sind in zwei Kammern geschieden; die Mitglieder der ersten werden vom König auf Lebenszeit ernannt und gewählt unter denen, welche sich durch Geburt, Reichthum und dem Staate geleistete Dienste auszeichnen; die hundert und zehn Mitglieder der zweiten Kammer werden von den Provinzial-Staaten abgeordnet. Diese Kammer erneuert sich alljährlich durch den Austritt eines Drittheils der Abgeordneten und den Eintritt

Neugewählter; die Austretenden sind sogleich wieder wählbar. Die Kammern werden alljährlich wenigstens einmal versammelt. Sie stimmen laut und von Mann zu Mann aufgerufen. Die Sitzungen der zweiten Kammer sind öffentlich. Die gesetzgebende Gewalt theilen die Generalstaaten mit dem Könige der Art, daß sie Gesetzesvorschläge diskutiren und annehmen oder verwerfen, oder daß die zweite Kammer selber einen Antrag macht. Der Voranschlag der Ausgaben und Einkünfte zerfällt in zwei Theile, nämlich einen Voranschlag auf zehn Jahre für stehende Bedürfnisse oder Einkünfte, und einen alljährlichen für die wechselnden oder großen Veränderungen unterworfenen. — Die Aufstellung der ersten Kammer hat alle den volksthümlichen Elementen zuneigenden Ansichten gegen sich, am meisten hier, wo keine eigentliche Pairie (am großen Eigenthum haftend) konstituirt ist, sondern eine Kammer, rein gebildet aus Abgeordneten des Fürsten, darum nicht minder mächtig, als die zweite, weil sie weniger zahlreich ist, sondern eben so stark, weil nicht ihre Mitglieder, sondern sie selber zählt. — Für die zweite Kammer besteht keine eigentliche Wahl des Volks, sondern Provinzialstände, im dritten Grade gewählt, in der der Aristokratismus und Provinzialgeist schon im Voraus nistet und nisten muß, ordnen sie ab. Ich werde von diesen Wahlen im Verfolge reden. Durch diese Kammer sind weder Stände noch Interessen vertreten.

Das vierte Kapitel behandelt die Provinzial-Staaten und die Lokal-Verwaltungen. Zu der Wahl der Provinzial-Staaten stimmen der Adel, die Städte und das Land. Der Geist des alten Aristokratismus, der die verbündeten Provinzen der Anarchie preisgegeben hat, lebt in diesen Institutionen wieder auf. Gleich nach der Errichtung der Monarchie wurde die neue Ritterschaft gebildet, worin sich das Alte zusammenfand, nur aber einige neue Emporkömmlinge aufnehmen mußte, die, um sich der Korporation würdig zu machen, die eifrigsten Adepten sind. Die Ereignisse der neuern Zeit haben nur dazu gedient, ihnen mehr Eintracht, Aneinanderschliessen und Ausbildung eines herrschenden Geistes zu empfehlen. Die zweite Korporation bilden die Städte, die dritte das Land; eigentlich nur Ableger zur Verstärkung der ersten Korporation, die durch Reichthum und politische Stellung auf dem Lande die herrschende ist. Die Provinzial-Staaten versammeln sich alljährlich unter dem Vorsitze des Gouverneurs der Provinz und verhandeln bei verschlossenen Thüren. Sie ernennen die Abgeordneten für die zweite Kammer, sie theilen mit dem König die ausübende Gewalt, indem sie alle Gesetze, die auf den Kultus, den öffentlichen Unterricht, die Wohlthätigkeitsanstalten, den Ackerbau, Handel und die Gewerbe Bezug haben, in Ausübung bringen. In ihren Geschäftskreis gehört Alles, was auf die Verwaltung und die innere Oekonomie der Provinz Bezug hat; nur müssen ihre Verordnungen und Beschlüsse die Genehmigung des Königs erhalten, bevor sie in Ausübung gebracht werden können. Sie schlagen dem König die Bildung und Unterhaltung der Einrichtungen vor, welche sie für ihre Provinz zuträglich erachten, und haben die Leitung und Ausführung derselben. Sie ernennen

aus ihrer Mitte eine Deputation, welche die Verwaltung besorgt und ihre Verordnungen in Ausübung bringt. Die Lokal-Verwaltungen in den Distrikten und Dörfern ist nach ihren Reglements organisirt und steht unter ihrer Aufsicht.

Ich war in der Lage, diese Administration wenigstens in einer Provinz genau kennen zu lernen, deren ungeheure Macht in den gesetzlichen Bestimmungen und der Wahlmanipulation ruht. Zu diesem Behufe sind Distrikte gebildet, worin jeder Begüterte, der fünfzig Gulden an Grundsteuer bezahlt oder ein Patent zu gleichem Betrage besitzt, stimmberechtigt ist. Die Stimmen werden in versiegelten und unterzeichneten Billeten abgegeben und durch eine Kommission der Gemeindeverwaltung eröffnet. Die durch ihren Reichthum und Ehrgeiz einflußreichen Männer geben nun die Namen derjenigen Gleichgesinnten, Verwandten oder Kreaturen auf, die sie gewählt wissen wollen. Da sie entweder selber in der Kommission sitzen oder ihre Kreaturen in derselben haben, so darf es Niemand wagen, wer sie anders zu berücksichtigen hat, andere als die ihm aufgegebenen Namen in das Stimmbillet einzutragen. Die wenigen Unabhängigen verzichten daher lieber ganz und gar auf dieses Abstimmen. Die nun durch die Mehrheit der Stimmen erwählten Wahlmänner (Kiesors) begeben sich in den Hauptort des Distrikts und ernennen für die Provinzial-Staaten.

Die Ehrgeizigen, welche sich und ihren Kreaturen in den Primärwahlen die Stimmenmehrheit verschafft, haben dadurch schon ihre Ernennung für die Provinzialstaaten vorbereitet und gesichert. Dem Gouverneur der Provinz und dieser Versammlung ist das Wohl und Weh der Provinz preisgegeben. Verstehen sich ein kluger Gouverneur und der Stimmführer der Provinzialstaaten, so ist ihre Macht fest und von ungeheurer Ausdehnung. Zur Verwaltung der Angelegenheiten der Provinz sind dem Gouverneur acht oder zehn Abgeordnete (Gedeputeerde) der Provinzialstaaten beigegeben, eine Institution, die, trägt sie jemals gute Früchte, sie nur ausnahmweise tragen kann. Diese Abgeordneten, von den Provinzialstaaten erwählt, sind für die Zeit ihres Dienstes besoldet, treten aber nach einem Jahre wieder aus, wenn sie nicht von neuem ernannt werden. Soll der Eigenthümer seine Güter, der Kaufmann sein Geschäft verlassen, um ein Jahr lang in der Hauptstadt der Provinz bei einer Verwaltung zu arbeiten, deren Formen er im ersten Jahre kaum kennen zu lernen im Stande ist? Für wen bleiben nun diese wichtigen Aemter übrig? Für Advokaten, herabgekommene Adeliche und Kreaturen des Gouverneurs, die um so mehr bemüht sein müssen, ihrem Schützer zu gefallen, als sie sonst jedes Jahr Amt und Brod verlieren müssen. Wenn in dieser und jener Provinz (wie ich recht wohl weiß) die Gedeputeerde Männer von achtungswerthem Karakter sind, so sehe ich das als einen glücklichen Zufall und als Folge der noch nicht vollendeten Ausbildung dieser Institution an; nach zwanzig Jahren dürfte das eigentliche Wesen dieser Institutionen wohl kenntlicher hervortreten. — Ueberschaut man die Namen einer solchen Versammlung von Provinzialstaaten, so muß man billig erstaunen, fast nichts als Adel und einige stolze Patrizier zu erblicken; doch man sollte nicht erstaunen, wenn man bedenkt, daß die Ritterschaft

ein Drittheil der Abgeordneten aus ihrer Mitte zu senden hat, daß in den Städten Adel und Patrizier sich so ziemlich versöhnt haben, und daß auf dem Lande der Rest des Adels sich als Grundbesitzer wieder wählen lassen kann.

Die Lokalverwaltung ist vollkommen im Geiste dieser Institutionen gebildet, und muß es sein, da die Provinzialstaaten die Reglements dafür zu entwerfen hatten. Sie ist nicht in allen Provinzen gleichartig organisirt; was ich hier mittheile, bezieht sich nur auf die Bildung derselben in der Provinz Geldern. Die Verwaltungen der Städte Arnheim, Nymwegen und Zütphen sind Bürgermeistern anvertraut, welche unmittelbar unter dem Gouverneur stehen; die Verwaltungen der kleinern Städte und des platten Landes stehen unter Schulzen (Schouten), die von siebenzehn Oberschultheißen (Hofdschouten) beaufsichtigt werden. Die eigentlichen Herren und Gebieter sind diese Hofdschouten oder deren Sekretäre, Adeliche oder Patrizier, welche diese Würden nur zur Erweiterung und Sicherung ihres Einflusses annehmen. Da es ihnen leicht ist, die Schulzen nach ihrem Wunsche wählen zu lassen, so ist ihrer Macht nirgends eine Schranke gesetzt. Da die Schulzen größtentheils Bauern sind, welche zur Nothdurft ihren Namen zu schreiben wissen, so führt nicht selten der Sekretär des Hofdschout auch die Amtsgeschäfte des Schouten, und ist somit ausführende und beaufsichtigende Behörde in einer und derselben Person. Nach dieser Verfassung ist es nicht selten, den ehrgeizigen oder nach Einfluß strebenden Mann als Eigenthümer in der Versammlung derselben stimmen oder die Abstimmung derselben leiten, durch seinen Sekretär den Vorstand der Gemeinde ersetzen, als Hofdschout die Gemeindeverwaltung kontrolliren und die Beschlüsse derselben begutachten, und als Mitglied der Provinzialstaaten die Reglements für seine Verwaltung, Gesetze und Verordnungen entwerfen und über deren Anwendung wachen zu sehen. In der That, solche Institutionen müssen mit einem Erstaunen erfüllen, für welches es keinen Ausdruck gibt! Ich fürchte, daß, wenn der junge Stamm einmal zum Baume aufgeschossen ist, er bittere Früchte tragen werde! Neben solchen Institutionen ist die Macht der Regierung ein eitles Schattenbild. Man entgegne mir nicht, daß man sich bei diesen Institutionen wohl befinde, daß man nirgends Aeusserungen des Mißfallens darüber vernehme; noch ist der Druck nur hie und da fühlbar; noch ist die Saat nicht in wuchernde Blüthe getreten; noch verhallen die Klagen der Einzelnen wie leise Seufzer. Die schlechteste Einrichtung ist erträglich, wenn die Rechtlichkeit der dadurch Mächtigen sie erträglich macht; wir haben es hier aber nicht mit Personen, sondern mit Sachen zu thun.

Man hat oft und viel von der Kostspieligkeit der Beamtenverwaltung geredet; ich finde diese Verwaltung durch Magistrate nicht minder kostspielig; dort macht es die Größe des Dienstgehaltes, hier die Zahl der Beamteten. Hier bezieht der Gouverneur einer Provinz einen Gehalt von zehntausend Gulden, und gibt, um seinem Range gemäß zu leben, wenigstens noch zehntausend Gulden dazu aus; von den acht oder zehn Deputirten der Provinzialstaaten bezieht jeder fünfzehnhundert bis zweitausend Gulden; das Bureau kostet eben so viel, als in irgend einem andern Lande, wo nicht mehr. Die Hofdschoute beziehen einen Gehalt von etwa drei-

bis vierhundert Gulden, und, wenn ich nicht irre, eine etwas größere Summe für die Bureaukosten. Die Schoute haben vierhundert Gulden Besoldung, und, wenn ich nicht irre, in kleinern Städten auch noch drei- oder vierhundert Gulden für einen Sekretär. In Folge einer solchen Einrichtung kann zum Gouverneur nicht der Mann ernannt werden, den Talente, Klugheit und Rechtlichkeit dazu befähigen, sondern der, welcher reich genug ist, diese Würde zu bekleiden. — Da von fünfzehnhundert Gulden kein Mann anständig leben kann, so ist Keinem zuzumuthen, sich ausschliessend mit den Verwaltungsangelegenheiten zu beschäftigen; diese werden Nebendinge von Advokaten und sonst beschäftigten Menschen; man muß daher durch die Zahl der Angestellten die Thätigkeit des Einzelnen ergänzen. — Noch mehr ist dies der Fall bei den Hofdschouten und Schouten, wo das Amt durchaus keine Entschädigung für Talent oder Zeitaufwand bietet, daher diese Stellen nur Konkurrenten finden, sofern andern Interessen dadurch gedient ist. Nehmen wir an, daß unter den siebenzehn Hofdschouten der Provinz Geldern nur hundert und dreißig Schouten stehen, so beträgt doch der Gehalt beider zusammen wenigstens achtzigtausend Gulden. Für diese Summe hat man größtentheils Männer zu Beamten, die ohne Bildung sind, ihr Amt als Nebensache betreiben oder nur aus anderweitigen Interessen übernommen haben. In Baiern dagegen dürften die Landrichter mit ihren Assessoren für eine gleiche Bevölkerung etwa vierzigtausend Gulden kosten; Beamte, welche überdies die ganze Rechtsverwaltung zu besorgen haben. Ich bin weit entfernt, der Beamtenherrschaft das Wort zu reden, aber man hüte sich, im Kampfe gegen die Uebel derselben nicht etwa eine eben so drückende Magistratsregierung zu organisiren.

Ich kehre zur Verfassungsurkunde zurück. Das fünfte Kapitel handelt von der **Justizverwaltung**; das sechste vom **Kultus** mit den gewöhnlichen Bestimmungen, nur vielleicht zu kurz und unvollständig. Da ich später auf diese Gegenstände zurückkommen werde, so ists unnöthig, hier dabei zu verweilen. Die Kapitel sieben, acht, neun und zehn handeln von den **Finanzen** (ein überflüssiger Abschnitt, dessen Bestimmungen theils unter die Rubrik des Budiets, theils unter die der Befugnisse der Kammern gehört), von der **Vertheidigung des Staats**, der Direktion des Straßen- und Wasserbaues (für Holland von großer Wichtigkeit) und vom öffentlichen Unterricht und den Wohlthätigkeitsanstalten (höchst oberflächlich).

Da meine Absicht sich darauf beschränkt, von dem Zustande der Dinge nur einen flüchtigen Umriß zu geben, so befürchte ich, für diesen Zweck ohnehin schon zu weitläufig geworden zu sein, und gehe nun auf die Regierung über.

3.

Die Minister. — Der König. — Der Kronprinz.

In dem Geiste der **Minister** karakterisirt sich die Verwaltung; ihnen dankt nicht bloß die Gegenwart ihr Glück oder Unglück, öfter noch ist das Verderben, das über kommende Geschlechter einbricht, ihr unseliges Vermächtniß. Es ist eigentlich mehr zu bewundern, daß

es noch immer Menschen gibt, welche sich nach diesem schwierigen Standpunkte hin sehnen, als daß so unheilschwangere Mißgriffe auf demselben gemacht werden. Aber eben weil die Last zu groß, sind es größtentheils nur Hochmüthige oder Ehrgeizige, die sie zu übernehmen sich bereit finden lassen, und weil man die Vortheile und Annehmlichkeiten mehr liebt, als die damit verbundene Last, so werden öfter nur jene benutzt und genossen, diese aber auf die Schultern erbärmlicher Werkzeuge hinübergewälzt. Die Niederlande sind gerade nicht mit Ministern beglückt, welche besser sind, als man sie anderswo findet, indeß sind sie gewiß auch nicht schlechter, als anderswo. Das Portefeuille des Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten, nach der jetzigen politischen Stellung der Niederlande leicht zu führen, weil kein Uebergewicht und kein Einfluß zu erringen; schwierig, weil die innern Angelegenheiten mit den äussern Verhältnissen schwer in Einklang zu bringen sind, hat gegenwärtig A. W. C. Baron von Nagel von Ampsen, ein alter Freund des oranischen Hauses. Er war 1795, als der Erbstatthalter vertrieben wurde, Gesandter am Londoner Hofe, erbat sich von dem darauf gebildeten republikanischen Gouvernement sogleich seine Entlassung und lebte als Privatmann zu London bis 1813, wo er mit dem Prinzen von Oranien nach seinem Vaterlande zurückkehrte und das Portefeuille übernahm. Im Frühjahr 1815, als die erste Nachricht von Napoleons Landung bekannt wurde, that er einen Schritt, der für seinen entschiedenen Karakter und seine Klugheit spricht. Er eröffnete den Gesandten der verbündeten Mächte, daß sein Souverain, mit Berücksichtigung der Nachtheile, welche aus der provisorischen Lage von Belgien und den damaligen Zeitumständen erwachsen könnten, den Entschluß gefaßt habe, sich, ohne den Ausgang der Wiener Verhandlungen abzuwarten, zum König der Niederlande zu erklären. Er stellte ihnen vor, daß die Umstände und die Gährung, welche die Landung Buonaparte's in einigen Gemüthern hervorbringen müsse, nicht erlaube, das Loos von Belgien länger unentschieden zu lassen, und brachte die Unterhandlung schnell zum erfreulichen Ende. Der Verfasser der „vertrauten Briefe über das Königreich der Niederlande" beschuldigt ihn eines drückenden Adelstolzes. Ich habe keine Beweise vom Gegentheil; allein Hr. v. Nagel macht diese Schwäche durch viele rühmliche Tugenden, worunter seine Uneigennützigkeit und gänzliche Entsagung des Nepotismus wohl nicht die unbedeutendsten sind, wieder gut. Leider gelingt es ihm dessenungeachtet nicht, alle Mißgriffe zu vermeiden, die wohl zum Theil auch von seiner langen Abwesenheit aus seinem Vaterlande herrühren mögen. Wundern muß man sich über die Sparsamkeit, welche bei diesem Ministerium herrscht, dessen Ausgaben, nebst denen für Gesandtschaften, nicht über achthundert und fünfzigtausend Gulden angesetzt sind.

Das Ministerium des Innern verwaltet der Minister C. v. Coninck, ein geistreicher, einsichtvoller Mann von einigen vierzig Jahren, der die Schule der neuesten Zeit vielfach durchgegangen ist. Er ist in Brugge geboren, hat in Lüttich und Köln studiert und ist 1800 als Präfekturrath in seiner Vaterstadt in Staatsdienste getreten. Seine Thätigkeit und Gewandtheit gewann ihm den Beifall seines damaligen Gouvernements; er wurde bald darauf

Präfekt des Departements der Ain, dann des Departements von Jemappe, und endlich 1810 des Departements der Mündung der Schelde, welches er bald mit dem Departement der Elbmündungen vertauschte. Nach dem Umsturze des französischen Kaiserreichs kam er in sein Vaterland zurück. Das neue Gouvernement, von dem löblichen Eifer beseelt, die Parteien zu verschmelzen und geistvoller Männer sich zu bedienen, wo es sie finden möchte, berief Herrn von Coninck in die Kommission, welche 1815 mit der Revision der Verfassung der vereinigten Provinzen beauftragt war. Hr. v. Coninck gab bei den Verhandlungen, so wie in dem Bericht, den er an den König zu entwerfen beauftragt war, Beweise seines entschiedenen Talents, und wurde bald darauf zum Gouverneur von Ost-Flandern ernannt. In Mitte des Jahres 1817 endlich lösete er Hrn. Roëll im Ministerium des Innern ab. So wenig das Talent des Hrn. v. Coninck in Abrede gestellt werden kann, so viele und gerechte Klagen vernimmt man über den langsamen Gang der Angelegenheiten in diesem Ministerium. Diese Klage hat ihren natürlichen Grund freilich zunächst in dem Mechanismus dieses Ministeriums; allein sie trifft mehr oder minder auch den Vorstand desselben. Mir sind mehrere Fälle bekannt geworden, wo Angelegenheiten unverzeihlich lange unerledigt geblieben sind. Es ist im Ganzen ein rascher Gang der Angelegenheiten gerade nicht die hervorstechendste Eigenschaft des niederländischen Gouvernements. Die geringfügigste Angelegenheit muß vom Schout (Bürgermeister) und Gemeindevorsteher berichtet, vom Hofdschout begutachtet, vom Gouverneur ans Ministerium befördert werden. Ohne Vorwissen des Ministers kann über wenig oder nichts verfügt werden. Trifft es sich nun, daß zu einer Eingabe neue Belege und Erläuterungen nöthig sind, und bedenkt man, daß jede Anfrage den weiten Weg der Ministerial-, Gouvernial-, Hofdschout- und Schout-Bureaux zurückwandern muß, so begreift man wohl, wie es eine Ewigkeit dauert, bis über den Wiederaufbau eines im Schulhause eingefallenen Ofens verfügt werden kann. Im Monat September war über die Unterstützung und den Wiederaufbau der durch die Ueberströmung im Monat Januar beschädigten Häuser noch immer nichts verfügt, und die vom Lande aufgebrachten Gelder, mehrere hunderttausend Gulden, lagen noch immer aufgehäuft, ob auch arme Menschen inzwischen zu Grunde gegangen oder eine Beute raubsüchtiger Wucherer geworden sind. Ich erzähle dies nur gelegenheitlich, ohne dadurch dem Minister einen Vorwurf machen zu wollen, indem ich wohl weiß, daß zur Besorgung dieser Angelegenheit eine eigene Kommission niedergesetzt ist.

Das Ministerium der Finanzen verwaltet Siz von Otterleke, ein Bruder des etwas berüchtigten Wilhelm Siz. Er stammt von einer Amsterdamer Patrizierfamilie ab und diente, hauptsächlich von seinem Bruder gehalten, schon in früherer Zeit bei dem Departement der Finanzen. Die belgischen Journalisten und Eleutherophilos urtheilen nicht sehr günstig von seinen Talenten. Auch ist, wenn sichs von den niederländischen Finanzen handelt, nie vom Minister, sondern immer nur von dem Generaldirektor der Steuern, der Ein- und Ausgangszölle u. s. w. die Rede. Wollte ich von den niederländischen Finanzen sprechen, so müßte ich ein

ganzes Buch darüber schreiben. Hier nur noch einige Notizen über die erwähnten Direktoren, Wichers und Appelius. Es sind dies, mehr oder minder verdient, die wahren Sündenböcke, worauf die Holländer alles Unglück werfen.

Wichers, ein Friese, in Gröningen geboren, war unter der französischen Herrschaft Präfekt des Departements von der Wester-Ems und machte sich durch seine Strenge und seine Anhänglichkeit an das neue System in seiner Vaterstadt höchst verhaßt. Als Generaldirektor rief er ein Zoll- und Mauthsystem ins Leben, von dem ich späterhin reden werde. Gegenwärtig ist er Staatsrath. Nach dem Urtheile Aller, die ihn genau kennen, ist er ein Mann von (wie man zu sagen pflegt) Einsicht und Gewandtheit. Es ist nur zu beklagen, daß diese sogenannte Einsicht so oft die folgenreichsten Fehler begeht, und die Gewandtheit gar nicht hindert, zu thun, was nicht geschehen soll!

Appelius, der nach dem Abgange des Hrn. Wichers auch die Generaldirektion der Ein- und Ausgangszölle übernommen hat, ist der Sohn eines Predigers, zu Middelburg in Seeland geboren. Er war vor der Revolution von 1795 Notar, wurde Mitglied der Nationalversammlung der batavischen Republik, und machte sich durch seinen ausserordentlichen Scharfsinn und seine rastlose Thätigkeit bald bemerkbar. Von 1798 bis 1802 war er Mitglied des gesetzgebenden Körpers; der Staatsbewind ernannte ihn zum Finanzrath; unter Schimmelpenninck wurde er Sekretär des Staatsraths und unter Ludwig Buonaparte wirklicher Staatsrath, und endlich Finanzminister. Nach der Einverleibung Hollands war er einer der eifrigsten und thätigsten Diener des Buonapartismus. Er zog sich dadurch den Haß seiner Landsleute zu, und lud insbesondere durch den Eifer, mit dem er die Einreihung der sogenannten Ehrenwachen betrieb, den Zorn vieler Familien auf sich. Auch ihm gesteht man gern eine ausserordentliche Gewandtheit im Arbeiten, Scharfblick und Thätigkeit zu, und hat nur zu beklagen, daß diese ausgezeichneten Talente nicht eine andere Gesinnung und andere Grundsätze zur Grundlage haben. — Nach ihm zählt Niemand mehr Gegner, als der Justizminister Kornelius Felix van Maanen. Er ist von bürgerlichen Aeltern und eröffnete seine politische Laufbahn als Substitut bei dem Obergerichtshofe der Provinz Holland, wurde hierauf Advokat-Fiskal, und endlich schon unter Ludwig Buonaparte Justizminister. Nach der Auflösung des Königreichs wurde er nach Paris berufen, zum Staatsrath ernannt und als erster Präsident des kaiserl. Gerichtshofes im Haag angestellt. „In seinem Ministerium — so erzählt Eleutherophilos — soll mehr Thätigkeit, als in den meisten andern herrschen. Er ist ein Rechtsgelehrter vom ersten Range, ein sehr angenehmer Gesellschafter und mehr Weltmann, als die Holländer gewöhnlich zu sein pflegen. Die Gnade, worin er bei Napoleon, der ihn baronisirte, stand, und der ununterbrochene Wirkungskreis, worin er durch den Weltdespoten unterhalten worden, haben ihn zwar in den Augen einiger verständigen, rechtlichen Männer einigermaßen in Schatten gestellt, allein u. s. w.“ Dieser Schatten ist übrigens in der letzten Zeit noch dunkler geworden. Der besonders dem Justizminister nicht immer schickliche Eifer, mit dem er in den Sitzungen der General-

staaten jene Ideen verfolgt, denen er selber so lange gehuldigt, mehrere Mißgriffe und Gewaltsmaasregeln, die er gegen liberale oder auch nur freimüthige und offenherzige Schriftsteller sich zu Schulden kommen lassen und genommen, und endlich die Art und Weise, mit der er frühere Freunde von sich scheucht, haben ihm einen so übeln Ruf bereitet, daß er Mühe haben wird, sich auf seiner Stelle zu erhalten.

Das Portefeuille des Kriegsministeriums war seit der Bildung des Königreichs bereits in mehrern Händen und ist jetzt einem Manne anvertraut, der unstreitig der vorzüglichste sein müßte, wenn von den Ministern gälte, was von den Weibern, daß diejenigen die besten, von denen am wenigsten geredet wird. Uebrigens ist das Kriegswesen bereits geordnet und die Kriegsverfassung festgestellt, und ein Minister dürfte bei diesem Verwaltungszweige wenig mehr zu thun haben. Die niederländische Militäreinrichtung unterscheidet sich wenig oder gar nicht von denen anderer Staaten; die Vertheidigung des Vaterlandes ist einem stehenden Heere, einer Nationalmiliz, von der in Friedenszeiten nur ein Fünftheil unter den Waffen steht, und einer Lokalmiliz (Schuttery), die aber nur erst an wenigen Orten gebildet ist, anvertraut. Der Holländer hat wenig oder gar keine Neigung zum Soldatenstande, selbst Napoleon konnte diese Neigung nicht wecken. Man kann nicht sagen, daß es ihm an Muth dazu gebräche, ihre Siege zur See verkünden das Gegentheil; allein seit Jahrhunderten war er gewöhnt, im Soldaten nur den fremden Miethling zu sehen und den Stand selber zu verachten. Unter den Offizieren ist jetzt mancher tüchtige und gebildete Soldat, der das Heldenherz dem Feinde muthig entgegen trägt und daheim die Künste des Friedens nicht vernachlässigt oder verachtet; der eigentlichen Lärmer und Händelsucher, wie man sie anderswo unter den Soldaten trifft, dürfte man im niederländischen Heere wenige finden. Uebrigens sind Offizier und Soldat anständig bezahlt und der letztere ist vortrefflich genährt und gekleidet.

Das Ministerium der Marine, das einst für Holland so wichtig war und zum Theil noch ist, dürfte einem Manne anvertraut sein, der mit Mangel an Talent und Kenntniß auch den an Thätigkeit und Genauigkeit verbindet. Ich mag die Anekdoten nicht wiederholen, die auf seine Rechnung erzählt werden; wäre auch nur der vierte Theil von dem, was man von ihm erzählt, wahr, so wäre es genug, den Wunsch zu erregen, daß dieses Departement einem andern Manne anvertraut werden möchte.

Für den Staatsminister von Falck, dessen Talente und treffliche Gesinnung gerühmt werden und der bei der Umwälzung von 1813 als Hauptmann der Nationalgarde von Amsterdam sich einige Verdienste gesammelt hat, wurde vor Kurzem ein eigenes Departement gebildet, das des öffentlichen Unterrichts. Ungeachtet der Minister seinem Departement wenig Zeit zu widmen hat, so gehört dieser Theil der Verwaltung, wenn nicht zum besten, doch geordnetsten. Es ist in der letzten Zeit, und schon vor Falck, für den öffentlichen Unterricht viel geschehen; und wenn den löblichen Eifer die Erfolge nicht krönen sollten, so ist wenigstens den edeln Gesinnungen des Königs und des Ministers die Schuld nicht beizumessen.

Von dem Zustande der wissenschaftlichen Erziehung werde ich an einer andern Stelle ausführlicher reden.

Die Aufsicht über den Kultus ist zwei Generaldirektoren anvertraut, d. h. dem Einen der Kultus der Katholiken, dem Andern der der Reformirten. Sonst war mit dem letztern Verwaltungszweige, sehr unzweckmäßig und unschicklich zugleich, auch die Generaldirektion der Posten verbunden, was zu manchen witzigen Wortspielen Veranlassung gegeben hat. Seit einiger Zeit hat man aber dem Uebelstande abgeholfen.

Ich wende mich nun erst zum Könige, der, von Liebe zu seinem Volke beseelt, dessen Glück will und thätig zu befördern sucht. Es dürfte mehrern Lesern nicht unangenehm sein, hier einen kurzen Umriß seines an Widerwärtigkeiten reichen Lebens zu finden.

Er ist den 24. August 1772 im Haag geboren. Seine vortreffliche Erziehung hatte er vorzüglich seiner (im Laufe dieses Jahres auf dem Lustschlosse Loo verstorbenen) Mutter, Friederike Sophie Wilhelmine, einer Prinzessin aus dem hohenzollernschen Königshause, zu verdanken. Seine ersten Lehrer waren Euler, aus Zweibrücken, und später der als Schriftsteller bekannte Tollius, beide Männer von ausgezeichneter wissenschaftlicher Bildung. Seine Leitung war dem General von Stamford anvertraut, einem Manne von ausgezeichnetem Verdienste, dessen Verschlossenheit, finsteres Wesen und Zurückhaltung sich zum Theil auf den Prinzen übergetragen haben soll. Unfälle, welche damals seine Familie trafen, lehrten ihn früh die Vergänglichkeit menschlicher Größe und menschlichen Glücks erkennen. Diese Anfänge machten ihn fähiger zu standhafter Ertragung von damals noch ungeahneten Widerwärtigkeiten. — Nachdem er seine Studien auf der Universität Leyden und seine Bildung auf einer Reise an mehrere deutsche Fürstenhöfe vollendet hatte, vermählte er sich mit Friederike Louise Wilhelmine, König Friedrich Wilhelms II von Preußen Tochter. Der Ausbruch des französischen Revolutionskriegs führte auch ihn, den zwanzigjährigen Jüngling, auf den großen Schauplatz des Staats- und Kriegslebens. Als Befehlshaber des kleinen niederländischen Heeres stritt er mannhaft gegen die Neufranken, und am Schlachttage vom 13. Sept. 1793 verspritzte er im muthigen Kampfe bei Menin sein Blut. In dem folgenden Feldzuge befehligte er ein aus Niederländern und Oesterreichern zusammengesetztes Heer, mit dem er durch die Eroberung von Landrecies den Feldzug siegreich eröffnete, jenen Feldzug, der nach der Schlacht von Charleroi eine so unglückliche Wendung nahm. Die Neufranken drangen bis an die Maas und die Waal vor, alle Festungen fielen in ihre Hände, und endlich baute ihnen der Frost in Mitte des Januarmonats 1795 eine Eisbrücke über die Ströme Hollands. Friedrich Wilhelm sammt seinem Bruder, vom Oberbefehl des kleinen Heeres abgerufen, schiffte sich am 18 Januar auf elenden Fischerpinken nach dem britischen Eilande ein. Doch die Brüder verliessen England bald wieder, sammelten die ausgewanderten treuen Schaaren, und wollten mit ihnen von der preußischen Grenze aus zur Befreiung der niederländischen Provinzen wirken, als der Basler Friede diesen Plan vereitelte. Friedrich Wilhelm ließ sich nun in Berlin nieder, um durch

den Einfluß des preußischen Kabinets seiner Familie Reste ehemaliger Macht zu retten. Gleichzeitig beschäftigte er sich auch mit den Wissenschaften, und, nach dem Ankauf der polnischen Herrschaften des Fürsten Jablonowski, mit der Landwirthschaft, für welche er eine dauernde Neigung faßte.

Die Friedensunterhandlungen zu Luneville und Amiens bestimmten auch das Schicksal des oranischen Hauses; es wurden ihm in Mitte Deutschlands Entschädigungen zugewiesen, und Friedrich Wilhelm trat, da sein Vater ihm diese Entschädigung abgetreten hatte, als Fürst von Fulda und Corvey in die Reihe der regierenden Fürsten Deutschlands. Seine Regierung in den neuen Landen war weise, mild und segensreich; er entwickelte als Regent eine unermüdete Thätigkeit, weise Sparsamkeit, Liebe zur Gerechtigkeit, Festigkeit des Karakters, ein richtiges Urtheil; er änderte bedachtsam und schonend, war Jedermann zugänglich und forderte das Gute, wo es in seiner Macht stand. — Kaum waren ihm im Frühling 1806 durch den Tod seines Vaters die nassauischen Stammlande zugefallen, als mit der Errichtung des Rheinbundes neue, drohende Gefahren sich erhoben. Mit edelm Stolze weigerte Friedrich Wilhelm, diesem Bunde beizutreten. Der Ausbruch des unglücklichen Kriegs von 1806 rief ihn als preußischen Generallieutenant auf den Kriegsschauplatz; er verließ in den ersten Tagen des Augustmonats Fulda, und — sah sein Land nicht wieder. Die unselige Kapitulation des alten Möllendorf führte auch den Prinzen von Oranien in feindliche Gefangenschaft, aus der ihn nur sein Ehrenwort erlösete, und ein Machtspruch Napoleons beraubte ihn seiner Lande. Fürsten, in deren Staaten der Prinz Hausgüter besaß, benutzten diesen Anlaß, ihm auch diese zu entreissen. — Bei der Annäherung der Franzosen war Wilhelm Friedrichs Gemahlin mit den Kindern von Berlin nach Pommern geflohen; dorthin folgte nun auch der Prinz. In diesem verhängnißvollen Winter häufte das Unglück Leiden aller Art auf die oranische Familie. Zu dem Schmerze über die Unfälle des preußischen Hauses kam das Unglück, selber Alles verloren zu haben; zu dem Verlust eines geliebten Kindes das Leiden langer Trennung der Gatten; der Friede von Tilsit ließ dem Prinzen nichts übrig, als einige Besitzungen im neuen Großherzogthum Warschau. — Von nun an lebte der Prinz nur für seine Familie, mit den Wissenschaften, der Verwaltung seiner Güter und der Erziehung seiner Söhne beschäftigt.

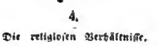
Die Ereignisse vom J. 1809 riefen ihn nach Wien. Er focht in der mörderischen Schlacht von Wagram mit gewohntem Heldenmuthe, aber der Sieg hatte Napoleon noch nicht verlassen. Als aber der Feldzug nach Moskau Napoleons Macht und der Franzosen Kriegsglück erschüttert hatte, als die Verbündeten schon ihre siegreichen Waffen nach Deutschland trugen, da eilte Wilhelm Friedrich nach England, um mit dem britischen Kabinete die Maasregeln zu verabreden, welche die Befreiung der niederländischen Provinzen herbeiführen sollten. Von den darauf erfolgten Ereignissen habe ich bereits gesprochen.

Was Wilhelm Friedrich im Fürstenthum Fulda gewesen, ist er auch auf dem Throne der Niederlande. Die Reinheit seiner Absichten und seine unwandelbare Gerechtigkeitsliebe habe ich

selbst von seinen Feinden nie läugnen, nie bezweifeln, öfter von seinen Freunden aber bedauern hören, daß sein ruhmwürdiger Eifer nicht immer die rechten Mittel, d. i. die rechten Personen finde. Es ist keine vorgefaßte Meinung, kein Groll über erlittenes Unrecht, keine Neigung zu einem Systeme, was ihn zuweilen mißleitet, nur der verzeihliche Irrthum, dem wir Alle unterthan sind. Kein Fürst verdient mehr, ein von widerstreitenden Elementen freies Land und freie Zeit zu finden, als er; leider ist ihm dies Glück nicht zu Theil geworden.

Der Kronprinz Friedrich, 1792 geboren, hat seine Erziehung auf der Berliner Militärakademie erhalten und ist nachher unter die Leitung des jetzigen Generallieutenants Constant de Rebecque, eines sehr ausgezeichneten Mannes, gekommen. Auf der pyrenäischen Halbinsel fing er unter Wellington seinen Kriegsdienst an und bildete sich zum tüchtigen Soldaten aus. Als solcher hat er sich auch bei Waterloo erwiesen; der Kronprinz und Waterloo sind Worte, die in den Herzen aller Niederländer flammen. Sein reger Geist, seine Leutseligkeit, sein kriegerischer Muth und sein zartes Vaterherz haben ihm die Neigung seines Volks gewonnen, das seiner Regierung hoffnungsvoll entgegensieht.

Des Kronprinzen jüngerer Bruder, Prinz Friedrich, kommt seiner Jugend und seiner Stellung wegen in keinen sonderlichen Betracht.



4.

Die religiösen Verhältnisse.

Wenn ich von den religiösen Verhältnissen Hollands spreche, so erwarte man ja nicht, daß ich über der Voetianer, Gomaristen und Arminianer alte Zwiste und deren traurige Folgen, über die Glaubensbekenntnisse und Sekten, die Herrnhuter, Wiedertäufer, Rhynsberger, Christo-Sakristen, Quäcker u. s. w., die in Holland einheimisch sind, reden werde; nur von dem überall sichtbaren Zwiste zwischen dem sogenannten Alten und dem sogenannten Neuen, von dem Mißtrauen, das Reformirte und Katholiken (hier Römischgesinnte genannt) gegenseitig hegen, von der Bildung der Prediger und Pfarrer u. s. w. will und muß ich reden.

Holland ward früherhin als das Vorbild religiöser Duldung gepriesen; wirklich waren auch alle Glaubensbekenntnisse und Sekten, mit Ausnahme der Sozinianer, geduldet, aber geduldet, wie hier und da die Juden es werden. Die Katholiken, sehr zahlreich, durften zwar im Innern ihrer Betkapellen Gott auf ihre Weise verehren, aber diese Gotteshäuser durften kein Zeichen ihrer erhabenen Bestimmung an sich tragen; daher in Amsterdam noch jetzt die Kirchen het duifje (zur Taube), de Posthoorn (zum Posthorn), de Staar (zum Staar) u. s. w. benannt werden; der Gebrauch der Glocken und die Prozessionen waren ihnen verboten; der Katholik zu allen öffentlichen Aemtern, selbst zum Notarius, unfähig u. s. w. Zum Druck des Gesetzes kam noch der Druck der Meinung und der Fanatismus einzelner Beamten; das katholische Bethaus mußte nicht selten in den abgelegensten Winkel der Stadt verlegt werden,

damit den Rechtglaubigen kein Aergerniß gegeben ward; wurde beim Herausgehen aus dem Bethause ein geistliches Buch in der Hand eines Katholiken gesehen, wurde die Betkapelle geschlossen, und ihre Wiedereröffnung mußte mit großen Summen erkauft werden; kein Priester durfte eine Nacht ohne Vorwissen und Erlaubniß des Bürgermeisters in einer Gemeinde zubringen u. s. w. Die Revolution von 1795 hat zwar diesen Druck aus dem Gesetzbuche entfernt, nicht aber alles Vorurtheil und die bittere Erinnerung vertilgen können. Daher hat die Revolution in den Katholiken auch die eifrigsten Anhänger gefunden. So macht der Druck den friedliebenden Bürger zum Revolutionär! Ein angesehener Mann, der sonst übel auf Revolutionen zu sprechen war, sagte mir, daß, beständen die alten Gesetze noch und gäbe eine neue Revolution Hoffnung, jenen Druck abzuwerfen, er sein ganzes großes Vermögen ohne Bedenken wagen würde. — Die Nachklänge aus dieser Zeit gewahrt man noch überall. Der Umgang zwischen Geistlichen der beiden Kirchen ist noch ein Unmögliches; eheliche Verbindung zwischen Personen der beiden Glaubensbekenntnisse sind selten und von dem Fluche der Verwandten verpönt. Ich habe die traurigen Folgen von ein paar Beispielen der Art gesehen, wo junge Leute, sich über das Vorurtheil hinwegsetzend, sich trotz der verschiedenen Glaubensbekenntnisse zu heirathen wagten. Die katholischen Geistlichen verweigern geradezu und durchaus die sakramentalische Trauung; die innigsten Bande zwischen Verwandten lösen sich; die öffentliche Meinung der untern Volksklasse steht nicht selten gegen sie auf. — Die Katholiken erinnern sich noch immer des alten Unrechts und der erlittenen Unbilden, von welchen sie erst vor fünfundzwanzig Jahren eine Revolution befreit hat, und wie, wer viel gelitten, furchtsam ist, so glauben sie, die Reformirten hätten keine mildere Gesinnung angenommen, sondern nur den Schein derselben annehmen müssen; die Reformirten dagegen, in Vorurtheil, Unkenntniß des katholischen Glaubenssystems und alter Gewohnheit befangen, können die frühere Abneigung, die angeerbte Eitelkeit und den Irrwahn, ein Katholik könne nie geistig tüchtig und herzlich aufrichtig sein, nicht besiegen. So ist mirs wenigstens nach vielen Unterredungen mit Glaubensgenossen beider Kirchen vorgekommen. Die Bessern und Verständigern darunter werfen sich, von Einwürfen ermüdet, endlich auf den Satz: In Deutschland mag es anders sein; so sind aber unsere Katholiken, so unsere Reformirten!

In der That sind sie mit dieser Ausflucht vollkommen gerechtfertigt. Leider ist bei dem Zustande der Bildung der Geistlichen und ihrem Einflusse auch nicht bald Besserung zu hoffen. Ich erlaube mirs nicht, die reformirten Geistlichen oder Domine nach den Aussagen der Katholiken zu beurtheilen, und bin selbst nie in den Fall gekommen, sie näher kennen zu lernen, daher ich einen Mann, der, wenn die höchst wahrscheinlichen Behauptungen nicht trügen, selber Holländer und selber reformirt gewesen ist, den Verfasser der „vertrauten Briefe," reden lassen will. „Ihr Gebrülle von den Kanzeln," sagt dieser, „ist ein wahres Skandal, und das Verdammungsurtheil, womit sie gewöhnlich ihre langen, unsinnigen

Predigten beschliessen, steht in dem offenbarsten Widerspruche mit der christlichen Liebe. Vorzüglich ist es die deutsche Neologie, auf welche sie ihre giftigen Pfeile losschiessen. Am wahrscheinlichsten kommt es mir vor, daß der Einfluß, welchen ihre illiberale Denkungs- und Verfahrungsart ihnen seit 1618 direkte und indirekte sogar auf die öffentlichen Angelegenheiten verschaffte, und die Behaglichkeit, welche sie empfanden, solch' ein politisch-hierarchisches System geltend zu machen, diese Hierophanten vorzüglich bestimmten, ihren alten Sauerteig fortzukneten. Ein paar Beispiele von der Intoleranz der holländischen Domine mögen hier am rechten Orte stehen, und ich hebe sie hier aus einer unzähligen Menge anderer aus. Vor ungefähr zwölf bis fünfzehn Jahren (der Verfasser schrieb 1817) hatten der Domine zu Jutphaas, unweit Utrecht, und der dortige Pastor (so werden die katholischen Geistlichen in Holland genannt) beide zu gleicher Zeit einem Schiffer den Auftrag gegeben, ihnen von Utrecht ein Stroohen (d. i. eine gewisse Quantität) Picklinge mitzubringen. Da ein Fasttag herannahte, so hatte sich die Magd des Pastors beim Durchfahren der Trekschuit durch den Ort dorthin begeben und von dem Schiffer wirklich die bestellten Picklinge erhalten. Bei der Zurückfahrt kam auch die Magd des Domine an die Trekschuit und zankte mit dem Schiffer, daß die Picklinge so lange ausblieben. „Ei," sagte dieser, „ich habe sie ja diesen Morgen schon abgegeben!" und fuhr weiter. Da die Magd mit dieser Antwort zurückkam, legte sich der Domine auf Kundschaft, und erfuhr nun in der That von Leuten, die die Magd des Pastors gesehen hatten, daß diese die Picklinge von der Trekschuit abgeholt habe. Wüthend über diesen papistischen Frevel, entschloß sich der Domine, der nie zum Pastor kam, zu ihm zu gehen und ihm tüchtig den Kopf zu waschen. Er trat gerade in dem Augenblicke in das Haus, als die gebackenen Picklinge dem schon am Tische sitzenden Pastor aufgetragen wurden. Die Magd meldete ihn gleich dem Pastor, der freundlich erwiederte, es werde ihn freuen, seinen Amtsgenossen zu empfangen. Der Domine trat ins Zimmer und fing gleich mit einer fürchterlichen Strafpredigt, voll gehässiger Anspielungen und falscher Beschuldigungen an. Der Pastor blieb ruhig, erklärte ihm mit Gelassenheit seinen Irrthum und fügte gutmüthig hinzu: „Da aber das Quid pro quo nun einmal geschehen und nicht mehr zu ändern ist, indem Sie das Corpus delicti bereits gebacken auf meinem Tische sehen, so weiß ich kein besseres Mittel zu einem gütlichen Vergleiche, als — erzeigen mir Ew. Ehrwürden die Ehre, sich mit mir an den Tisch zu setzen und die Picklinge, ehe sie kalt werden, mit mir gemeinschaftlich zu verspeisen. Es freut mich, daß dies glückliche Ungefähr die Eintracht . . . ." Hier donnerte aber der Domine mit flammenden Blicken ihm das Anathema ins Gesicht: „Glaubt Ihr denn, daß ich mich der ewigen Verdammniß preisgeben will?" und rannte zum Hause hinaus."

So schildert ein Mann, der, wie gesagt, selbst Holländer, selbst Reformirter gewesen ist, der aber Deutschland genau kannte, seine Landsleute und die Diener seiner Religion. Ein eben so unerquickliches Bild muß ich (schönere Ausnahmen gibt es überall) von dem katholischen Klerus entwerfen. Roh, voll Vorurtheile und ohne Kenntnisse wurden junge Leute

sonst und werden sie jetzt noch Geistliche, roh und unverträglich bleiben sie als solche. Als ich zu Ostern meine Beichte ablegte, war die erste Frage des Priesters: ob ich Maurer sei, weil er mir in diesem Falle die Lossprechung verweigern müßte. Beobachtung der Fastengebote ist hier noch immer wichtiger, als die Bändigung der Leidenschaften, ausser der Kirche kein Heil und zur Erreichung der Zwecke selten ein Mittel zu unheilig. Eine junge Dame, der es denn doch schwer wurde, ihre reformirten Freundinnen geradezu zu verdammen, und die aus dem Labyrinthe ihres Katechismus keinen Ausweg fand, erklärte mir endlich, sie sei überzeugt, daß bei guten Reformirten auf dem Todbette noch eine Art von Bekehrung vorginge und daß sie dann in dem wahren Glauben selig stürben. Glücklich preise ich die, welche ihrer Sache so gewiß sind oder bleiben; was ist aber das Loos derjenigen, welche durch die Welt oder die Verhältnisse einmal aus dieser Beschränktheit der Begriffe herausgerissen worden sind? Eine reformirte Dame, die ich selber kenne, verheirathete sich mit einem Katholiken. Nach dessen frühem Tode im Begriff, sich mit einem Verwandten desselben zu vermählen, wurde sie katholisch. Die Heirath zerschlug sich und sie kehrte unter ihre reformirten Verwandten zurück. Leichtsinnig und wankelmüthig wurde sie nun wieder reformirt. Bald darauf verfiel sie in eine tödtliche Krankheit. Mit dem Tode ringend warf sie sich in die Arme eines katholischen Verwandten und rief in ihrer Selbstvernichtung: Ach, wie unglücklich, unglücklich bin ich! Und der Verwandte entgegnete kalt und herzlos: Sie wissen, was sie zu thun haben, um glücklich zu werden! — In der That, ich halte sie und alle Menschen der Art für sehr unglücklich.

Deutschland wurde mir geradezu als ketzerisch erklärt und deutsche Philosophie als die Quelle alles Unglaubens. In den hochherzigen Aufopferungen edler Menschen, in den geheimnißvollen Mythen der Griechen und der Indier, in den großen Schicksalen der Völker religiöse Ahnungen, religiösen Aufschwung zu suchen und zu finden, eitle Ketzerei; jedes Zugestehen anderer Ansichten verderblicher Indifferentismus gescholten. Zerfällt man mit dem Pfarrer, ist man mit der Gemeinde, mit der Kirche zerfallen. So ein Freund von mir. Nachdem ihn der Tod von einer katholischen Xantippe befreit hatte, vermählte er sich mit einer liebenswürdigen Protestantin; der Pfarrer traute sie zwar nicht, aber die Gesetze gestatteten die Ehe. Er war Arzt; die Praxis nahm ab. Er besaß Rechte auf eine Kirche, die man für widerrechtlich angemaßt erklärte; er sollte sie herausgeben; man drohte, man kündigte ihm den kleinen Bann an. Er durfte nicht mehr an den Sakramenten Antheil nehmen; da ihm aber die schriftliche Eröffnung des Bannes verweigert worden war, so ward sein Wegbleiben aus der Kirche für Lauigkeit, für Abfall erklärt; die Geistlichen erlaubten nicht mehr, daß er zu den Kranken gerufen wurde; sein bürgerliches Glück war zertrümmert; Unterwerfung und Gehorsam war die einzige noch mögliche Rettung. So groß ist die Gewalt, so groß der Despotismus einiger Geistlichen in Holland! Größer noch, als in den Gegenden, die ich kennen gelernt habe, soll die Gewalt der Geistlichen im katholischen Nordbrabant sein. Die schönsten Kirchengüter werden dort, so erzählte man mir, vergebens zum Kauf ausgeboten;

Niemand wagt, sie an sich zu bringen. Des Käufers Eigenthum würde vor Beschädigung, er selber seines Lebens kaum sicher sein.

Mit etwas schlechtem Latein ausgerüstet, das sie von Landpfarrern erlernen, werden junge Leute nach dem Priesterseminarium geschickt, deren vier in Holland sind, nämlich ins Heernberg, Warmond, Belsen und Kuilenburg. Hier, auf einem einsamen, alten Schlosse eingekerkert, erlernen sie ihre Theologie. Hier wird Bibelstudium ohne Kenntniß der griechischen und hebräischen Sprachen getrieben, für welche nicht einmal Lehrer da sind, ohne historische Kenntniß, und gelernt, Menschen in allen Nöthen Rath und Trost zu sein, ohne Menschen zu sehen. So ausgebildet, erhalten sie die Weihen und werden Priester und Volkslehrer. Sie sind dann ausser Stand, mit gebildeten Menschen umzugehen.

Ich habe das Bild gezeichnet, wie ich es gefunden; ist es unerquicklich, so ist es nicht meine Schuld; wer es aber gut und wohlgethan findet, wie es ist, mit dem will ich nicht darüber rechten. Ich glaubte mich vor allen Andern berufen und berechtigt, so zu schreiben, weil ich die katholische Kirche hingebend und mit Aufopferung vertheidigt habe; ich brauche daher nicht zu versichern, daß ich diese Schattenseite nicht zeichne, weil ich Wohlgefallen daran habe, sondern daß ich Mißbrauch nur rüge, damit das Bessere rein und unentweiht hervorstrahle aus den Nebeln haßsüchtigen Tadels.

Und welchen Einfluß dieser Zustand der religiösen Ueberzeugungen auf das ganze Leben des Volks, auf die Regierung habe? Ludwig Buonaparte hatte es, da er katholisch war, mit der reformirten Bevölkerung zu thun; Wilhelm I, da er reformirt ist, mit der katholischen. Ist man dem Fürsten auch nicht abgeneigt, so mißtraut man ihm doch und seinen Umgebungen. Die Glaubensform kommt mit ins Spiel, wo nur die Religion etwas zu thun hat; man gibt sich nicht gern gegenseitig etwas zu, um sich nichts zu vergeben; Brabant wird keinen reformirten Abgeordneten in die zweite Kammer senden, Holland keinen Katholiken, so zahlreich dieselben auch sind. Der König und die Minister werden bei Besetzung der Stellen die Glaubensform nicht berücksichtigen, diejenigen aber, welche vorschlagen, thun es nur zu oft; man scheut die Annäherung und aus der Entfernung keimt Mißtrauen; weil man Absichten hat, legt man auch dem Unabsichtlichen sie unter, und dann selten die besten. Dieses Mißtrauen geht so weit, daß man für die ärmlich bestehenden katholischen Priesterseminarien die Beisteuer des Staats anzunehmen sich weigert, damit die Regierung ja keine Ansprüche erlange, sich in die Verwaltung und Leitung dieser Institute zu mischen.

Ich könnte noch mehr, noch Ueberraschenderes in Bezug auf die Verhältnisse der beiden Haupt-Glaubensbekenntnisse in Holland sagen, allein ich behalte mir es für andere Zeiten vor, weil ich es nicht selber erfahren und erprüft habe und weil ich über diesen Punkt lieber zu wenig, aber Zuverlässiges, als viel und vielleicht Irriges sagen möchte.

Die großen historischen Erinnerungen des holländischen Volks sind mit Glaubensstreitigkeiten eng verknüpft, und so leben diese in den Gemüthern desto frischer fort.

Ueberall mahnen noch Bilder und Denkmäler, Feste und Feierlichkeiten an diese Zeiten, ihre Meinungen, die Leiden und Siege der Holländer. Ich erinnere mich, in einem Kaffeehause der Musenstadt Leyden ein Bild gesehen zu haben, wo die holländischen Provinzen gekettet und gefesselt vor Alba liegen, und diesem der Kardinal Granvella die Mordanschläge gibt, die ihm die Teufel einblasen. Im Hintergrunde des Bildes sieht man alle Gräuelthaten, welche die Spanier oder papistischen Henker, was gleichbedeutend ist, ausgeübt haben. Unter dem Bilde standen viele Verse, von denen mir aber nur folgende noch gegenwärtig sind:

Hier stet ghy Nederland den dwinghelaud geseten
In wredheyt meer vergryst als door den tyt gesleten;
Hier sit hy in syn troon mit bloedig tugch verciert,
Van alle man gevreest, van alle man geviert.
Granvella bloest hem wreek en mordlust in de ooren etc.

Und der Verfasser der „vertrauten Briefe" sagt, indem er von der Eroberung der Stadt Oudewater redet: „Und wie gehässig war es, wie empörend und vernunftwidrig ist es, daß dies traurige Ereigniß geradezu unter dem Namen: der Oudewatersche Mord jährlich gefeiert ward und — horribile dictu! — noch bis auf den heutigen Tag, wo keine herrschende Religion mehr statt findet, gefeiert, ja öffentlich von der Kanzel der Dordrechter Synodisten als ein papistischer Gräuel verflucht wird. Während katholische Geistliche für den protestantischen Landesfürsten zu beten sich weigern, rufen protestantische Prediger Begebenheiten in das Gedächtniß zurück, die jeder vernünftige Katholik selber verabscheut und gern vergessen machen möchte. In frühern Zeiten, wo die Existenz der Republik noch mehr oder minder an solche Erinnerungen geknüpft war, mochte eine solche Feier allenfalls noch hingehen, ob es gleich immer abscheulich war, eine bloß religiöse daraus zu machen; aber jetzt, da keine Republik mehr besteht, ist sie auch in politischer Rücksicht zweckwidrig und zeugt nur zu sehr von der gehässigen Hauptabsicht ihrer Einführung."

5.

Wissenschaftlicher Zustand.

So wenig man läugnen kann und wird, daß Holland mitunter große Gelehrte hervorgebracht hat, so wenig kann man zugeben oder behaupten, daß es einen entschiedenen Einfluß auf die Wissenschaften ausgeübt oder im Ganzen einen hohen wissenschaftlichen Standpunkt erreicht hat. Die Namen der Boerhave, Hemsterhuis, Spinoza, Erasmus, Camper, Leewenhoek, Muschenbroeck u. s. w. werden unvergänglich sein, sowie die der Fremden, die in Holland sich niedergelassen, wie z. B. Scaliger, Vossius, Gronov u. s. w. In unsern Tagen dagegen ist Holland weit hinter seinen Nachbarn zurückgeblieben Theologen, Mediziner, Juristen, Philosophen, Dichter, Alles nährt sich an den herrlichen Früchten, welche der Deutschen Geist und Gemüth erzeugt und hervortreibt;

selbst in den Wettkämpfen, welche die Aufgaben der zahlreichen holländischen gelehrten Gesellschaften veranlassen, tragen die Deutschen nicht selten den Sieg davon, so wenig auch die ausgezeichnetern Köpfe sich auf die Beantwortung solcher Preisfragen einlassen können und mögen. Die deutschen Zeitschriften werden in Holland fast so häufig gelesen, wie daheim; denn von den wissenschaftlich Gebildeten haben fast Alle die deutsche Sprache so weit inne, daß sie deutsch geschriebene Werke lesen können. Die Uebersetzungen von deutschen Unterhaltungsschriften, Reisebeschreibungen, Kinderbüchern u. dgl. erscheinen so häufig und schnell, daß es billig in Erstaunen setzt.

Um von dem Zustande der wissenschaftlichen Bildung in Holland einen schnellen Ueberblick zu bekommen, nehme man Coup-d'oeil sur l'état des lumières et de l'instruction publique en Hollande, depuis les temps les plus anciens jusqu'à nos jours, ein Werk, dessen ich leider nicht habhaft werden konnte, zur Hand. Der Name des geistreichen Verfassers, des Staatsraths Cuvier, der im J. 1811 den Auftrag erhalten hat, mit seinem Kollegen Noël Holland und den Nordwesten von Deutschland zu bereisen und den Zustand der Bildung und des Unterrichts zu untersuchen, so wie die Verhältnisse, unter denen diese Schrift entstanden ist, bürgen für die Gründlichkeit, Reichhaltigkeit und Vortrefflichkeit derselben.

Das Königreich der Niederlande zählt gegenwärtig sechs Universitäten, von denen drei in den nördlichen, drei in den südlichen Provinzen liegen. Ihre Zahl ist unstreitig zu groß, allein Verhältnisse und Umstände erlauben nicht, mehrere derselben aufzuheben; es ist etwas anderes, neue gründen, und etwas anderes, das Bestehende verändern. In den nördlichen Provinzen finden wir Leyden mit 315 Studenten, Utrecht mit 205 und Gröningen endlich mit 215; in den südlichen Löwen mit 254, Lüttich mit 381 und Gent mit 201. Nach den Universitäten der Südprovinzen sind mehrere deutsche Gelehrte, besonders aus Franken, berufen worden, wie z. B. Denzinger, Birnbaum, Haus u. s. w. Es haben diese Institute in der letzten Zeit eine neue, mitunter sehr verbesserte Einrichtung bekommen; man hat den wissenschaftlichen Eifer der Studierenden durch jährlich ausgesetzte Preisaufgaben zu wecken gesucht; man hat den Professoren sehr ansehnliche Gehalte zugesichert; dessen ungeachtet gewahrt man auf keiner jene heitere literarische Wirksamkeit, wodurch sich mehrere deutsche Universitäten so würdig auszeichnen. Die Kosten, welche der theure Aufenthalt in Leyden und Utrecht und die bedeutenden Kollegiengelder den jungen Leuten verursachen, sind sehr beträchtlich; nur für junge Theologen ist durch sehr beträchtliche Stipendien, von denen einige sechshundert, achthundert bis tausend Gulden abwerfen, wohlwollend gesorgt. Ueberdies klagt man über den langen, fünfjährigen Kursus und die unverhältnißmäßig vielen Ferien. Unter den jungen Leuten gewahrt man wenig von den Eigenthümlichkeiten, welche den deutschen Studenten kenntlich machen. Sie leben größtentheils im Umgang mit Familien, frei von den Zerstreuungen der deutschen Universitäten, wie von den unvergeßlichen Genüssen

derselben; ihre Zeit nicht bei Saufgelagen, sondern in Gesellschaften verschwendend; zwar nie von Korporationsvorurtheilen angesteckt, aber auch nie vom praktischen Treiben loskommend. — Leyden behauptet, wenn nicht den alten Ruhm, doch den Vorzug unter ihren Mitschwestern; reiche wissenschaftliche Institute, eine reiche Bibliothek, geachtete Lehrer sichern ihr diesen Vorrang noch immer. Durch des berühmten Brugmans Tod hat sie indessen einen bedeutenden Verlust erlitten. Er war ein Friese von Geburt, Franecker seine Vaterstadt. Er machte seine ersten Studien zu Gröningen, wo sein Vater Professor der Mathematik und Physik war, und vollendete sie in Leyden. Anfangs zum Dienste im Geniekorps bestimmt, trieb er Mathematik und die damit verwandten Wissenschaften, wendete sich aber später zur Medizin und mit vorzüglicher Liebe zu den Naturwissenschaften. Schon als achtzehnjähriger Jüngling trug er zu Dijon mit der Beantwortung der Frage: Welches sind die schädlichen und giftigen Pflanzen, welche die Wiesen oft verderben, und wie kann dem Uebel abgeholfen werden? den Preis davon, und im nächsten Jahre zu Bordeaux durch die Abhandlung: Gibt es bemerkbare Zeichen, woran auch ein ungeübtes Auge wahrnehmen kann, wenn Bäume zu wachsen aufhören? und zwei Jahre später zu Berlin. Drei Akademien, und zwar fremdländische, krönten den in Gröningen studierenden Jüngling! Solcher Ruhm mußte ihm früh einen Namen machen. Er widmete sich jetzt der Medizin, erhielt im Jahr 1785 die höchsten Würden und nahm noch in demselben Jahr van Swindens Lehrstuhl der Physik und Philosophie in Franecker ein. Aber kaum hatte er einige Monate hier gelehrt, so wurde er als Professor der Botanik nach Leyden berufen. Seit dieser Zeit war ihm die Aufsicht über den botanischen Garten zu Leyden, welcher einer der reichsten und berühmtesten in Europa ist, anvertraut. Das Kabinet für die vergleichende Anatomie, das er gesammelt, ist unstreitig eines der vollständigsten, das ein Privatmann besessen; es ist jetzt den akademischen Sammlungen einverleibt. Im Herbst 1815 brachte er auf Befehl des Königs das berühmte Naturalienkabinet von Paris zurück, das die Franzosen im J. 1795 aus dem Haag entführt hatten, und gewann es für die Universität. Der Verfasser der „vertrauten Briefe“ entwirft ein sehr gehässiges Bild von Brugmans als Staatsmann, allein in dieser Beziehung habe ich hier nicht von ihm zu reden. — Die theologische Fakultät hat an van Voorst, Borger, Suringar, und besonders an Clarisse geachtete Männer; die juristische an Tydemann und Kemper. Der letztere hat zur Zeit der Rückkehr der Oranischen Familie eine wichtige Rolle gespielt und ist als Abgeordneter in der zweiten Kammer noch immer politisch thätig. Er ist unstreitig ein Mann von nicht gewöhnlichen Talenten; aber der Geist der Eitelkeit und Selbstgefälligkeit spricht sich schon auf dem kühnschauenden, feinlächelnden Gesichte aus. An die Namen Wyttenbach, van der Palm und Siegenbeck knüpft sich bei jedem gleich die Erinnerung an rühmliche Verdienste. Wenn auch Siegenbeck nicht auf den Ruhm eines so tiefen und gründlichen Sprachforschers, wie z. B. unser Kaylof es ist, Anspruch machen darf, so hat er doch große Verdienste um den Unter-

richt der holländischen Sprache sich erworben. — Die Universität Utrecht hatte in unsern Tagen ebenfalls zwei ausgezeichnete Männer, den berühmten Sebaldus Rau (einen aus Herborn gebürtigen Deutschen) und den Arzt van Geuns verloren. Der leztere stand im Rufe, einer der größten praktischen Aerzte von Europa zu sein. Er war seiner Seltsamkeiten wegen sehr schwierig zu behandeln, und man erzählt sich eine Menge Anekdoten, die seine eigenthümliche Persönlichkeit karakterisiren.*) Unter den hiesigen Professoren werden Bleulam, Professor der Medizin, de Rhoer, Professor der Jurisprudenz, van Heusde, der Philolog, und Huisman besonders gerühmt. Professor Schröder, der Mathematik lehrt, ist ein Deutscher. — Die Universität Gröningen hat an Lulofs einen sehr talentvollen und thätigen jungen Gelehrten, der auch als Dichter einen würdigen Platz unter den jeztlebenden holländischen Dichtern einnimmt.

An die Universitäten schliessen sich die Athenäen oder akademischen Gymnasien zu Amsterdam, wo der während meines dortigen Aufenthalts verstorbene Cras lehrte, und van Swinden, Vrolik, Bonn, van Lennep, Herm. Bosscha, Reinwart, van Capelle u. s. w. lehren, zu Harderwyk, Franecker und Deventer; Institute, welche gröstentheils sehr verdienstlich wirken. Die südlichen Provinzen haben in neunundzwanzig Städten Lyceen und Kollegien, in denen sich im Jahr 1813 2750, im Jahr 1819 dagegen 3800 Zöglinge befanden. In den Kollegien und lateinischen Schulen der nördlichen Provinzen zählte man im J. 1817 nur 100, im J. 1819 dagegen 1200 Schüler. Dieses Anwachsen der Zahl der Schüler rührt theils von der vermehrten Lust, sich den Wissenschaften zu widmen, her, theils auch von der allmälig bessern Organisirung dieser bisher höchst verwahrloseten Schulen. Selbst in den größern Städten, wie z. B. in Arnheim, besteht das Gymnasium nur aus einem Rektor und ein paar Lehrern; in den kleinern Städten hält man für vier- bis fünfhundert Gulden einen sogenannten Rektor, dessen Kenntnisse und Unterrichtstalente dann auch solcher Bezahlung angemessen sind. Ich habe einer Prüfung einer solchen, aus vier Schülern bestehenden Rektorschule beigewohnt, als zwei der Schüler auf die Universität abgingen. Mit einer höchst nothdürftigen, todtgebornen Kenntniß der lateinischen Sprache verbanden sie

---

*) Einer meiner Bekannten erzählte mir, daß er eines Tages einen mit vier Pferden bespannten Wagen nach ihm geschickt habe, um ihn zu seiner gefährlich kranken Gemahlin aufs Land holen zu lassen. Van Geuns, schon im Begriff, in den Wagen zu steigen, fragt den Kutscher, ob der Weg gut sei. Dieser entgegnet, der Weg sei schlecht; van Geuns springt wieder aus dem Wagen, befiehlt ihm, nur heim zu fahren und zu sagen, er käme nicht. — Pikanter ist folgende, freilich schon bekannte Anekdote. Van Geuns wurde wegen der Krankheit des jungen, nachher auch mit Tod abgegangenen Prinzen an Ludwig Buonaparte's Hof gerufen, erschien aber, als Mennonit, ohne Degen, was durchaus gegen die Hofetikette war. Die Hofdienerschaft wollte ihn abweisen; van Geuns erklärte, er sei gerufen; man bemerkte ihm, daß er ohne Degen nicht vorgelassen werden könne; der alte Mann entgegnete aber nach seiner trocknen Weise: „Ich komme nicht um todt zu schlagen, sondern vom Tode zu retten!“

die Kenntniß der Anfangsgründe (wenn solche Anfänge Gründe genannt werden dürfen) der griechischen und hebräischen Sprache, und waren nun vollkommen befähigt zur Universität.

Die Bürgerschulen sind ungefähr auf demselben Fuße eingerichtet, wie in Deutschland und, wie dort, von sehr ungleichem Wirken und Werthe. — Dazu kommen noch viele Spezialschulen, wie z. B. die Militärschule in Delft, das vom Admiral Kingsbergen gegründete Kollegium, die Schiffahrtschule in Amsterdam, das Taubstummen-Institut in Gröningen u. s. w. — Für die Mädchen ist durch sogenannte Pensionen und die Klosterschulen (des écoles chrétiennes) in Brüssel, Gent und Oudenarde gesorgt.

Das Königreich der Niederlande hat sein königliches Institut (königl. Gesellschaft der Physik und Naturgeschichte; königl. holländische Gesellschaft; königl. Gesellschaft der Geschichte und Alterthumskunde; königl. Gesellschaft der schönen Künste), eine königl. Akademie der Wissenschaften zu Brüssel, die aber mit allen ihren Mitgliedern, Ehren- und korrespondirenden Mitgliedern, wie auch anderswo wenig ins Leben der Wissenschaften eingreifende Thätigkeit entwickeln. Von großer Wirksamkeit dagegen sind die zahlreichen literarischen Gesellschaften zu Utrecht, Harlem, Amsterdam, Leyden, Gröningen, Rotterdam, Middelburg u. s. w., wiewohl viele darunter ohne allen wirksamen Einfluß, ohne zweckmäßige Thätigkeit sind; wieder andere, wie die Gesellschaften der freien Künste, oft nichts weiter als gewöhnliche Zeichnungsschulen sind.

6.
Handel.

Es wäre eine tadelnswerthe Anmaßung, wenn ich über Hollands Handel und Handelssystem, über das Aufblühen und den Verfall desselben nach eigenen Ansichten reden wollte; ich habe weder über den Handel überhaupt so reiflich gedacht, noch den von Holland so ins Detail studiert, daß ich mir erlauben dürfte, ein der Berücksichtigung würdiges Urtheil darüber fällen zu können. Was ich über diesen wichtigen Punkt hier einschalte, sind Andeutungen, entlehnt aus Unterredungen mit Männern, welche über diese Umstände zu urtheilen wohl berufen wären.

Holland ist noch immer reich zu nennen; ob und wie lange ihm dieser Reichthum noch bleiben werde, das ist eine andere Frage, wichtig genug, unser Nachdenken zu beschäftigen. Holland dankt seinen Reichthum, seine Macht und sein Dasein, möchte ich sagen, dem Handel; mit dem Sinken des Handels sinken auch diese. Wenn das Bewußtsein der Tugend und Schuldlosigkeit im Unglücke Trost gewähren kann, so darf Holland Trost darin finden, sein Unglück nicht durch Verirrungen und Lasterthaten herbeigeführt zu haben, wenn wir es auch von Irrthümern nicht ganz freizusprechen vermögen. Holland an sich ist noch, was es in den Tagen seiner stolzesten Blüthe gewesen ist; Liebe zur Arbeit, Häuslichkeit, der Geist der Ordnung und Erhaltung ist noch heimisch; Holland leidet nicht, weil es freventlichen Veränderungen sich hingegeben, sondern weil Alles rund um dasselbe sich geändert hat.

Hollands Macht und Reichthum ist ausgegangen 1) von dem Häring- und Stockfischfang, 2) seinem Zwischenhandel und 3) seinen Kolonien in Ost- und West-Indien und dem fast ausschliessenden Handel mit Gewürzen und Kolonialwaaren.

Karl V bewies, wie richtig er den Einfluß der Häringsfangs auf Hollands Wohlfahrt zu würdigen wußte, indem er Beukelz ein Denkmal errichten ließ, das die Dankbarkeit der ganzen Nation aussprach. Der Häringsfang brachte Jahrhunderte lang nicht nur bedeutende Summen ins Land, sondern war für die holländischen Matrosen die trefflichste Schule; ohne diese Schule hätten die Ruyter und Tromp ihre Siege nicht erfochten, Holland seine Seemacht nicht so furchtbar machen können. Der Häringsfang, sagt der kluge und große Rathspensionär Jan de Witt, hat uns hundert und fünfzigtausend Matrosen gebildet, beschäftigt und erhalten. Die Generalstaaten nannten die Häringsfischerei in ihren Verordnungen oft Hollands Peru, und das mit vollem Recht; seit dem Jahr 1770 aber fing dies Peru an sich zu erschöpfen. Während zu Anfange des siebenzehnten Jahrhunderts in drei Tagen fünfzehnhundert Schiffe auf den Häringsfang aussegelten, während damals dreimalhunderttausend Tonnen Häringe verkauft wurden, hat man jetzt kaum schwache Anfänge von einem Häringshandel. Dasselbe gilt vom Kabeljau. — Auf den Stockfischfang, der allein die kühnsten Matrosen bildet, segelten noch im Jahr 1771 über hundert und fünfzig Fahrzeuge aus; zehn Jahre später etwa sechszig, und seit einigen Jahren sind Belohnungen kaum im Stande, ein paar Fahrzeuge zu diesem Endzwecke aussegeln zu machen. Diese Angaben allein können zureichen, die ungeheuern Verluste zu rechnen, welche Holland erlitten hat.

Man hat die Holländer oft die Handelsfaktore von Europa genannt. In der That waren sie es auch Jahrhunderte hindurch. Die Portugiesen, welche alle Meere von Ostindien beherrschten, die Spanier, die Herren der neuen Welt waren, hatten keinen Handel; sie waren seefahrende Eroberer, aber nicht Kaufleute. Die Flaggen der Holländer bedeckten die Meere, die Erzeugnisse der mitternächtlichen Länder nach dem Süden, die der mittäglichen nach dem Norden zu verfuhren. Jetzt war ihnen der Norden und Süden tributbar; der Ertrag alles Handels floß in ihre Kassen. Die Holländer haben von diesem Handel weniger gesprochen, als von ihrem Häringsfang; unstreitig nur aus kluger Vorsicht; denn machten sie die Welt auf ihren Gewinn aufmerksam, so mußten sie ihn verlieren. — Indeß wurden es die Nationen doch gewahr, wie sie alle an Holland tributbar waren; Cromwell gab durch seine Schiffahrtsakte den Stoß, die Nationen wachten auf und Hollands ungestörter Handel war dahin.

Indeß haben die Holländer doch noch immer einen Theil dieses Handels sich erhalten, Hollands Lage sichert ihnen noch lange den Kommissionshandel, wenn nicht ein schlechtberechnetes Zollsystem *) auch diesen letzten Schatten von Welthandel ihm noch entzieht.

*) Das neue von Wichers ausgeheckte Mauthsystem legt dem Handel ungeheure Hindernisse. Ich rede hier nicht von dem Persönlichen, von der Rohheit der Mauthsoldaten, der Verschrobenheit der höhern

Den höchsten Punkt von Macht und Reichthum erreichte Holland, als es in Ost- und West-Indien Niederlassungen anlegte. Jener König von Persien, der, als man ihm erzählte, daß Ludwig XIV Holland erobert habe, verwundernd ausrief: „Wie konnte Ludwig XIV Holland erobern? In meinem Hafen von Ormus sehe ich dreißig holländische Schiffe, wenn ich von ihm eines sehe!" hatte so unrecht nicht. Die Holländer vertrieben die Spanier und Portugiesen aus allen Meeren und dem Festlande von Asien und durchschwärmten den indischen Archipel, die Häfen von Arabien, Indien, China und Japan mit ihren Schiffen. Das kleine Völkchen war durch Thätigkeit und klugen Fleiß, so zu sagen, weltherrschend geworden. Da sie mit ihren Waaren nicht auch herrsch- und bekehrungssüchtige Missionäre einführten, um nichts als den Handel sich kümmerten, so waren und blieben sie auch im Orient wohlgelittene Kaufleute. Holland allein pflanzte und führte jene köstlichen Gewürze herbei, die, näherten sie sich dem Texel, sich in Gold verwandelten. — Das alles ist, wo nicht gänzlich, doch hauptsächlich seit Jahren dahin. Großbritannien hat in Ostindien ein großes Reich gegründet, und Holland keine andern Kolonien dort, als die ihm England großmüthig zurückgab, das Vorgebirg der guten Hoffnung ist in Englands Händen, England beschifft alle Meere und schreibt auf demselben das Gesetz vor.

Hollands jetziger Handel geht von dessen günstiger Lage zwischen den nördlichen und südlichen Meeren und dem Ausflusse des deutschen Rheins aus. Diese Lage sichert ihm den Mittel-

---

Beamten, die nicht selten, ein Auswurf anderer Stände, hier Aufnahme gefunden und persönliche Verachtung, in der sie gestanden, auf Amt und Stand übergetragen; nicht von empörenden Vorfällen, von denen so manche mir während eines längern Aufenthalts unweit der Zollinie bekannt geworden sind, sondern von dem Systeme. Eine Linie, deren Unterhaltung ungeheure Summen kostet, liegt wie eine Kette um das ganze Land, den innern Gebrauch und den Durchgangshandel besteuernd und durch die lästigsten Formen verscheuchend. Ich wohnte längere Zeit an der Hauptstraße, die aus Deutschland nach Amsterdam führt, einer Straße, die sonst mit Lastwagen bedeckt war, auf der jetzt aber kaum alle vier bis fünf Tage ein Karren sichtbar wird. Gesetze, welche die öffentliche Meinung, die Gesinnung selbst der Bessern gegen sich haben, sind die verderblichste Krankheit eines Staates, ein Peststoff, der verzehrend um sich greift; die strenge Handhabung derselben, wie das Uebersehen der Vergehen, Beides schadet; und ein Drittes ist unmöglich. So der Schleichhandel. Niemand sieht ihn als Verbrechen an, Niemanden entehrt er, Niemand fordert die Handhabung der Gesetze; darum er entweder offen und mit Gewalt oder geheim und nicht minder ergiebig getrieben wird. Ich weiß aus eigener Erfahrung, daß man jedes Erzeugniß des Auslandes um die Hälfte der Eingangskosten ins Haus geschmuggelt erhalten konnte; welcher Kaufmann widersteht solcher Versuchung? Wer soll für Tücher zwölf Prozent Eingangszoll bezahlen, der um vier Prozent sie vor die Thür geschmuggelt erhalten kann? So verfehlen diese strengen Auflagen selber den Zweck, innere Fabrikation zu heben; die tyrannischen Förmlichkeiten, der Schaden, den die Waaren nicht selten durch die Untersuchung erleiden, verscheucht den Durchgangshandel; nur weil dem Deutschen fast kein Meer erreichbar ist, muß er noch diesen Weg beibehalten.

handel, so lange es ihn besitzen will, und den Zwischenhandel mit Deutschland. Leider hat man bei den letzten Friedensunterhandlungen, wo so Vieles zerrissen und neugestaltet worden, die geistreiche Idee des Hrn. Professor Lips über die Flußgebiete nicht beachtet (wann kann denn auch ein Stubengelehrter Beachtenswerthes sagen?), und verband Holland, das an der Mündung des größten deutschen Stromgebietes liegt, dem deutschen Stammlande auf keine Weise.

7.

Armenwesen.

Die Besitzthümer sind, wie schon erwähnt worden, hier höchst ungleich vertheilt. Das Königreich der Niederlande ist reich, nicht weil Alle etwas, sondern weil Viele gar nichts haben, also Einige destomehr haben können. Fabriken, Handel und großes Grundeigenthum bestehen neben der bittersten Armuth und begünstigen dieselbe. Der Fabrikant ist reich, weil ihm Tausende seiner Arbeiter ihren kleinen Gewinn überlassen müssen; der Handel, unzuverlässig, kann bei neuen Konjekturen Tausende von arbeitsamen Händen ausser Nahrung setzen; nur die ewige Mutter Erde theilt Allen gleichmäßig ihre Gaben aus, wo sich Alle brüderlich darein getheilt haben; hier aber ist großer Grundbesitz, darum auch wieder große Armuth. Nie ist mir auch die Noth in scheußlicherer Gestalt begegnet, als im reichen Utrecht; nie habe ich zahlreichere Bettlerhaufen gesehen, als Freitags in einigen niedlichen holländischen Landstädtchen. — Man betrachte den reichen brabantischen Fabrikanten, den reichen holländischen Kaufmann, den reichen geldrischen Grundeigenthümer, ja den Bauer, deren es hie und da einige gibt, die mehrere Tonnen Goldes im Vermögen haben, und dann folgendes, auf offizielle Angaben gegründetes Gemälde des Armenwesens:

Nord-Brabant zählt unter 294,000 Einwohnern 21,431 Hausarme, Süd-Brabant unter 441,000 Einw. 95,316, Limburg unter 292,000 Einw. 33,679, Geldern unter 249,000 Einw. 18,192, Lüttich unter 354,000 Einw. 48,758, Ost-Flandern unter 600,000 Einw. 69,184, West-Flandern unter 519,000 Einw. 78 947, Hennegau unter 430,000 Einw. 11,992, Holland unter 747,000 Einw. 101,951, Seeland unter 111,000 Einw. 7847, Namur unter 119,000 Einw. 19,717, Antwerpen unter 287,000 Einw. 19,001, Utrecht unter 107,000 Einw. 7853, Friesland unter 176,000 Einw. 15,356, Overyssel unter 147,000 Einw. 6637, Gröningen unter 135,000 Einw. 6444, Drenthe unter 46,000 Einw. 2153, und Luxemburg unter 214,000 Einw. 5367, die Unglücklichen, welche die öffentliche Wohlthätigkeit nicht in Anspruch nehmen, ungerechnet. Zur Unterstützung dieser Armen sind Dotationen zu dem Ertrage von 2 451,878 fl. da, deren Ausfall durch Kollekten, Unterzeichnungen der Gemeinden und die Beiträge von Staatswegen gedeckt

wird. *) Die Administration der Armenfonds kostet nicht weniger als die ungeheure Summe von 395,069 fl.

Ausser diesen Hausarmen wird noch ein großer Theil von Armen in den Armenhäusern (Godshuizen) unterhalten. Die Zahl dieser Stiftungen beläuft sich auf 710, wovon auf die Provinz Holland allein 250 kommen, auf Luxemburg dagegen nur 2. Diese 710 Stiftungen sind zu dem Ertrag von 2,199,822 fl. dotirt, nämlich die 250 in Holland haben 300,000 fl. Einnahme, 4 in Drenthe 1100 fl., 2 in Luxemburg 9859 fl., 4 in Namur 72,577 fl., 25 in Utrecht 49,952 fl., 14 in Seeland 29,034 fl., 38 in Süd-Brabant 353,153 fl., 54 in Geldern 226,905 fl. u. s. f. Die Kollekten zu diesem Behufe haben aufgebracht 217,458 fl., nämlich in Holland 115,362 fl., in Drenthe 1000 fl., in Luxemburg 230 fl., in Namur nichts, in Utrecht 1627 fl., in Seeland 3611 fl., in Süd-Brabant nichts, in Geldern 2246 fl. u. s. w. Die Gemeinden zahlten an Unterstützung dazu 1,531,767 fl., nämlich in Holland 1,180,952 fl., in Drenthe 2200 fl., in Luxemburg 321 fl., in Namur 5603 fl., in Utrecht 6293 fl., in Seeland 67,438 fl., in Süd-Brabant 53,865 fl., in Geldern 4250 fl.; der Staat dagegen 3785 fl., nämlich 1890 fl. für Lüttich und 1895 fl. für Holland. Der Totalertrag war 3,952,832 fl. Nach Abzug der Lasten und Verwaltungskosten, die 678,308 fl. betrugen (nämlich in Holland von 1,599,198 fl. — 266,513, in Drenthe von 4300 fl. — 780, in Süd-Brabant von 407,018 fl. — 104,562 fl. u. s. w.) wurden davon in Holland 16,556 Menschen, in Drenthe 226, in Luxem-

*) Zur bessern Uebersicht der Unterstützungen für die hausgesessenen Armen mag folgende Tabelle dienen.

Provinzen.	Administration.	Dotationen.	Kollekten.	Subsidien der Gemeinden.	Subsidien des Staats.
Nord-Brabant	205	141,700 fl.	30,514 fl.	31,890	1125 fl.
Süd-Brabant.	336	403,500	74	—	
Limburg	341	141,813	3,233	244	
Geldern	255	85,524	92,552	21,350	
Lüttich	360	103,239	3,584	34,707	
Ost-Flandern	255	321,307	54,745	96,868	
West-Flandern	249	224,541	38,935	179,098	568
Hennegau	417	319,845	4,076	11,078	
Holland	706	266,635	358,083	581,450	2160
Seeland	191	49,931	63,038	28,014	
Namur	246	36,570	305	2,147	
Antwerpen	143	121,036	21,753	83,541	
Utrecht	137	53,551	81,868	35,497	603
Friesland	86	113,271	157,180	196,382	
Overyssel	113	34,067	57,968	18,870	
Gröningen	103	24,971	124,483	12,971	98
Drenthe	41	4,308	28,233	266	
Luxemburg	17	10,932	4,116	945	
	4234	2,451,578 fl.	1,125,148 fl.	1,338,613 fl.	4554 fl.

burg 262, in Namur 620, in Utrecht 559, in Seeland 986, in Süd-Brabant 2556, in Geldern 1646 unterhalten, so daß in Holland die Person 80 fl., in Drenthe nur 15 fl., in Luxemburg 33, in Namur 98 und in Süd-Brabant 120 fl. kostete. — Der Staat läßt diesen Stiftungen nur Unterstützung zufliessen, weil die Gemeinden für den Augenblick ausser Stande sind, diesen Stiftungen zu Hilfe zu kommen. — Unter den Lasten und Administrationskosten, deren Betrag der Größe wegen überraschen dürfte, sind auch die Unterstützungen begriffen, die einige Stiftungen an Schulen und Arbeitshäuser zu leisten haben.

Endlich muß ich noch der Findelhäuser (Gestichten voor Vondelingen en verlaten Kinderen) erwähnen. Es haben zehn Provinzen neunzehn solche Häuser; West-Flandern hat deren allein vier. In diesen Häusern wurden 13,556 Kinder aufgenommen, nämlich in das zu Amsterdam 4419, in die in West-Flandern 412, in Süd-Brabant 2470, in Antwerpen 2400 u. s. w. Die Einnahmen dieser Häuser ruhen theils auf liegenden Gründen und Renten (48,455 fl.), theils rühren sie von Subskriptionen der Gemeinden her, wie z. B. in Amsterdam 290,277 fl. subskribirt waren; 400,000 fl. gibt der Staat dazu. In Amsterdam kostete ein Kind 95 fl., in West-Flandern 48 fl., in Antwerpen 31 und in Lüttich nur 26 fl.

Armenschulen zählte das Königreich 197, welche mit 66,531 fl. dotirt sind, wovon auf Ost-Flandern allein 30,000 fl., auf West-Flandern 20,000 fl. kommen. Uebrigens unterhalten sich diese Schulen aus Beiträgen der Gemeinden, Armensteuern u. s. w. Man zählte darin 28,630 Lehrlinge, nämlich in Holland in 31 Schulen 14,018, in Ost-Flandern in 9 Schulen 487, in West-Flandern in 6 Schulen 465. Die Unterrichtskosten in den 197 Schulen betrugen 182,5,4 fl.

Das Verhältniß der Armen zur ganzen Bevölkerung ist im Allgemeinen wie 1 zu 9, in einigen Provinzen wie 1 zu 45, in andern dagegen wie 1 zu 5. Man darf aber zuverlässig annehmen, daß wenigstens der achte Mensch ein Armer ist, der auf der Andern Kosten erhalten werden muß. Und dies widernatürliche, traurige Verhältniß nimmt in einem schaudererregenden Maaße zu. Die Bevölkerung hat seit einigen Jahren, wie ich mich in Bezug auf die Provinz Geldern durch offizielle Tabellen überzeugt habe, auffallend zugenommen, ohne daß die Erwerbszweige sich vervielfältigt hätten, wie ein wohlunterrichteter Mann mir gründlich nachwies. Man hegt für den nächsten Winter schon wieder große Besorgnisse, weil der Arbeitslohn unverhältnißmäßig herabgesunken ist, der Taglöhner also ausser Stande war, den Sommer über zu verdienen, daß er im Winter mit seiner Familie leben könnte.

Dr. Pfeilschifter.

Ist es wahr, daß die hohen schweizerischen Alpen seit einer Reihe von Jahren rauher und kälter geworden sind?

(Schluß.)

Die geringe Höhe und Zahl der Wälder oder Gandecken, die die Mündungen der Gletscher in die Querthäler umgeben, ist als Beweis angeführt worden, daß seit der Bildung der Gebirge der Erde kein so langer Zeitraum verflossen, als gewöhnliche Vermuthungen und Ueberlieferungen angenommen. Wer aber zählt, wie lange die Gletschermassen in den höhern Eisthälern eingeschränkt blieben, ehe sie durch die Querthäler sich Bahn gebrochen? und wer zählt, wie lange und wie hoch die Gletscher sich aufthürmten, ehe ihr Stoß und ihre Reibung die Felsenabstürze nach den tiefsten Thälern verflächt hatte? Gandecken entstehen wohl nur da, wo der Druck zusammenhängender, vorrückender Gletschermassen die Felstrümmer an ihrem Fuße anhäuft, nicht wo die Gletscher die Höhe der Felskämme, die von tiefern Thälern trennen, erreichen und über diese als Eislawinen abstürzen.

Wenn hier vorausgesetzt worden, daß die Wirkung der Lawinen und der Stoff der Gletscher nach und nach in weit entfernter Folge der Zeiten dahin wirken müsse, größere Massen des Eises der höhern Thäler den tiefern zuzuführen; wenn die Wahrscheinlichkeit am Tage liegt, daß in kommenden Jahrhunderten die Zahl mit Eis überführter Thalgründe und Alpweiden sich vermehren werde, so wird eben diese Wirkung der Lawinen dieses langsame, aber unablässige Wirken der Eislasten in noch spätern Zeiten die Ursache allgemeinern Rückzuges der Gletscher aus den tiefern Thälern werden, wenn die Kolosse, die jetzt noch mehrere tausend Fuß hoch sich aus den Gletschern erheben, zertrümmert sind und nicht mehr durch Lawinen die höhern Eisthäler erfüllen.

Ein französischer Naturforscher, Beobachter der Pyrenäen, vermuthet, daß ein Jahrhundert hinreiche, die nackten Gipfel der höchsten Felsen um einen Fuß zu erniedrigen.

Doch nicht von Zertrümmerung im Laufe von Jahrtausenden gebührt uns zu sprechen im Angesicht dieser Kolosse, die aufrecht blieben, als wiederholt die Grundfesten der Erde erbebten und in dem einbrechenden Ozean die Schöpfungen belebter Wesen untergingen; — vor diesen Kolossen, die vielleicht auch dereinst das Menschengeschlecht verschwinden sehen, das umsonst sich anstrengt, das Räthsel des Weltenbaues zu lösen.

Beinahe in allen Alpenthälern melden alte Sagen von Blümlisalpen, die vormals grüne Weiden gewesen und nun von Gletschern bedeckt sind.

Die Gleichheit der Benennung für so verschiedene, entfernt von einander liegende Thalgründe und für mehrere Gebirge, die hoch über der gegenwärtigen Grenze des Pflanzenlebens stehen, beweiset das Alterthum der Sagen, und der allgemeine Volksglaube die Wahrheit der Thatsache, daß die Gletscher sich ausdehnen, wenn gleich dieser allgemeine Glaube vielleicht oft

die einzelnen Sagen selbst erzeugt, diese Sagen also mehr im unbestimmten Glauben, als in treuen Ueberlieferungen den Ursprung genommen. Es liegt auch in der Natur des Menschen, der so leicht das Uebel, das vorübergegangen, vergißt, auf den die Gegenwart drückt und dem die Zukunft das Bessere nicht verspricht, im Rückblick der Geschichte oder des eigenen Lebens, getäuscht durch seine Sehnsucht, auch da beblümte Flächen zu sehen, wo immer auf leblosem Gestein die Eisdecke gelegen. Aber wenn je vor dem letzten Rückzug der Meere die Blümlisalpen des Stäbliberge, des Kienthals, des Lauteraars und so viele andere, von denen die Sagen sprechen, grünende Weiden gewesen sind, so liegt die Zeit ihrer Verwandlung wohl hinter allen menschlichen Ueberlieferungen zurück.

Mehr als die alten Sagen von Alpen, die jetzt mit Gletschern bedeckt, aber wohl immer über der Grenze der Vegetation oder unter Lawinenzügen gelegen sind, beweisen die Verbindungswege, die ehemals zwischen den Eisthälern offen und nun mit Eis bedeckt sind. Würde die Ausbreitung der Gletscher und ihr abwechselnder Rückzug nur von den Schneelasten einiger Winter und der Hitze darauf folgender Jahre abhängen, die durch jene geschlossene Verbindung hätte sich mit dieser wieder geöffnet, so wie von den entferntesten Gandecken die Gletscher sich bisher immer wieder zurückgezogen. Aber jene Straßen sind und bleiben seit zwei Jahrhunderten geschlossen, nicht durch Anhäufung der Eismassen überhaupt, sondern durch Zertrümmern und Zerklüften der höchsten Eisbecken, die, je mehr und je tiefer ihre Ränder ausgekerbt werden, je höher die tiefern Eisthäler sich füllen, je gewaltiger auch hier der Stoß der Gletscher gegen die Felswände erfolgen muß, längs denen die Verbindungsstraßen zogen.

Die Masse der Gletscher im Mittel auf einander folgender Jahrhunderte, wenn die Vergleichung möglich wäre, könnte der Maasstab steigender oder fallender Temperatur auf den hohen Alpen sein, nie aber, wie schon bemerkt, die Verbreitung dieser Gletschermasse. Daß die Pässe gegen Wallis und Italien seit Jahrhunderten, zum Theil seit Jahrtausenden offen stehen, beweiset nicht nothwendig, daß hier eben so lange die Temperatur sich gleich geblieben, so wie, wenn aus den angrenzenden Eisthälern die Gletscher sich in die Alpenpässe gezogen und sie verschlossen hätten, nicht die Erniedrigung der Temperatur sich aus dieser Ausbreitung der Gletscher folgern ließe. Die größten Verbindungsstraßen zwischen der Schweiz und Italien laufen durch vertiefte Einschnitte der Längenthäler, deren Felsenhänge (wie meistens in Querthälern) zu steil sind, um vielen und großen Lawinen Halt zu geben und die Entstehung großer Gletscher hier zu begünstigen.

Aus den oben über die Ausbreitung der Gletscher in die tiefern Thäler angeführten Thatsachen erhellet, daß, ungeachtet der so ausserordentlich schneereichen Winter von 1816 und 1817 und der darauf gefolgten so heißen Jahre von 1818 und 1819, dennoch mehrere Gletscher nicht ihre ältesten und entferntesten Gandecken erreicht haben. Wenn nun in diesem Versuch angenommen worden, daß die Ausbreitung der Gletscher vorzüglich dem Zertrümmern ihrer Scheidewände zwischen den höchsten und den tiefern Eisthälern und dem Verflächen ihrer felsichten

Unterlagen zuzuschreiben sei, so scheint diese Erklärung mit jener Thatsache im Widerspruch zu stehen, da seit dem Zeitpunkte, wo die Gletscher sich von ihren entferntesten Sandecken zurückgezogen, das Zertrümmern dieser Scheidewände gewiß vorwärts gegangen, die Ausbreitung der Eismassen mithin auch in Progression erfolgt und die Gletscher die entferntesten Sandecken in jenen so schneereichen Jahren überschritten haben müßten.

Ohne Zweifel ist aber in den verflossenen Jahrhunderten die Menge des gefallenen Schnees überhaupt größer, als in den letztvergangenen Zeiten gewesen, da in waldreichen Ländern die Menge des Regens und des Schnees immer größer ist, als unter gleichen Umständen in Ländern, die von Wäldern entblößt worden. Wie sehr nun auf unserm Hochgebirg die alten Wälder sich vermindert, ist eben so aus den Thatsachen klar, die oben dargestellt worden sind. Der trockner gewordene Luftkreis, die Folge der Waldentblößung, wirkt auf den Alpen der Ausbreitung der Gletscher, jedoch in geringerm Maase, entgegen, als hingegen das Zertrümmern der Felsenufer der Gletscher diese Ausbreitung begünstigt.

Oben ist bemerkt worden, daß ein Mühlenzins auf einer Alp gehaftet; öfter auch werden noch Mühlensteine auf dem Gebirg auf Höhen gefunden, wo nun kein Korn mehr gebaut wird. Bekannt ist auch, daß der Vogt von Landenberg dem Melchthaler seine Ochsen vom Pflug nehmen ließ, in einem Thale, wo nun sich kein Pflug, oder doch kein Kornbau von Bedeutung mehr findet. Diese Thatsachen aber beweisen nicht, daß durch Erkältung unser Gebirg zum Kornbau unfähig geworden; es sind die veränderten landwirthschaftlichen und merkantilischen Verhältnisse des Hochgebirgs, die hier den Kornbau weniger vortheilhaft und also unbedeutender gemacht haben.

Die flüchtige Betrachtung unsrer Gebirgshänge zeigt, daß die mehrsten aus Schutthalden der Vorzeit bestehen, die fast überall, wo sie nicht mit Wäldern bewachsen, mit Rasen bekleidet sind. Auch jetzt noch überwachsen häufig Schutthalden, die unter unsern Augen entstanden, allmälig mit Rasen, sobald der Schutt zum Stillstand gekommen, besonders in der Region der Wälder, oder an Halden, wo durch herablaufende Felsvorsprünge größerer Schutz vor Winden, und die Gräser, sicher vor dem weidenden Vieh, leichter ihre Samen reifen, und diese Samen durch Windstöße leichter auf die entblößten Schutthalden getragen werden können. Auf hohen Bergrücken aber und an Halden, die über der Waldregion schutzlos gegen die Stürme stehen, ist die Wiederbesamung schwieriger, und der Rasen stellt sich, unter Umständen, die oben bezeichnet sind, gar nicht oder nur nach langen Zeiträumen wieder her.

Das Verschwinden des Graswuchses und die Verbreitung der Lichenen an dessen Statt, welches fast allgemein auf den höchsten Alpweiden beobachtet wird, müßte vorzüglich auf den Schafalpen auffallend werden, die höher, als die Kühweiden, sich über die Grenze des Holzwuchses, und öfters höher als die Eisfelder sich erheben; allein obgleich allgemein von den Schafhirten geklagt wird, daß der Graswuchs sich verschlimmere, so ist doch vielleicht diese Abnahme des Pflanzenwachsthums auf den Schafalpen nicht im Verhältniß derjenigen, die auf

den höchsten Kuhalpen beobachtet wird. Die hohen Käse- und Heu-Preise haben überhaupt der Vermehrung der Schafzucht in den Alpenthälern, die dem Verfasser nahe liegen, entgegengewirkt, und in dem Verhältniß, als die Zerstückelung des Landes in den Thalgründen vor sich geht, muß auch die Schafzucht abnehmen. Es werden daher seit langer Zeit die mehrsten Schafalpen mit einer weit geringern Anzahl von Schafen betrieben, als die Seyung und ihre Ausdehnung es gestatten würde. Dieser Umstand hat für die Erhaltung der Vegetation einen günstigen Einfluß, und hebt den Nachtheil zum Theil auf, den die Weide der Schafe überhaupt für den Kräuterwuchs auf jenen unwirthbaren Höhen mit sich bringt, da die Art dieser Thiere, das Gras dicht auf der Wurzel zu fassen und abzuweiden, nicht nur die Stärke des Wuchses einzelner Pflanzen schwächt, sondern öfter zur Folge hat, daß Kräuter mit den Wurzeln aus der Erde gerissen werden, und so der Rasen auf Bergrücken, wo er ohnedies schon dünn aufliegt, vollends zerstört wird.

Wo die Schafalpen niederwärts an die Kuhalpen grenzen und mit diesen den nämlichen Besitzern gehören, weiden die Schafe noch eine Zeit lang auf den Kuhalpen, sobald hier die Sennen abgefahren sind, und tragen zur Schwächung des Graswuchses von diesen bei.

Die Schwächung des Graswuchses auf den Kuhalpen dann ist aus dem Grunde noch nicht so fühlbar geworden, weil auf den tiefern Bergrücken, wo noch jetzt der Waldwuchs reicher ist, die Rothtannen ausgerottet wurden, wo nur irgend Hoffnung war, dadurch die Weiden zu vergrößern, ohne die Alp ganz von Holz zu entblößen, und diese theilweisen Umwandlungen der Waldgründe in Weiden sind auf vielen Alpen Ursache gewesen, daß, ungeachtet der geschwächten Vegetation in den höhern Regionen, die Seyung noch nicht tiefer gesetzt werden mußte.

Wenn überhaupt nach den angeführten Thatsachen die Degradation der höhern Alpen, und besonders die Schwächung ihrer Vegetation, nicht bezweifelt werden kann, so fragt es sich, ob diese Schwächung in steter Progression nun vorschreite, oder ob sie vielleicht in Folge kosmischer, auf eine Reihe von Jahren wirkender, dann aber vorübergehender Einflüsse statt finde.

Daß die Zertrümmerung der hohen Felsen der Alpen, wie jedes andern Hochgebirgs, vorschreitend und in Folge von Ursachen geschehe, die unter unsern Augen wirken, und daß der Einfluß dieser Zertrümmerungen auf das Pflanzenleben nicht vorübergehend sein könne, das liegt am Tage. Aber wird auch das Pflanzenleben auf jenen Höhen sich wieder herstellen, das, wo weder Gletscher, noch Lawinen, noch Steinfälle hinreichen, doch so sichtbar von den Alpen schwindet? Werden Jahre, wie die von 1818 und 1819, wenn sie sich noch öfter in dem begonnenen Jahrhundert wiederholen, wenn nie hingegen die Jahre von 1816 und 1817 wiederkehren; werden so günstige Einflüsse nicht die geschwächte Lebenskraft der Pflanzen wieder herzustellen vermögen?

Ein verdienter Schriftsteller, dem wir die genauere Kenntniß der nordischen Natur verdanken, spricht von Erscheinungen veränderten Klima's in Norwegen, ähnlich derjenigen, die

wir oben geschildert haben. Bei Drontheim, in Helgeland, in Senjen ist die Erntezeit in der alten Leute Jugend gewöhnlich von der jetzigen um acht Tage, ja bis vierzehn Tage verschieden. Bei Drontheim wurden sonst Früchte gewonnen; jetzt (1809) schon seit langer Zeit nicht mehr. In Hardanger zeigt man an einigen Bergen des hohen Folgefonden kleine, anfangende Gletscher, von denen vor mehrern Jahren keine Spur war, und jetzt vergrößern sie sich sichtlich. Die Bergspitzen am Tielesund waren sonst alle Jahre schneeleer; nun seit vielen Jahren verlieren sie den Schnee niemals mehr u. s. w.

Aber schon vor Jahrhunderten hatten ähnliche Erscheinungen statt, ohne daß die Erkältung des Klima angehalten. Unter Harald Graafelds Regierung im Jahr 960 lag der Schnee über das ganze Land Norwegen bis tief in den Sommer hinein, und in ganz Helgeland war an keine Aernte zu denken. Der Dichter Evind Skaldaspiller ergoß sich in Klagen über die veränderte Natur, da er in Mitte des Sommers aus seinem Hause den tiefen Schnee betrat. Doch es kehrten die guten Jahre zurück und die Aernten reiften wieder wie gewöhnlich u. s. w.

Auch in unsern Alpenthälern werden wieder Reihen milder Jahre auf die rauhen folgen, die nun vielleicht vorübergegangen sind. Oft werden noch die Gletscher sich zurückziehen und hier und dort auf rauhen Gebirgsrücken wird der Rasen sich wieder herstellen, der unter ungewöhnlichen Schneelasten verdarb; auch Bäume mögen auf tiefern Halden oder in geschützten Thalgründen wieder üppiger wachsen, die nun seit langer Zeit nicht mehr gediehen. Aber wo nach Zerstörung der schützenden Wälder die kältenden Winde oder der heftige Südwind herrschen, wo die fruchtbare Erde von abstürzenden Gewässern oder von Orkanen fortgeführt worden; wo kein Baumblatt und kein Pflanzenkörper mehr, in Fäulniß übergehend, die Pflanzenerde herstellt, kein Same mehr reift, oder immer durch Windeswehen nach den Tiefen getragen wird; wo kein Baum mehr gedeihen will zum Schutze der geschwächten Lebenskraft; wo immer häufiger die Schneelawinen niederstürzen, mögen Jahrtausende vorbeifließen, ehe auf dem alternden Gebirg der alte Frühling wiederkehrt.

Doch es ist Zeit, die Schlüsse, die sich aus den angeführten Thatsachen und Betrachtungen zu ergeben scheinen, noch auszuheben und zu ordnen, ehe wir noch zum Schlusse dieser Darstellung die Hülfsmittel berühren, die menschlichen Kräften sich noch darbieten mögen, um diesen Zerstörungen unsrer hohen Alpen Grenzen zu setzen.

1. Es ist wenig Uebereinstimmung in dem Vorrücken und dem Rückzug der einzelnen Gletschermündungen in die tiefern Thäler.

2. Die Gletscher wachsen nicht nur in Folge schneerricher Jahre und darauf folgender heißer Sommer; sie wachsen auch in Folge der allmäligen Zertrümmerung ihrer Becken, und diese theilweisen Zertrümmerungen sind, nebst der Unregelmäßigkeit der Schneeanhäufungen durch Lawinen, die Ursache der unregelmäßigen Gletscherbewegungen.

3. Es ist kein Beweis da, daß überhaupt die Gletschermassen seit Jahrtausenden auf den hohen Alpen sich vermehrt haben; aber es ist Thatsache, daß diese Gletschermassen sich tiefer

und weiter ausgebreitet haben. Diese Ausbreitung der Gletscher aber beweiset nichts für die Abnahme der Temperatur.

4. Es läßt sich nicht beweisen, daß die Schneelinie überhaupt an den hohen Alpen tiefer ziehe, als vor Jahrhunderten. Die Schneelinie kann in einem oder in wenigen Jahren an einzelnen Berghängen oder Gebirgszügen steigen, und zugleich kann hier die Vegetationsgrenze fallen. Die Schneelinie läßt sich nicht allgemein bestimmen; sie steigt oder fällt durch Lokal-Einflüsse.

5. Die Schneelawinen entstehen nie auf Berghalden, die mit Wald bewachsen sind; sie sind in den Regionen der Baumvegetation, im Verhältniß größerer Zerstörung der Alpenwälder, häufiger und verderblicher geworden, beweisen hier aber nichts für die Abnahme der Temperatur. Daß über der Vegetationsgrenze unserer Pinusarten die Schneelawinen häufiger oder an Masse größer geworden, hat keine Wahrscheinlichkeit für sich.

6. Die Schwächung des Graswuchses auf den hohen Alpen ist Thatsache; der Rasen verschwindet und nach ihm die fruchtbare Erde, selbst da, wo weder Gletscher, noch Lawinen oder Felstrümmer diese Schwächung verursachen können. Sie ist vorzüglich auf den Alpen eingetreten, die hoch über der Waldregion liegen.

7. Der Rasen verschwindet vorzüglich da, wo nach schneereichen Wintern der Schnee im darauf folgenden Sommer nicht fortschmelzt; aber er verschwindet auch da, wo kältende Windströmungen oder auch das Wehen des Südwindes häufiger und heftiger wird.

8. Die Waldungen haben sich vorzeiten überhaupt beträchtlich höher, als jetzt, am Alpengebirg hinaufgezogen, und selbst im höchsten Saum der gegenwärtigen Waldgrenzen ist die Abnahme der Vegetationskraft sichtbar. Die Bäume werden hier nicht so groß, als sie vormals geworden; aber es ist kein Beweis da, daß die ehemalige höchste Grenze der Wälder höher gestanden, als jetzt noch ihre mögliche Grenze steht, wo Lokalumstände das Fortkommen der Bäume begünstigen.

9. Die Windströmungen sind da heftiger, wo die Waldungen geschwächt oder verschwunden sind, und diese Windströmungen und Windstöße entführen die fruchtbare Erde, die vom Rasen entblößt worden.

10. Es kann nicht bewiesen werden, daß die Temperatur der hohen Alpen niedriger, als vormals stehe, selbst da nicht, wo die Vegetationskraft sichtbar schwächer geworden. Es ist eher anzunehmen, daß die häufigern und heftigern Winde auf den hohen Alpen nicht allein durch Erkältung nachtheilig auf die Pflanzen wirken, sondern mehr noch durch Verflüchtigung des Humus und Entführung der Elemente der Pflanzennahrung, die in den untersten Schichten des Luftkreises der Gebirge je weniger sich anhäufen, je entblößter von Baumwuchs sie sich finden.

Die Hilfsmittel, der Verwilderung des Alpengebirgs und seiner lokalen Erkältung entgegen zu wirken, beschränken sich auf Erhaltung und Herstellung des Rasens der höchsten Alpenweiden und auf Erhaltung und Herstellung der Alpenwälder. Ueber Beides ist anderswo schon

ausführlicher gesprochen werden, und es wird hier nur so viel über diesen Gegenstand nachzutragen sein, als der Zusammenhang und die Uebersicht der Darstellung erfordert.

Die Wichtigkeit der Erhaltung des vorhandenen und die schnelle Herstellung des zerstörten Rasens auf den höchsten Alpen ist deswegen von der höchsten Wichtigkeit, weil auf hohen Bergrücken und auf steilen Halden das Verschwinden der Dammerde und aller fruchtbaren Erdschichten, die Entstehung mehrerer Lawinen und Erdbrüche, die Vermehrung der Steinfälle und gefährlicher Ueberschwemmungen in den Thälern, so wie das Verschwinden und die Abnahme der Alpenwälder häufig die unmittelbare oder entferntere Folge der Zerstörung des Rasens ist.

Würden die Samen derjenigen Alpenpflanzen, die in den höchsten Regionen ausdauern, in hinreichender Menge gesammelt und ohne Zeitverlust da ausgesäet, wo unter dem Schnee der Rasen verdorben, so würde in den mehrsten Fällen, wo die Abhänge nicht zu steil, dieser hergestellt werden können. Wo der Rasen nicht durch den Schnee, sondern durch rauhe Lüfte und Mangel an nahrenden Bestandtheilen der Luft und des Bodens, dünner wird und durch Lichenen verdrängt zu werden beginnt, da wird der Rasen durch Begießen mit Mistjauche, oder durch Dünger, wo es sein kann, leicht wieder belebt. Wenn nach verdorbenem Rasen auch die lockere, darunterliegende Erdschicht verschwunden, und nun nur zerbröckeltes, halbverwittertes Gestein die Felsen bedeckt, so wachsen auf diesem leicht die beiden köstlichsten Alpenkräuter, das Adelgras und die Mutteren, auf den rauhesten und wildesten Halden, unweit der Schneeregion, genügsam, wenn der magere Grund nicht zu dürr bleibt und durch sinterndes Quell- oder Schneewasser befeuchtet wird. Aber sowohl die Saaten der Alpenkräuter, als das Düngen des aussterbenden Rasens setzt Fortschritte in der Kultur der Alpen voraus, die einstweilen noch zu den frommen Wünschen gehören. Wo im Taglohn die Samen der Alpenkräuter zu jenem Zweck gesammelt werden müßten, würden freilich die Verbesserungen zu kostbar; aber wie leicht ernährt der Senn nicht seine Kinder auf den Alpen; wie leicht könnten nicht die Samen durch diese Kinder eingesammelt werden! in unsern Gebirgsgegenden um so eher, wo der Mangel zweckgemäßer Gegenstände der Industrie sehr oft für Entschuldigung der Trägheit dient. Das Düngen der höchsten Alpregionen, wo der Rasen zu verderben beginnt, hat größere Schwierigkeiten in der Abwesenheit oder in der Entfernung der Stallungen.

Der Emir Fakr-el-din pflanzte jenseits Barut in Syrien einen Pignolenwald, in der Absicht, das Klima dieser Stadt zu verbessern.

Wir sind, scheint es, im vaterländischen Gebirg von der Kenntniß des höhern Zieles der Forstwirthschaft noch weiter zurück, als dieser Türke war; denn zu ähnlichem Zweck ist auf den hohen Alpen seit Jahrhunderten noch kein Wald gepflanzt, aber Hunderte von Wäldern, die zur Verbesserung des Klima unsrer Alpweiden dienten, sind zerstört worden. Ueberhaupt scheint von dieser Seite die Waldkultur in der Schweiz noch zu wenig beachtet worden zu sein. Keine Alp und kein Thal unsers Hochgebirgs, und selbst kein größerer Bauernhof in den tiefern

Thälern ist, dessen Kultur und Erzeugnisse nicht gewinnen müßten, wenn auf der Seite und auf dem Standort Wälder oder Bäume angezogen würden, die den der Vegetation ungünstigsten Winden entgegenstehen. In Gebirgsländern, wo gewöhnlich die niedrigen Holzpreise keinen Waldbau lohnen, wäre es besonders von Wichtigkeit, wenn die Betriebsamkeit des Landmanns für jene so wichtige Bestimmung erregt werden könnte; für ein Land, dessen ökonomisches Bestehen auf der Viehzucht beruht, wird auch der Waldbau, selbst ohne die großen Zwecke der Klimatisirung und der Erzeugung des Brenn- und Baumaterials, von größerer Wichtigkeit, weil, wo mit Auswahl Bäume gepflanzt werden, der vermehrte Futter- und Streuertrag durch den Gewinn der Blätter den Vortheil elender Weiden aufwiegt, und Baumpflanzungen in gewissem Maase auf Berghalden, die den rauhen Lüften oder zu großer Sonnenhitze ausgesetzt sind, die Weide oft verbessern. Für unsern Brenn- und Bauholzbedarf haben wir überhaupt noch Bäume genug im Alpengebirg, wenn die Kunst des Holzsparens hier allgemeiner ausgeübt wird; aber sie stehen nicht da, wo sie stehen sollten, und unsre Alpenwälder bestehen nicht aus denjenigen Baumarten, die uns den größten Vortheil bringen würden. Freilich wird die Pflege und Herstellung des Rasens auf den hohen Alpen, und die Pflege und Herstellung der Alpenwälder sehr durch die Schwierigkeit beschränkt, den Rasen von Zeit zu Zeit, die jungen Wälder so lange vor der Weide sicher zu stellen, bis sie dem Zahn der Heerden entwachsen sind; und die Nothwendigkeit der Einfristungen fällt mit ihrer Schwierigkeit zugleich in die Augen. Allein auf den höchsten Alpen sind nur Schafe dem Rasen gefährlich, und nur da, wo Mangel an Weide ist oder diese Thiere in Uebermaas auf die Weiden getrieben werden. Dies aber ist auf unsern Schafalpen selten der Fall, und ohnehin wird, wo die Schafalpen hoch über der Waldregion liegen und nicht etwa trockne Mauern zum Schutz einzelner Weidebezirke errichtet werden können, das Nachdenken über die Einfristungen überflüssig.

Was von der Nothwendigkeit der Erhaltung des Rasens gesagt ist, steht nicht im Widerspruch mit der Darstellung der Vortheile des Aufbruchs. Auf steilen Halden soll der Rasen nie aufgebrochen werden, auf weniger steilen oder auf abgerundeten Gebirgsrücken, oder Verflächungen ist aber oft der Aufbruch des übriggebliebenen Rasens das Beding seiner Herstellung, wenn sogleich nach dem Aufbruch gedüngt und Gräser- und Kräutersamen auf die entblößte Erde gestreut werden können.

Der Mangel dieser Samen, die auf offenen Weiden immer vor der Reife abgeweidet werden, ist vorzüglich mitwirkende Ursache der Verschlimmerung vieler rauhen Alpen und der Folgen gewesen, die gewöhnlich aus der Zerstörung des Rasens entstehen.

Wichtiger werden die Einfristungen für die Erhaltung und Herstellung der Alpenwälder. Auf der Möglichkeit dieser Einfristungen auf den Alpen beruht überhaupt nicht nur jene Erhaltung; es beruht auf ihr die Möglichkeit der Verbesserung der Alpenwirthschaft, des ökonomischen und also auch des sittlichen Bestehens der Alpenbewohner, und sie ist das erste Beding, ohne welches nie der Verwilderung und Erkältung der Alpen da, wo sie wirklich statt findet, einige

Grenzen gesetzt werden können. Die Vermehrung von todten Zäunungen auf den Alpen aber würde die alten Wälder zerstören, um junge mit vermehrten Schwierigkeiten zu erziehen; alle Versuche, die zum Ziel haben, für Errichtung der Lebhäge auf dem Hochgebirg die passendsten Holzarten aufzufinden, sind demnach von der höchsten Gemeinnützigkeit.

Wo die Alpweiden mit Bruchstücken der Felsen bedeckt sind, werden trockene Mauern oft andere Einfristungen entbehrlich machen und, wie diese, den Luftzug brechen, der nachtheilig auf den Graswuchs wirkt.

Die wesentlichsten und einfachsten Regeln der Forstwissenschaft, die in unserm Gebirg noch überall ausser Acht gelassen sind, und deren Anwendbarkeit und Nutzen dem schlichtesten Hirten begreiflich gemacht werden könnte, würden in folgenden bestehen:

1. Die obersten Säume aller Alpenwälder und alle über den Waldgrenzen stehenden vereinzelten alten Bäume mit dem Hau zu verschonen.

2. Wenn von Alter abgestorbene, schadhafte oder noch gesunde Bäume in den höhern Regionen oder auf steilen Halden tieferer Alpen für Bauten gefällt werden müssen, die Stämme so hoch zu hauen, daß der bleibende Stock noch einige Fuß Höhe behalte, damit unter dessen Schutz wieder Bäume gesäet oder gepflanzt werden können und der Schnee auf steilen Halden durch diese Stöcke Halt gewinne, bis die jungen Bäume wieder herangewachsen sind.

3. Unter dem Schutz der höchsten, vereinzelt stehenden Schirmtannen, oder Arven, junge Arven da zu pflanzen oder zu säen, wo sie von dem alten Stamme gegen die heftigsten Winde gesichert sind, die kleinen Pflanzungen oder Saaten aber durch kurze, in den Boden geschlagene Pfähle von starken Tannenzweigen vor dem Zertreten des Viehes zu sichern.

4. Die Vermehrung der Arven möglichst zu befördern, da dieser Baum den Windstürmen am besten widersteht, die Windzüge am besten bricht, höher am Gebirge, als jeder andere Baum, wächst, und nie oder selten von dem Vieh benagt wird.

5. Auf steilen Halden der höchsten Bergregionen, wo ohne Gefahr die Kühe nicht weiden und Schneelawinen losgleiten könnten, die Alpenerle und den Girmsch auf Schattenseiten, den Alpenwachholder auf Sonnseiten durch Saaten zu vermehren, und dann, wenn diese Halden nicht über sechstausend Fuß hoch sind, unter dem Schutze dieser Gesträuche auf Schattenseiten die Arve, auf Sonnseiten die Lerchtanne durch Saat oder Pflanzung anzuziehen.

6. Durch Pflanzung der Arven, Lerchen- und Rothtannen in doppelten Reihen und durch Vervielfältigung der Lebhäge oder trocknen Mauern hohen Alpen einen künstlichen Schutz gegen die Winde, besonders gegen die Nord- und Westseiten, zu verschaffen.

7. Keinen Alpenwald kahl abzuhauen, vor Allem aus immer die Säume stehen zu lassen, und im Innern des Waldes, wenn derselbe auf Halden liegt, allen Holzwuchs auf Felsvorsprüngen und Felsgräten, die die Fläche herabziehend unterbrechen, mit dem Hau zu verschonen.

8. Auf jeder Alp Saatschulen für die passendsten Holzarten zur Erziehung von Pflänzlingen anzulegen.

Die Lebhäge und die Baumpflanzungen, die nicht eingefristet werden können, werden in den ersten Jahren der Anlage immer dem Zahn des Viehes ausgesetzt sein und leicht dadurch verderben. Am sichersten schützt sie dann das fleißige Bespritzen mit gegohrner Jauche, die aus den Stallungen geflossen. Nach den ersten Jahren werden die Setzstangen der Lebhäge und die Pflänzlinge hinreichend Wurzeln getrieben haben, um später ohne Lebensgefahr Beschädigungen von dem weidenden Vieh auszudauern.

Es ist offenbar, daß alle Vorkehrungen, die vorgeschlagen wurden, der Verwilderung des hohen Alpen Grenzen zu setzen, nur von langsamer Wirksamkeit sein werden; daß sie in der Gemeinweidigkeit vieler Alpen große Hindernisse finden müssen; daß sie von keinen Behörden durch zwingende Maasregeln durchgesetzt werden können, und daß, da sie gegen Trägheit und Vorurtheile verstoßen und dem Eigennutz selten in kurzen Zeiträumen zusagen, nur erst dann allgemein anwendbar sein werden, wenn der Sinn im Gebirg herrschend wird, der in der Liebe für das Gesammtwohl die Kraft und Lust für eigene kleine Entbehrungen findet. Die Waldungen besonders werden immerfort noch von den Hirten aus Unverstand und in fühlloser Selbstsucht da zerstört werden, wo ihre Erhaltung auch nur die kleinste Beschränkung der Weide fordert, die heute Genuß gibt, während jede Verordnung und jede Aufforderung für die Walderhaltung, für den Waldbau und für die Baumkultur, die erst in entfernterer Zeit Vortheil versprechen, dem Alpenbewohner lästig scheint.

Hier möge am Schlusse der Abhandlung über die Gebirgsverwilderung billig ein Wort über den Mangel des gemeinnützigen Sinnes und über die Industrielosigkeit einiger Hirtenvölker Platz finden, da diese Mängel in vielen Punkten zu der Verwilderung des Gebirgs im Verhältniß der Ursache zu der Wirkung stehen. Thatsachen werden auch hier am schicklichsten zur Einleitung dienen.

Unweit dem Brienzersee, auf einer Schutthalde von einem Bergfall der Vorzeit her, hatte vor etwa zwanzig Jahren einer der schönsten Buchwälder gestanden, dessen Eigenthum dem Staat, das Benutzungsrecht der Gemeinde am Fuß des Berghangs gehörte. Der Wald wurde in der Besorgniß, ihn für den Staatsbedarf fällen zu sehen, von der Gemeinde kahl niedergehauen und nach und nach der entblößte steile Abhang zur Schaf- und Ziegenweide bestimmt. Der erste Versuch von Waldkulturen, der je in diesem Gebirg gemacht worden, wurde nun hier von dem Forstamt vorgenommen und den Gemeindsgenossen in freundlichen Vorstellungen der Zweck der Anlage und ihre künftigen Vortheile auseinandergesetzt. Unten an dem Berghange wurden Kastanien, höher Eschen und Ahornen, noch höher Lerchtannen, und in den obersten Bezirken Arven ausgesäet. Kaum war die Saat vollendet, der Aufseher und die Arbeiter fern, so zog die Dorfjugend den Saaten zu und holte sich jubelnd, nicht ohne Beifallslächeln der Erwachsenen, die Kastanien- und Arvensamen zur Speise aus der Erde .... Die Ahornen gingen grünend wie ein Kleefeld auf und dienten bald den Ziegen- und Schafheerden der Gemeinde zur Futterung. Von vielen tausend Stämmchen ist keines übrig geblieben. Die

Eschen hatten das nämliche Schicksal; nur die Lerchtannen haben das Nagen überstanden und wachsen nun endlich, da sie dem Zahn der Ziegen entronnen, zum Erstaunen der alten und jungen Gemeindsbewohner, üppig in die Höhe.

Im Wangwald, der über Brienz das große Dorf vor Lawinen schützt, und seit Jahrhunderten den Bewohnern heilig, aber durch Alter, Windstürme und Beweidung gänzlich in Abgang gerathen ist, wurden Saaten von Lerchtannen auf den Blößen unternommen, die sich im Walde befinden. Da, der geheiligten Bestimmung des Waldes ungeachtet, die Dorfbewohner immer ihre Ziegen dahin zur Weide trieben, so wurde die Aussaat sorgfältig eingezäunt und der Wald, zu noch größerer Vorsorge, mit dem Weidbann belegt. Die Lerchtannen gingen hoffnungsvoll auf; aber das im Einschlag nun bald üppiger wachsende Gras war zu große Lockung. Die Zäunung wurde jedes Jahr wieder niedergerissen, so oft sie hergestellt war; der Wald, wie zuvor, mit Ziegen betrieben, die Lerchtannen verdorben. Nie ist ein Weidfrevel dem Richter angezeigt worden.

Der nutzbarste Baum des Alpengebirgs, der wichtigste, abgesehen auch von Holz und Früchten, ist ohne Zweifel die Arve. Ueberall sind Spuren, daß dieser Baum auf dem Gebirg zwischen Bern und Wallis in vorigen Zeiten häufig gewesen und große Wälder gebildet habe. Noch jetzt stehen auf den Oberhaslischen und Grindelwaldischen Gebirgen in Höhen von sechstausend Fuß Arven, die vier Fuß im Durchmesser halten und vielleicht tausend Jahre zählen. Kein Hirte des Hochgebirgs ist, bei dem dieser so seltene und zugleich so nützliche Baum nicht in hoher Achtung stünde, und doch ist dem Verfasser, ungeachtet beständigen Nachforschens, kein Beispiel bekannt geworden, daß jemals ein Landmann des Hochgebirgs diesen Baum durch Saat zu vermehren gesucht hätte.

Was das Schicksal der ersten im Gebirg unternommenen Arvensaat gewesen, ist oben erzählt worden. Auf dem Grindelwaldischen Gebirg wurde der zweite Saatversuch gemacht, in mehrerer Hoffnung des Gedeihens, da jeder Hirt hier diesen Baum schätzt und Sorgfalt für die Saat erwartet wurde. Eine Blöße in Mitte der Itrammen-Alpenwaldungen wurde mit Arven und Lerchtannen, unter Aufsicht der obrigkeitlichen Bannwarte, angesäet und sorgfältig eingezäunt. Die obrigkeitlichen Förster oder Bannwarte hatten ungläubig bei der Saat den Kopf geschüttelt und mit einiger Zuversicht behauptet, daß die Arve nicht durch Samen fortgepflanzt werden könne. Ein Jahr hernach wurde dem Beamten, der die Saat befohlen, triumphirend angezeigt, daß kein einziges Korn, weder von Arven, noch von Lerchtannen, aufgegangen sei. Demungeachtet wurde die Erhaltung der Einfristung befohlen, in dem unangenehmen Gefühl vereitelter Hoffnung aber und in der Besorgniß, der Unwissenheit gegenüber verspottet zu stehen, etwas kleinmüthig die Besichtigung der mißglückten Saat verabsäumt. Zwei Jahre hernach wurde, als eine Reise ins Gebirg zufällig dahin geführt hatte, der Saatplatz untersucht. Die Einfristung fand sich zerrissen auf der Erde zerstreut, eine Menge Lerchtannen, die aufgegangen waren, verkrüppelt durch den Zahn des Viehes, und die jungen Arven von den Klauen der Kühe in

den Boden gestampft; das Mehrste verdorben. — Zum dritten Mal wurde die Arvensaat versucht, aber zu diesem Zweck ein Stück einer Voralp von dem Eigenthümer gepachtet, und das Versprechen gegeben, bei sorgfältiger Hut der Arvensaat und fleißigem Unterhalt der Zäunung jährlich dem Eigenthümer und seinen Kindern Belohnungen zu geben. Die Arven sind gut aufgegangen, werden sorgfältig gepflegt und nach einigen Jahren den Landleuten zum Verpflanzen ausgetheilt werden.

Von der Lerchtanne, die auf einigen hohen Alpen noch höher, als auf anderen die Arve vorkommt, und durch Ausdauer gegen Stürme und Lawinen und durch große Nutzbarkeit des Holzes und der Rinde sich empfiehlt, ist Aehnliches wie von der Arve zu bemerken. Die Esche und die Ulme (Fraxinus excelsior und Ulmus campestris), so wichtig durch die Blätterbenutzung für die Fütterung des Viehes, sind eben so wenig jemals, als die Arve, weder durch Saat, noch durch Pflanzung auf den hohen Alpen, von denen hier die Rede ist, vermehrt worden.

Nach einstimmigem Zeugniß der Hirten übertrifft kein Futterkraut der Alpen die Mutteren, das Adelgras, die Romeyen und den Thaumantel (Phellandrium mutellina, Plantago alpina, Poa alpina vivipara, Alchemilla vulgaris) an Nutzbarkeit auf hohen Alpenweiden. Diese Kräuter, besonders die Mutteren und das Adelgras, haben, wie oben bemerkt, den großen Vortheil, auf Bergrücken, von denen nach Zerstörung des Rasens die bessere Erdschicht verschwunden, in lauter Steingeriesel, das der Sonne nicht zu sehr ausgesetzt ist, zu wachsen. Nie aber hat auf den hohen Alpen, von denen hier die Rede ist, ein Landmann oder Hirt versucht, diese oder andere kostbare Weidepflanzen künstlich zu vermehren.

Es wird unnöthig sein, die Zahl dieser Thatsachen durch mehrere Beispiele zu vermehren, und die Folgerungen, die sich daraus ergeben, umständlicher auseinander zu setzen.

Die Ueberzeugung geht vorzüglich aus jenen Thatsachen und aus der Betrachtung der Kultur unsers Hochgebirgs und der Bildungsstufe seiner Bewohner hervor: daß Verordnungen der Regierungen nicht hinreichen können, bei diesen Hirtenvölkern den Geist der Gemeinnützigkeit zu schaffen, der nur von früher Jugend her durch Beispiel und Erziehung wieder geweckt werden kann. Dieser Geist, dessen Verlust wir beklagen, hat in frühern Zeiten die Gebirgsvölker beseelt; denn die Liebe des Vaterlandes ist eins mit ihm, da sie auf der Kraft des Entbehrens zum Vortheil des gemeinen Wohls beruht und jener Geist und diese Liebe gleich im Eigennutze untergeht.

Die Geschichte dieser Völker ist in ihrem Beginnen seinen Katarakten ähnlich gewesen. Die Begeisterung für die Freiheit hat sie erhoben, als rings um seine Felsen die Nachbarvölker in Knechtschaft erniedrigt lagen. Bedürfnisse hatten sie wenig; die Berge gaben mehr als jetzt und mehr als sie bedurften; geringer war die Bevölkerung, die Länderei weniger zerstückelt; die fremde Sitte, der fremde Dienst, die fremden Gelder, die Sklaverei des Luxus, die zuerst die Hauptstädte erniedrigt, waren noch nicht in diese Thäler gedrungen. Aber der Strom der glänzenden Geschichte ging bald in stillen Fluthen, und bald in regungslosem, stockendem Gewässer

unter, auf dem im schweren Gang von zwei Jahrhunderten nur Wellen schlugen, wenn der Nachbar Goldklumpen hineinwarf oder von Rom her der Sirokko darüber wehte. Begeisterung für gemeines Wohl wurde nach und nach gefährlich; die Selbstsucht herrschend; einheimisch die Trägheit.

Wie sehr haben nun seither mit der Bevölkerung und mit den neuen Sitten die Bedürfnisse sich vermehrt, wie sehr durch Handelsdruck und durch die Zerstückelung der Ländereien die Hilfsmittel sich vermindert! Keine Begeisterung hebt mehr, wie in jenen Zeiten, und erweitert des Volkes Leben und Thätigkeit und in der wachsenden Armuth verderben die edeln Triebe. Die Bewegungen der Völker rings um unsere Felseninsel haben uns kaum berührt; ihre Kämpfe haben ihnen Uebung, neue Lebenskraft und Selbstgefühl, uns vielleicht den alten Schlummer wiedergebracht, der bei äusserm Frieden nur die grössere Regsamkeit des innern Lebens in Kunst und Wissenschaft und in dem Anbau unsers Landes mit seinen bösen Folgen zu entfernen vermag.

Wie oft ist der Mangel an Industrie und Thätigkeit im vaterländischen Gebirg beklagt worden! Was aber ist Industrie, als Bildung durch Kenntnisse, Künste und Fertigkeiten in Thätigkeit auf Mittel des Erwerbs gerichtet? Wie können wir Industrie bei Völkerschaften zu erwecken hoffen, wo jene Bildung nicht vorhergegangen? wo dieser beklagenswerthe, der Schweiz unwürdige Zustand der Volksschulen seit Jahrhunderten unverbessert fortbesteht?

Kein heller, für das Gute reger Sinn des Regenten ersetzt den Mangel jener Bildung bei dem Volke. Jede, auch die weiseste Verwaltung steht schwankend auf die Spitze gestellt und schwach gegen den Andrang der Seiten, wo sie nicht auf der Bildung und auf der Liebe zum gemeinen Wohl als breiter Unterlage ruht; und wenn auch ein Volk an den Gehorsam gewöhnt werden könnte, der aus der Furcht, nicht aus der Einsicht, hervorgeht, an die Ruhe, die nicht Gleichgewicht, sondern Abwesenheit der Kräfte ist: es würde dieses Volk die Empfänglichkeit für das Gute und die Fähigkeit der Begeisterung verlieren, ohne die es früher oder später ruhm- und achtungslos zu Grunde geht.

Jede Zeit hat ihren guten Geist, der in stufenweisen Entwickelungen das menschliche Geschlecht dem fernen Ziele näher führt. Auch wir wollen den Geist unsrer Zeit segnen, der durch den Druck vergangener Jahre den Wunsch gesetzmässiger Freiheit und das Licht der Wissenschaften uns gebracht, die, indem sie der Selbstsucht entgegenwirken, die Liebe des Vaterlandes zeugen und ernähren, die über Alles uns Bedürfniss ist, die allein dieses zertrümmerte Gebirg unter diesen Gletschern und Lawinen uns theuer und heilig machen kann.

Unsere Geschichtschreiber haben gesprochen; Pestalozzi hat unter uns gelebt; die Armenschule in Hofwyl steht unter unsern Augen gegründet . . . . . .

Mit stillen Wünschen schliesst der Verfasser.

Inhaltsverzeichniß
vom dritten Jahrgang
der Ueberlieferungen zur Geschichte unsrer Zeit.

I. Zur Geschichte Europa's.

1. Im Allgemeinen.

2. Im Besondern.

Deutschland.

Frankreich.

Großbritannien.

Holland.

Inhaltsverzeichniß.

Seite

Italien.

Rußland.

Schweiz.

Spanien.

Türkei.

II. Zur Geschichte Asiens.

III. Zur Geschichte Amerika's.

IV. Zur Geschichte Afrika's.

Inhalt.

Von dieser Zeitschrift erscheint monatlich ein Heft, jedesmal sechs bis sieben Bogen stark, nebst einem Intelligenzblatte; der ganze Jahrgang besteht demnach aus zwölf Heften; es können einzelne Hefte oder ein halber Jahrgang nicht besonders erlassen werden, sondern das Abonnement ist für einen ganzen Jahrgang festgesetzt; dafür ist der Preis 16 Schweizerfranken oder 11 Fl. rheinisch, und in Norddeutschland franko Leipzig 7 Rthlr. sächsisch. — Jede gute Buchhandlung in Deutschland und in der Schweiz, so wie alle Postämter und Zeitungs-Expeditionen nehmen Bestellungen darauf an; die Versendungen der Hefte geschehen jedesmal mit dem Anfang und in der Mitte eines Monats. Bekanntmachungen und literarische Anzeigen werden in den Intelligenzblättern mit 4 kr. oder 1 gr. für die gebrochene Zeile berechnet, und erhalten die allgemeinste Verbreitung, vermöge des ausgedehnten Wirkungskreises dieser Zeitschrift. Beiträge für dieselbe können unter der Adresse des Herausgebers oder Verlegers unmittelbar durch die Post eingesandt werden; in weiterer Entfernung können solche Beiträge, deren Inhalt keine Eile hat, auch an Herrn David Sauerländer in Frankfurt am Main, und in Leipzig an Herrn Buchhändler Friedrich Christian Wilhelm Vogel mit einem besondern Couvert versehen und mit der Bemerkung: zu Handen der Redaction der Ueberlieferungen, abgegeben werden, indem von beiden Orten häufige Versendungen an mich abgehen, wo solche Couverts franko beigelegt werden können.

H. R. Sauerländer.



